Geschenk aus dem Nachlasse des
H. H. Prof. Hiener in Freising.
† 15/I 1893.

ant. 436e (1. (8c)

Digitized by Google

Kauff.
~~10a~~ Prof Hirner.
Hist. 6. 43.
<36623761210015 S
<36623761210015
Bayer. Staatsbibliothek
Digitized by Google

Digitized by Google

Oliver Goldsmith's

Geschichte der Römer.

Uebersetzt und ergänzt

von

Ludwig Theoboul Kosegarten.

Erster Band.

Neue, verbesserte Auflage.

Leipzig, 1805.

in der Weidmannischen Buchhandlung.

Gd 166 1858

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorbericht.

Es ist dies bereits das dritte Mal, daß wir veranlaßt werden, Goldsmith's verteutschte Römergeschichte neu aufzulegen. Um dieses Werk der Gunst, welche das Publicum ihm bisher erzeigte, und welche solches durch die in ihm getroffene zweckmäßige Auswahl der Begebenheiten sowohl, als deren gefälligen Vortrag mit Recht zu verdienen scheint, immer würdiger zu machen, haben wir den Uebersetzer und Ergänzer desselben, Herrn Consistorial-Rath Kosegarten, bewogen, zum Behuf gegenwärtiger neuen Ausgabe sich einer nochmaligen Durchsicht des Ganzen zu unterziehen. Mit welchem Fleiße und welcher Sorgfalt derselbe dieses Geschäfts sich entledigt habe, wird einen

jeden der Augenschein lehren. Manche Thatsache ist berichtigt, manche treffende Bemerkung eingestreut, dem Ausdruck durchgehends nachgeholfen, und der vorhin fast allzuleichte und vertrauliche Vortrag zur schmucklosen Würde des historischen Styls gesteigert worden.

Da nun auch wir dem Aeußern des Werkes für diesmal eine gefälligere, dem Geschmack des Zeitalters angemessenere Gestalt zu geben versuchten; so glauben wir in Hinsicht dieser neuen Ausgabe alles geleistet zu haben, wozu die Aufmerksamkeit gegen das Publicum uns verpflichtete, und empfehlen wir uns und unsre Unternehmungen der Gunst desselben auch für die Zukunft.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Geschichte
des
Freystaates Rom.

Digitized by Google

Digitized by Google

Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Vom Ursprunge der Römer.

Kein Volk des Erdbodens ist gleichgültig gegen den Glanz eines hohen Ursprungs. Schweigt die Geschichte, so flüchtet es zur Sage. Kein Wunder denn, wenn auch die Römer, welche ihren Ansprüchen die Erste nicht günstig fanden, das wunderbare Helldunkel der Letzten benutzten, um als Abkömmlinge von Göttern sich geltend zu machen.

Aeneas, der vorgebliche Sohn der Venus und des Anchises, war Trojens Untergang entronnen. Nach langem Irrsal und vielen Gefahren und Abentheuern langte er in Italien an, wo Latinus, König der Latier, ihn gütig aufnahm und ihm seine Tochter Lavinia vermählte. Grade so wie noch jetzt, war Italien auch damals in eine Menge kleiner Staaten zertheilt, die, jeder von dem andern unabhängig, beynah unaufhörlich mit einander im Kriege lebten. Turnus, der Rutuler König, hatte sich lange um Lavinia beworben. Er war der erste, der dem neuen Ankömmling sich widersetzte. Ein Krieg folgte, in welchem der Trojer siegte und Turnus umkam. Jetzt bauete Aeneas eine Stadt, die er nach dem Namen seines Weibes, Lavinia nannte. Allein er beherrschte sie nur vier Jahre. Mezentius, ein andrer der kleinen Könige des Landes, bekriegte, überwand und erschlug ihn. Sein Sohn, Askanius, folgte ihm im J. d. W. 2284.

Digitized by Google

Königreich; dem ein anderer Sohn von der Lavinia, Namens Silvius; dem eine Reihe von Königen, von denen wir wenig mehr als die Namen wissen. Dies inhaltleere Namenregister herzuschreiben, wäre langweilig und ermüdend. Genug sey zu bemerken, daß die Thronfolge vier volle Jahrhunderte hindurch in derselben Familie blieb, und daß Numitor, der Funfzehnte seit Aeneas, die Reihe beschlossen habe.

Numitor, von seinem Vater zum Thronfolger verordnet, hatte einen Bruder Amulius, welchem die aus Troja mitgebrachten Schätze zugefallen waren. Nicht leicht wird, wem die Mittel zu Gebote stehen, ihres, wenn auch widerrechtlichen Gebrauches sich enthalten. Amulius bediente sich seines Reichthums, um den gutmüthigen Bruder zu unterdrücken. Er verdrängte ihn vom Reiche, und bemächtigte sich dessen selber. Nicht zufrieden mit dieser Gewaltthat, befleckte er seine Hände noch mit Blut. Numitors Söhne waren die ersten Opfer, die seinem Argwohn fielen, und um alle Besorgnisse, dereinst auf seinem Throne beunruhiget zu werden, mit der Wurzel zu vertilgen, zwang er Rheen Silvien, seines Bruders einzige Tochter, in den Orden der Vestalinnen zu treten, einen Orden, der sie zur ewigen Jungfrauschaft verpflichtete und ihn vor den Ansprüchen einer lästigen Nachkommenschaft sicherte.

Alle diese Vorsicht ward jedoch vereitelt. In einem Haine, den sie Wasserschöpfens halber zu besuchen pflegte, ward Rhea Silvia von einem Manne überfallen und geschwächt, welchen das schuldbewußte und der Entschuldigung bedürftige Mägdlein für keinen geringern glaubte halten oder ausgeben zu dürfen, als für Mavors, den unwiderstehlichen Gott der Kriege, selber. Wer der kühne Bule eigentlich gewesen sey, ob irgend jemand, der Rheen durch Annahme eines so hohen Namens täuschte, ob Amulius selbst, wie einige Schrift-

Schriftſteller behaupten, läßt ſich nicht entſcheiden. Gewiß iſt, daß die Rhea, nach verfloſſener Zeit, mit zwey Knaben niederkam, die der Uſurpator ſchon im Augenblicke der Geburt dem Untergang widmete. Die Mutter ward verurtheilet, lebendig begraben zu werden, die herkömmliche Züchtigung der Veſtalinnen, die ihre Keuſchheit verletzet hatten. Die Zwillinge befahl er in die Tiber zu werfen. Glücklicher Weiſe war der Fluß ſtärker denn gewöhnlich aus ſeinem Bette getreten, ſo daß der Fleck, wo die Knaben hingeworfen wurden, vom Hauptſtrom entfernt, und das Waſſer zu ſeicht war, um ſie zu erſäufen. Kein Leid wiederfuhr ihnen demnach in dieſer Lage. Und damit kein Umſtand ihrer Erhaltung des Wunderbaren ermangeln möge, ſo ſagt man uns, ſie ſeyen eine Zeitlang von einer Wölfin geſäuget worden, bis Fauſtulus, des Königs Schäfer, ſie ſo preisgegeben gefunden und ſeiner Gattin Acca Laurentia gebracht habe, die ſie auferzog. Andere aber wollen, die Amme habe Lupa geheißen und dieſer Name eben habe die Sage veranlaßt, daß ſie von einer Wölfin geſäuget ſeyen. Daß bey Ueberlieferungen dieſer Art ein Mährchen mehr oder weniger nicht ſonderlich in Anſchlag komme, begreift der Leſer.

Romulus und Remus, die ſo wunderbar erhaltnen Zwillinge, äußerten frühzeitig Anlagen und Neigungen, die der Niedrigkeit ihrer vermeinten Herkunft nur wenig zuſagten. Das Schäferleben fing an ihnen zu mißfallen. Vom Weiden der Heerden, vom Jagen der Thiere, kehrten ſie ihre Waffen bald wider die Räuber der Gegend, denen ſie nicht ſelten den Raub abnahmen, und großmüthig unter ihren Hirtenbrüdern ihn vertheilten.

In einer dieſer Streifereyen ward Remus von Numitors Hirten gefangen, vor den König geſchleppt, und des nämlichen Verbrechens beſchuldigt, deſſen eigen-

Digitized by Google

eigenmächtiger Bestrafung er sich so oft angemaßet hatte. Jetzt erfuhr Romulus von seinem Pflegevater das Geheimniß seiner Geburt. Ohne Zeitverlust versammelte er seine Kameraden, entschlossen seinen Bruder zu befreyen und des Usurpators Händen den Scepter zu entwinden. Zu schwach jedoch, um offenbar zu Werke zu gehen, hieß er seine Gefährten sich dem Orte auf verschiedenen Straßen nähern, während Remus mit gleicher Wachsamkeit die Bürger drinnen aufwiegelte. Amulius, auf allen Seiten umringt, unfähig ein Rettungsmittel zu ersinnen, ward während seiner Betäubung und Verwirrung ergriffen und erschlagen, während Numitor, zwey und vierzig Jahr nach seiner Entthronung, nun den Thron noch einmal wieder bestieg.

Sofort beschlossen beyde kühne Jünglinge, auf eben den Hügeln, wo sie ihre Heerden geweidet hatten, eine Stadt zu gründen. Der König war ihnen allzusehr verpflichtet, als daß er ihre Absicht nicht hätte genehmigen sollen. Er wies ihnen Ländereyen an und erlaubte jedem seiner Unterthanen, sich in dem neuen Pflanzorte niederzulassen. Manche von den benachbarten Hirten, manch neuerungslustiges Gesindel eilte herbey, um die Stadt bauen zu helfen. Zu Beschleunigung des Werkes ward das Volk in zwey Hälften getheilet, deren jede mit der andern in Betriebsamkeit und Emsigkeit wetteifern möchte. Aber diese Einrichtung, die man sich so zweckmäßig vorstellte, hätte dem werdenden Staate beynahe den Untergang zugezogen. Sie veranlaßte zwey Partheyen, deren eine den Romulus, die andere den Remus vorzog, welche ihrerseits selbst über den Platz, wo die Stadt stehen sollte, uneins waren. Der König rieth ihnen, den Streit durch den Vogelflug schlichten zu lassen. Sie gehorchten; ein jeder bestieg seinen Lieblingshügel. Remus erblickte

sechs

sechs Geyer, Romulus deren zwölf; da nun jenem das frühere, diesem das vollständigere Omen geworden war, so deutete dieser und jener das Augurium für sich. Ein Gezänke erfolgte, und auf das Gezänke ein Gefechte, in welchem Remus blieb. — Andere sagen, Remus sey verächtlich über die Stadtmauer gesprungen, worauf Romulus ihn mit eigener Hand niedergeworfen und erkläret habe, daß niemand ungestraft seine Mauern höhnen sollte.

Jetzt allein Gesetzgeber und im achtzehnten Jahre seines Alters begann Romulus die Grundlegung einer Stadt, die einstens dem Erdboden Gesetze geben sollte. Sie erhielt den Namen Rom, und ward auf dem J. d. W. 3252. v. C. G. 752. nämlichen Fleck erbauet, auf welchem ihm das günstige Omen geworden war. Die Stadt war beynahe viereckt, und enthielt ungefähr tausend Häuser. Ihr Umfang mochte etwa eine Meile, und ihr Gebiet einen Bezirk von sechs Meilen betragen. Viel zu weitläuftig noch war dieser geringe Umfang für die äußerst schwache Bevölkerung. Manche Nothbehelfe wurden ergriffen, um die Anzahl der Einwohner zu vermehren. Vor allen Dingen ward ein Asyl eröffnet zu Gunsten aller Missethäter, Sklaven, Landstreicher, jedes gesetz- oder heimatlosen Gesindels. Ein solches strömte dann auch schaarenweise herbey, und half die Zahl der Unterthanen unsers Gesetzgebers mehren.

Um von dem werdenden Rom uns einen richtigen Begrif zu bilden, dürfen wir uns nur eine Gruppe von Hütten im Ringe einer schwachen Mauer vorstellen, aufgeführt weniger zu dem Zwecke einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft, als zum gelegentlichen Vereinigungspunkt raubsüchtiger Krieger; bevölkert mehr mit rohem und ungebändigtem Gesindel, als mit Unterthanen, die zum Gehorsam und zur Ordnung erzogen waren; wir dürfen uns nur einen Haufen Leute denken,

die

die zum Rauben gewöhnt, in einem Orte zusammen lebten, der lediglich auf die Sicherung des Raubes berechnet schien. Und dennoch werden wir mit Erstaunen diesen unreinen Zusammenfluß zügelloser Menschen sich bald in die engsten Bande der Gesellschaft fügen; wir werden das gesetzlose Völklein für die Götter und ihre Stellvertreter tiefe Ehrfurcht gewinnen; wir werden einen Pöbel, der aus den Hefen des Menschengeschlechts zusammengeflossen war, dem Erdboden die erhabensten Beyspiele von Tugend und Tapferkeit geben sehen.

Zweytes Kapitel.

Von Erbauung Roms bis zu Romulus Tode.

Kaum war diese Stadt über ihren Boden emporgestiegen, als ihre rohen Einwohner den Staat in eine Art von Form zu gießen suchten. Ihr vornehmstes Augenmerk war, Freyheit mit Ordnung zu vereinigen, und eine Art von gemischter Monarchie zu bilden, in welcher alle Gewalt zwischen dem Fürsten und dem Volke getheilet seyn sollte. Mit wohlgespieltem Edelmuthe ließ Romulus ihnen die Freyheit, sich einen König zu wählen. Dankbar wählten sie ihren Stifter; ihm huldigten sie als dem höchsten gottesdienstlichen, bürgerlichen und kriegerischen Oberhaupte. Außer einer Leibwache wurden ihm zwölf Männer zugeordnet, welche ihn überall mit Beilen, die in einem Bündel Ruthen befestiget waren, begleiten mußten; sowohl um die Urtheile zu vollziehen, als um den Unterthanen Ehrfurcht für das königliche Ansehen einzuflößen. Dies Ansehen war jedoch für jetzt noch sehr beschränkt; es bestand lediglich in der Befugniß, den Rath zusammen zu rufen, das Volk zu versammeln, wenn Krieg

beschlossen ward, das Heer zu führen, und die Quästoren oder Schatzmeister zu ernennen; Staatsbediente, die zu einer Zeit, wo weder die Krieger, noch die obrigkeitlichen Personen besoldet wurden, schwerlich viel zu thun haben konnten.

Der Senat, der dem Könige als Rathgeber zugeordnet war, bestand aus hundert der vornehmsten Bürger, aus lauter Männern, denen Alter, Weisheit oder Tapferkeit ein natürliches Ansehen über ihre Mitbürger gab. Den ersten Senator wählte der König. Er war des Königs Stellvertreter, wenn dieser in den Krieg zog. Alle Staatsgeschäfte von Bedeutung wurden in dieser ehrwürdigen Versammlung behandelt, in welcher der König zwar den Vorsitz hatte, die Stimmenmehrheit aber einzig entschied. In Hinsicht der väterlichen Gesinnungen, welche man dem Volke gegenüber den Senatoren zutraute, wurden selbige mit dem Namen der Väter, ihre Angehörige oder Abgestammte aber mit dem der Patricier beehret. Den Patriciern gebührten alle wichtige Bedienungen, so wohl des Staates als der Priesterschaft. Ihnen wurden sie vom Senat und Volk übertragen, während den niedrigen Bürgerklassen, die von allen Aussichten auf Beförderung sich ausgeschlossen sahen, nichts übrig blieb, als sich durch Tapferkeit im Kriege oder Emsigkeit im Ackerbau emporzuschwingen.

Den dritten Theil der gesetzgebenden Macht bildeten die Plebejer. Ihnen blieb die Befugniß, allen Verordnungen, die beym König und im Senat durchgegangen waren, gesetzliche Kraft zu geben. Alles, was Krieg und Frieden, was die Wahl der Obrigkeiten, und selbst eines Königs betraf, bedurfte ihrer Beystimmung. Ihren zahlreichen Versammlungen wurden alle Unternehmungen gegen den Feind vorgeleget, während der Senat nur die Befugniß hatte, ihre Beschlüsse

zu

zu genehmigen oder zu verwerfen. So bestand der Staat aus drey Ständen, deren jeder auf Beschränkung des andern berechnet war. Das Volk erwog, ob die Vorschläge des Königes genehmiget werden sollten; der Senat rathschlagte über die Mittel sie auszuführen; und der König gab, durch seine ausübende Gewalt, den Geschäften Raschheit und Nachdruck. Diese Einrichtung scheinet dem Volke fast zu vielen Einfluß gewähret zu haben; allein es gab einen Umstand, der denselben nicht wenig verminderte. Dies waren die Rechte der Schutzverwandtschaft. Ueberzeugt, daß gewissermaßen der Arme von dem Reichen abhängen müsse, gab der König einem jeden Plebejer die Erlaubniß, sich einen der Senatoren zum Schirmherrn zu erwählen. Eng und ewig war das Band zwischen beyden; jeder Schirmherr mußte seinen Schutzgenossen schützen, ihm mit Rath und Vermögen beystehen, vor den Richtern ihn vertreten, und vor jedem Druck ihn sichern. Auf der andern Seite kannte der Schutzgenosse kein anderes Interesse, als dasjenige seines Schirmherrn. War er arm, so mußte er ihn unterstützen, seine Töchter aussteuern, seine Schulden, oder wenn er gefangen ward, sein Lösegeld bezahlen; folgen mußte er ihm in jedem Zuge, in jeder Gefahr; wenn er sich um ein Amt bewarb, ihm seine Stimme geben, und wenn sein Zeugniß ihm schaden konnte, so durfte kein Gericht ihn nöthigen, dasselbe abzulegen. Diese wechselseitigen Pflichten wurden für so heilig gehalten, daß die Verletzer derselben auf ewig ehrlos, und alles Schutzes der Gesetze beraubt wurden. Im Grunde waren die Senatoren also immer im Besitze der Volksstimmen, und diesem blieb nichts übrig, als die Befugniß, sich den Schirmherrn zu wählen, dem sie gehorchen wollten. Einem Volke, das sich noch im Zustand der Barbarey befand, kann man es als Weisheit an-

anrechnen, daß es den Gehorsam zur unverletzlichsten aller Pflichten adelte.

Des neuen Königs erste Sorge war, den Gottesdienst zu ordnen, und seine Unterthanen durch die Begriffe von mehr denn irdischen Belohnungen und Strafen zu vermenschlichen. Die eigentliche Gestalt ihres Gottesdienstes ist unbekannt, doch bestand ein großer Theil der Religiosität des Zeitalters in dem Glauben an die Wahrsager, welche durch Beobachtungen des Vogelflugs und der Eingeweide von Thieren das Gegenwärtige deuteten und die Zukunft erspähten. Dieser fromme Betrug, ursprünglich eine Frucht der Einfalt, ward bald ein sehr brauchbares Triebrad in den Händen der Regierung. Romulus gebot ausdrücklich, daß keine Wahl geschehen, keine Unternehmung begonnen werden sollte, ohne die Wahrsager zu befragen. Mit gleicher Weisheit verordnete er, daß keine neuen Gottheiten in der Stadt eingeführet werden, daß das Priesterthum zeitlebens dauern, aber keinem vor dem funfzigsten Jahre anvertrauet werden sollte. Er verbot ihnen, Fabeln in ihre Mysterien zu mengen, und um sie zu Volkslehrern auszubilden, hieß er sie die Geschichte der Zeiten beschreiben. Unmöglich war es einem Volke, das durch solche Priester unterwiesen wurde, in die alte Rohigkeit zurückzusinken.

Von seinen andern Gesetzen sind uns nur wenig Bruchstücke übrig. Aus diesen lernen wir, daß kein Eheweib, unter welchem Vorwande es immer war, von seinem Mann sich trennen durfte. Der Mann aber hatte das Recht, seine Gattin nicht nur zu verstoßen, sondern mit Einwilligung ihrer Verwandten sogar zu tödten, wenn er sie über Ehebruch, Giftmischerey, über falschen Schlüsseln, oder auch nur über einem Rausch ertappte. Strenger noch waren seine Gesetze in Hinsicht auf Aeltern und Kinder; der Vater hatte gänzliche Gewalt,

so-

sowohl über das Vermögen, als über das Leben seiner Sprößlinge. Zu welchem Alter, zu welcher Ehrenstelle sie gelangt seyn mochten, er durfte sie verkaufen, oder ins Gefängniß werfen. Ward ihm ein ungestaltetes Kind geboren, so durfte er es aussetzen, nachdem er den fünf nächsten Verwandten seine Absicht mitgetheilet hatte. Gegen den Feind sogar scheint der Gesetzgeber sich einer großen Milde beflissen zu haben. Einen überwundenen Feind zu tödten, verbot er; selbst ihn zu verkaufen, ward untersagt, dafern er sich freywillig ergeben hätte. Seinen Feind in einen Freund zu verwandeln, dünkte ihm die rühmlichste Art zu überwinden.

Jetzt, da Romulus sein Volk gemehrt, und da er es geordnet hatte, befahl er es zu zählen. Die ganze Zahl der Waffenfähigen belief sich nicht höher als auf dreytausend Mann zu Fuß und ungefähr eben so viele Reuter. Dem zufolge wurde diese in drey Tribus getheilt, deren jedem ein besonderer Theil der Stadt angewiesen ward. Jeder der drey Tribus zerfiel in zehn Curien, deren jede aus hundert Mann bestand, und als Befehlshaber einen Centurio, als Opferprieſter einen Curio, und als Gerechtigkeitspfleger zwey Duumvirn an ihrer Spitze hatte. Nach der Zahl der Curien wurden die Ländereyen in dreyßig Bezirke getheilt, mit Vorbehalt eines Bezirks für den öffentlichen Gebrauch, und eines andern für die gottesdienstlichen Ceremonien. Die Einfalt und Nüchternheit der Zeiten erhellt am besten aus der Bemerkung, daß ein Bürger nicht mehr als zwey Acker Landes zu seinem Unterhalt bekam. Von der obgedachten Reuterey wurden zehn aus jeder Curie gewählet. Ihnen lag ob, die Person des Königs in der Schlacht zu decken. Aus ihnen bestand seine Leibwache. Von ihrer Hurtigkeit im Kriege, oder auch

etwa

etwa von dem Namen ihres ersten Befehlshabers erhielten sie den Namen der Celeres, welcher mit unserer leichten Reuterey ungefähr gleichbedeutend ist.

Es konnte nicht fehlen, daß eine so weise Staatseinrichtung nicht neue Bürger herbeygelockt hätte. In der That strömten deren ganze Schaaren aus den benachbarten Flecken herbey, und um die Dauer des Staates zu sichern, schien es an nichts anderm als an Weibern zu mangeln. Diesem großen Bedürfnisse abzuhelfen, sandte Romulus, auf den Rath des Senats, Gesandte zu den benachbarten Sabinern, welche ihnen ein Bündniß antragen und unter dieser Bedingung ihnen Freundschaft und die innigste Verschwägerung anbieten mußten. Die Sabiner, eines der kriegerischsten Völker Italiens, verwarfen den Antrag mit Verachtung. Höhnisch fragten einige, warum Romulus, der für flüchtige Sklaven eine Freystadt geöffnet habe, nicht eine andre für Metzen und Landstreicherinnen öffne? Diese Antwort verdroß die Römer. Um beydes seinen Unwillen zu befriedigen, und die Stadt zu bevölkern, beschloß der König, was ihren Bitten abgeschlagen war, durch Gewalt zu erzwingen. In dieser Absicht ward in allen benachbarten Landschaften ein Fest zu Ehren des Neptun ausgerufen, und zur Feyer desselben wurden prächtige Anstalten getroffen. Der Sitte nach begannen diese Feste mit Opfern und endigten mit den Kampfspielen der Ringer, Fechter und Wettrenner. Die Sabiner waren, der Erwartung des Königes gemäß, die ersten, die sich mit ihren Weibern und Töchtern zu dem Schauspiele drängten. Auch aus den umliegenden Gegenden eilten Haufen von Einwohnern herzu und wurden von den Römern mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen. Mittlerweile begannen die Spiele; Augen

und

und Ohren der Zuschauer waren gefesselt. Mit einmal stürmte eine Anzahl römischer Jünglinge mit gezogenen Schwertern unter sie, bemächtigte sich der Jungfrauen und der schönsten Weiber, und schleppte mit Gewalt sie hinweg. Umsonst ereiferten sich die Zuschauer über diesen Bruch der Gastrechte; umsonst widerstanden die Jungfrauen anfangs den Zumuthungen ihrer Räuber. Beharrlichkeit und Liebgekose errang am Ende, was die Schüchternheit zuerst versagte. Und diese Verräther, anfangs die Gegenstände ihres Abscheues, wurden bald die Vorwürfe ihrer zartesten Gefühle.

Nicht so leicht, als die geraubten Schönen, verziehen deren Anverwandte. Ein blutiger Krieg erfolgte. Da die Sabiner in ihrer Rache zu saumselig schienen, so unterwanden die Städte Cecina, Antemna und Crustuminium sich, die ersten, die gemeinschaftliche Beleidigung zu ahnden. Durch die Einzelnheit ihrer Einfälle aber erleichterten sie dem Romulus ihre Bezwingung. Zuerst überwältigte er die Cecinenser, erschlug ihren König Acron im Zweykampf, und brachte seine Waffen als reiche Beute dem Jupiter Feretrius auf dem nämlichen Flecke als Opfer dar, auf welchem in der Folge das Capitol erbauet wurde. Die Antemnater und Crustuminier hatten das nämliche Schicksal; ihre Heere wurden überwältigt, und ihre Städte eingenommen. Der Sieger bediente sich seines Sieges jedoch mit großer Milde. Statt die Städte zu zerstören, oder die Zahl der Einwohner zu mindern, legte er blos eine römische Colonie hinein, um wider fernere Einfälle ihm zu einer Art von Grenzwehr zu dienen.

Tatius, König von Cures, einer Sabinischen Stadt, war der letzte, aber auch der fürchterlichste, der die Unbild seines Landes zu rächen übernahm. An der

Spitze

Spitze von fünf und zwanzig tausend Mann drang er ins Römische Gebiet ein. Ungeachtet der Ueberlegenheit seines Heeres, verschmähete er die Kriegslist nicht. Tarpeja, die Tochter des Befehlshabers vom capitolinischen Hügel, fiel in seine Hände, als sie aus den Mauern der Stadt ging, um Wasser zu holen. Durch große Verheißungen überredete er sie, ihm eines der Thore zu verrathen. Zur Belohnung bedung sie sich dasjenige aus, was die Krieger an ihren Armen trügen. Die Armringe meinte sie. Jene aber, sey es nun aus Mißverständniß, oder um ihre Verrätherey zu strafen, warfen, wie sie ins Thor drangen, ihre Schilde über sie her, unter deren quetschendem Gewichte sie starb. Jetzt im Besitz des capitolinischen Hügels, konnten die Sabiner den Krieg nach ihrem Belieben fortsetzen. Eine Zeitlang fielen nichts, denn leichte Scharmützel vor. Das Ermüdende dieser Art zu kriegen erschöpfte jedoch beyde Partheyen; beyde wünschten Frieden, keine wollte sich herablassen ihn zu erbitten. Wie gewöhnlich sollte auch diesmal der Friede erst erfochten werden, und beyde Partheyen beschlossen, ihre Zwistigkeiten in offner Feldschlacht zu entscheiden. Ein allgemeines Gefecht erfolgte, und ward einige Tage nach einander mit beynah gleichem Erfolg erneuert. Beyde Heere kämpften für alles, was sie am kostbarsten hatten. Keines konnte sich entschließen nachzugeben. In dem Thale zwischen dem capitolinischen und quirinalischen Hügel ward die letzte Schlacht gefochten. Schon war sie allgemein geworden und das Blutvergießen groß, als plötzlich die Aufmerksamkeit der Kämpfer von den Scenen des Schreckens vor ihnen, auf ein Schauspiel von unendlich rührenderer Art gelenket wurde. Mit fliegendem Haare und fließenden Gewändern stürzten die geraubten Sabinerinnen sich zwischen die Kämpfer, fühllos für jede andere Gefahr,

als diejenige ihrer Väter, ihrer Ehegatten und ihrer Kinder. Uns, uns, riefen sie, treffen eure Waffen, ihr Mordlustigen, uns, die einzige Ursache eurer Erbitterung. Uns geziemet es zu sterben, wenn anders gestorben seyn soll, damit wir nicht einsam und elend den Fall unserer Gatten und Verwandten überleben. Einem so rührenden Schauspiel vermochten die Streiter nicht zu widerstehen. — Wie verabredet ließen beyde Theile die Schwerter sinken, und sahen dem Herzerschütternden Auftritt mit schweigender Betäubung zu. Die Thränen und das Flehen der Weiber und der Töchter siegten. Ein Vergleich erfolgte, in welchem festgesetzt ward, daß Romulus und Tatius hinfort gemeinschaftlich, mit gleicher Macht und gleichen Vorrechten in Rom regieren; daß hundert Sabiner in den Senat aufgenommen werden, daß die Stadt ihren Namen behalten, die Bürger aber denjenigen der Quiriten, den die Sabiner bisher getragen, führen, und daß alle Sabiner, die Lust hätten, sich in der neuen Stadt niederzulassen, die Vorrechte der ursprünglichen Bürger genießen sollten. So diente jeder Sturm, der dem werdenden Reiche den Untergang zu drohen schien, blos zur Vermehrung seiner inneren Kraft. Die Krieger des nämlichen Heeres, das am Morgen der Stadt Zerstörung und Vertilgung gedrohet hatte, ließen sich am Abend mit Freuden unter die Zahl seiner Bürger aufnehmen. Romulus sahe sein Gebiet und seine Unterthanen in wenigen Stunden um mehr denn die Hälfte verstärkt; und recht als ob das Glück seinen Ehrgeitz auf alle Weise hätte begünstigen wollen, mußte es sich fügen, daß Tatius, der einige seiner Bürger, die die Lavinier geplündert und ihren Gesandten umgebracht hatten, in Schutz nahm, von diesen umgebracht wurde,

so

so daß Romulus noch einmal Alleinherrscher von Rom wurde.

Rom, das durch den neuen Zuwachs seiner Macht außerordentlich an Kräften gewonnen hatte, fing an seinen Nachbaren fürchterlich zu werden; und es ist leicht zu erachten, daß es der Eifersucht der einen und dem Ehrgeitz der andern nie an Vorwand zu neuen Kriegen mangeln konnte. Fidena und Kameria, zwey benachbarte Städte, wurden überwältiget und erobert. Auch Veji, einer der mächtigsten Staaten Hetruriens, hätte beynahe dies Schicksal gehabt. Nach zwey blutigen Niederlagen baten die von Veji um Frieden und Bündniß und erhielten beydes unter der Bedingung, daß sie sieben kleine Städte an der Tiber mit sammt den Salzgruben an diesem Flusse den Römern abtreten, und zu größrer Sicherheit Geißeln stellen mußten.

So ungewöhnliches Glück erhob den Stolz des Eroberers. Statt sich innerhalb der Schranken zu halten, die seiner Macht mit so vieler Weisheit vorgezeichnet waren, fing er an nach unumschränkter Gewalt zu lüstern, und Gesetze, denen er unbedingten Gehorsam angelobet hatte, nach Willkühr abzuändern. Der Senat, der sich blos zu Werkzeugen des Despotismus gemißbraucht sah, verschwor sich zu seinem Untergange. Die Art, wie sie ihn aus dem Wege geräumet haben, ist nicht genau bekannt. Einige sagen, er sey im Senathause in Stücken zerrissen worden; andere, er sey während einer Musterung verschwunden. So viel ist gewiß, daß die Heimlichkeit der That, und das Verstecken seines Körpers ihnen Gelegenheit gab, der Menge einzureden, er sey in den Himmel entrückt worden. — Als einen König hatten sie ihn nicht dulden wollen, als einen Gott ihn zu ehren, waren sie zufrieden.

So gelangte Romulus nach sieben und dreyßigjähriger Regierung und einem gewaltsamen Tode, auf die feyerliche Erklärung des Senators Proclus, daß er ihm erschienen sey und verlangt habe, unter dem Namen Quirinus angerufen zu werden, zu Tempel, Altare und göttlicher Ehre.

In dem Karakter dieses Fürsten erblicken wir wenig mehr, als was von einem solchen Zeitalter zu erwarten steht, große Mäßigung und großen Kriegsmuth, gewöhnlich die ganze Liste wilder Tugenden. Nichts destoweniger flößt die nachfolgende Größe des römischen Reiches uns eine Art von Bewunderung gegen seinen Stifter ein, ohne daß wir gerade untersuchen sollten, welche Ansprüche er auf den Titel eines Heros habe.

Drittes Kapitel.

Von Romulus Tode bis zum Tode des Numa Pompilius, zweyten Königes in Rom.

J. d. St. 38. Rom war jetzt bereits ein ziemlich furchtbarer Staat geworden. Seine Macht bestand aus sechs und vierzig tausend Streitern zu Fuß und aus tausend Reutern. Einen so zahlreichen und verschiedenartigen Haufen von Menschen unter den Gehorsam eines Einigen zu vereinen, war nicht leicht; und in der That schien die Stadt über die Wahl eines Nachfolgers sehr getheilet. Die Sabiner wünschten, daß man aus ihrem Mittel einen König wähle, die Römer aber fanden es ihrer unwürdig, einen Fremden zum Throne zu befördern. In dieser Verlegenheit übernahm

nahm der Senat, die Stelle des Königs zu vertreten, indem jedem seiner Mitglieder nach der Reihe die Regierung sammt allen Ehren und Rechten der Königswürde auf fünf Tage übertragen wurde. Diese Einrichtung dauerte ein Jahr. Vielleicht dachte der Senat, durch Beybehaltung derselben die Obergewalt in seinem Mittel zu erhalten; vielleicht wartete er nur auf ein würdiges Subjekt, das er mit der königlichen Würde hätte bekleiden können. Allein den Plebejern gefiel die neue Regierungsart nicht. Sie sahen, daß ihre Herren dadurch ins Unendliche vervielfältiget wurden, und drangen auf deren Abänderung, wobey sie es dem Senat jedoch frey stellten, entweder einen König, oder zwey jährliche höchste Obrigkeiten aus ihrem Mittel zu wählen. So zur Wahl genöthiget, debattirte der Senat eine Zeitlang über die schicklichste Form, bis man endlich eins ward, daß die eine Parthey wählen, und aus der andern gewählet werden sollte. So, glaubte man, würde der König beyden gleiche Verpflichtung haben, den einen als seinen Landsleuten, den andern als den Urhebern seines Glücks. Diesem Schlusse zufolge ward dem römischen Theile des Senats die Wahl überlassen, der dann den Numa Pompilius, einen Sabiner, erkohr, eine Wahl, die den allgemeinen Beyfall sowohl des übrigen Theils des Senats, als des Volks erhielt.

Numa Pompilius war etwa vierzig Jahr alt. Schon lange hatte er sich durch Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und musterhaften Wandel ausgezeichnet. Geübt in aller Gelehrsamkeit und Philosophie der Sabiner, lebte er zu Cures in der Stille und Glückseligkeit des Privatlebens, und drängte sich nimmer zu den Würden des Staates. Nicht wenig Ueberwindung kostete es ihm demnach, die angebotne

Würde anzunehmen; eine Zeitlang schlug er sie in der That eigensinnig aus; nur die Aufforderung seines Vaters und das Zureden der von Rom an ihn gesandten Botschafter, konnte ihn endlich bewegen, seine häusliche Ruhe dem Besten der Gesellschaft aufzuopfern. Er nahm die Königswürde an, und diese Annahme veranlaßte eine Freude, welche dem Unkundigen hätte glaubend machen mögen, das Volk habe das Königthum erworben, nicht aber einen König.

Die Römer weideten sich immer an dem Gedanken, daß die Vorsehung die verschiedenen Neigungen ihrer Könige recht geflissentlich den verschiedenen Bedürfnissen des Volks angemessen habe, und man muß gestehen, daß sie wenigstens in dem vorliegenden Falle sich nicht irrten. Kein Monarch konnte in den damaligen Umständen passender für sie seyn, als Numa. Noch bestand der Staat aus einer Menge kleiner, jüngst unterworfener und nur sehr lose aneinander geknüpfter Gesellschaften. Wie sehr bedurfte er demnach eines Herrn, der durch seine Gesetze und Vorschriften die rohen Gemüther milderte, und ihnen durch sein Beyspiel Liebe zur Tugend und zur Religion einflößte. Ein solcher war Numa. Unter ihm ward das Volk unterwürfiger und geselliger; unter ihm sog es jenen religiösen Enthusiasmus ein, der es in der Folge als Eroberer unüberwindlich machte. Viele Zeitalter hindurch dauerte und wirkte dieser Geist und die Geschichte dieses wunderbaren Volkes belegt den Lehrsatz, daß Tapferkeit, durch den Aberglauben unterstützt, durchaus unwiderstehlich ist.

Numa's Regierung war der Triumph aller friedlichen Tugenden. Liebe zur Frömmigkeit und Ehrfurcht für die Götter seinem Volke einzuflößen, war das Geschäft seines Lebens. Er bauete Tempel, stif-

tete

tete Feste und überredete das Volk durch die Heiligkeit seines Lebens, daß er mit der Göttin Egeria vertraulichen Umgang pflege. Auf ihren Rath bauete er den Tempel des Janus, der in Friedenszeiten verschlossen, und im Kriege offen war. Er ordnete Vestalinnen, viere an der Zahl, denen große Vorrechte zugestanden wurden, jenes zum Beyspiel, daß die Fascen, oder Insignien der königlichen Würde, ihnen vorgetragen wurden, und daß sie Missethäter, die ihnen von ungefähr in den Weg traten, begnadigen durften. Er errichtete die Gesellschaft der Pontifices, in deren Mitte er selbst trat; er stiftete den Orden der Salier und der Fecialen, Priester, deren jenen oblag, die Ancilia, einen heiligen Schild, der vorgeblich vom Himmel gefallen und mit Roms Unbezwinglichkeit innigst verbunden war, zu bewahren, diesen, die Gerechtigkeit der Kriege zu untersuchen, und ihn mit großer Feyerlichkeit anzukündigen.

Zur Aufmunterung des Ackerbaues theilte er die Ländereyen, die Romulus durch Krieg gewonnen hatte, unter den ärmeren Theil des Volks aus. Er milderte die Strenge der Gesetze, die das Verhältniß zwischen Vätern und Kindern festsetzten, und verbot, daß ein Vater seinen schon verheiratheten Sohn verkaufen sollte; angesehn es ungerecht sey, daß ein Weib, das einen Freyen geheirathet hatte, solle gezwungen werden mit einem Sklaven zu leben. Er berichtigte den Kalender, und hob allen Unterschied zwischen Römern und Sabinern auf, indem er das Volk nach seinen Beschäftigungen eintheilte, und es mit einander zu leben nöthigte. Durch dieses Mittel wurden die beyden Nationen bald bis zur innigsten Verschmelzung in einander gemischt. Unter solchen Beschäftigungen erreichte Numa das vier und achtzigste

zigste Jahr seines Lebens, und das drey und vierzigste seiner friedlichen Regierung, die er mit einem eben so friedlichen Tode krönte. Vor seinem Hinscheiden befahl er, wider die Sitte der Zeiten, seinen Leichnam in einem steinernen Sarge, und seine Ceremonienbücher, deren zwölf in lateinischer, zwölf in griechischer Sprache geschrieben waren, in einem andern neben ihm zu begraben. Vierhundert Jahre nachher wurden letztere gefunden, und auf Befehl des Senates, der die darin enthaltnen Mysterien dem Volke zu enthüllen für sündlich hielt, zu Asche verbrannt; ein sonderbares Merkmal der Ehrerbietung, das jedoch vielleicht dazu dienen mochte, diese Schriften vor dem Hohn einer sich aufgeklärt dünkenden Nachwelt zu sichern.

Viertes Kapitel.

Von Numa's Tode bis zum Tode des Tullus Hostilius, dritten Königs von Rom.

J. d. St. 82. Nach Numa's Tode fiel das Regiment wieder an den Senat, und blieb bey ihm bis das Volk mit einmüthiger Beystimmung des andern Zweigs der Verfassung, den Tullus Hostilius zum König wählte. Dieser, ein Enkel eines edlen Römers, der in dem Kriege wider die Sabiner sich hervorgethan hatte, war in jeder Rücksicht seinem Vorfahren unähnlich, und eben so kriegslustig und beynah noch unternehmender, als der Stifter des Reichs selber gewesen war. Nur eines Vorwandes bedurfte es, um seine Krigsmacht ins Feld zu führen.

Dieser

Dieser Vorwand war bald gefunden, und zwar waren die Albaner die ersten, die dem neuen König Gelegenheit gaben, seinen Lieblingshang zu befriedigen. Zwey benachbarte Völker, beyde kampfbegierig, beyde gewissermaßen vom Raube lebend, ermangeln nimmer eines Vorwandes, um die Gewaltthätigkeit eines ersten Angrifs zu beschönigen. Einige römische Hirten, scheint es, hatten zuerst einen Einbruch in das albanische Gebiet gewagt; die von Alba vergolten ihnen Gleiches mit Gleichem; Botschafter wurden von beyden Staaten abgesandt, um sich über die verübten Beleidigungen zu beklagen; keine Genugthuung folgte; der Krieg ward erklärt, ohne daß irgend eines den Vorwurf, der angreifende Theil gewesen zu seyn, auf sich wollte kommen lassen. Manche Gründe hätten diese beyden Völker hindern sollen, mit einander zu brechen. Nicht nur waren sie von einerley Ahnen entsprossen, und manche von ihnen durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit einander verbunden; sondern es gab auch in der Nähe manchen heimlichen Feind, der nur auf Gelegenheit lauerte, um über beyde herzufallen.

Entschlossen, das Schicksal ihrer Reiche durch das Schwert zu entscheiden, denn in diesen barbarischen Zeiten war beynahe jede Schlacht entscheidend, trafen die römischen und albanischen Heere ungefähr fünf Meilen von Rom auf einander. Eine Weile standen sie in Schlachtordnung einander gegenüber, das Zeichen zum Angrif erharrend, und murrend über die Verlängerung jener furchtbaren Zwischenfrist, die vom Tode oder Siege sie noch trennte. Mit einmal trat der albanische Feldherr aus den Gliedern seines Heeres hervor. Sein unerwarteter Vorschlag dämpfte den Ungestüm der Krieger. Durch einen Zweykampf erbot er sich den Streit entscheiden zu lassen;

lassen; das Heer, dessen Kämpfer unterliegen würde, sollte den Ueberwindern gehorchen. Ein Vorschlag wie dieser, konnte dem raschen Geist des römischen Königs nicht anders denn willkommen seyn. Auch seine Krieger ergriffen ihn mit Freuden. Ihrer jeder hoffte der Ehre, für das Vaterland kämpfen zu dürfen, gewürdigt zu werden; manche tapfere Männer drängten sich in die Wette zu der großen Rolle, und nur ein Zufall, oder wenn man lieber will, ein Verhängniß von ganz eigner Art vermochte den Zwist zu entscheiden. Es traf sich, daß grade in jedem der beyden Heere Drillinge vorhanden waren, im Römischen die Horatier, im Albanischen die Curiatier, diese, wie jene, Jünglinge von anerkannter Stärke, Tapferkeit und Geschicklichkeit. Diesen beschloß man die Sache des Vaterlandes anzuvertrauen. Eide wurden geschworen, feyerliche Gelübde gelobet, damit die Ueberwundnen durch die Scheu der Götter genöthiget würden, dem Winke des Schicksals zu gehorchen. Und jetzt traten die Kämpfer unter den Gebeten, den Zurufungen und dem Feldgeschrey ihrer Mitbürger auf die Wahlstatt. Man erinnerte sie an ihre vorigen Thaten. Man stellte ihnen vor, daß ihre Väter, ihre Mitbürger, die Götter selber, Zuschauer ihres Kampfes wären. Jetzt dachte das Volk, würden sie auf einander einstürmen; allein sie legten die Waffen nieder und umarmten einander mit allen Merkmalen der zärtlichsten Freundschaft. Gemahnet jedoch durch den furchtbaren Ernst der ihnen obliegenden Pflicht, ermannten sie sich nach wenig Augenblicken, und der Kampf begann. Unbekümmert um seine eigne Erhaltung, suchte jeder nur den Untergang seines Gegners. In schauerlicher Stille standen beyde schauende Heere, zitterten bey jedem Streiche, halfen mit Mienen und Geberden ihren Kämpfern kämpfen.

Lange

Lange schwankte der Sieg. Endlich schien er sich wider die Römer zu erklären, von deren Tapfern schon zwey todt auf dem Boden lagen, während der einzige übrige die drey schwer verwundeten Curiatier, die ihm langsam nachfolgten, durch die Flucht um Gnade zu bitten schien. Jetzt waren die Albaner ihrer Empfindungen nicht mehr mächtig. Sie erhoben ein lautes Freudengeschrey, während die Römer die Feigheit ihres Streiters mit bitterm Ingrimm verwünschten. Bald jedoch wurden sie mit ihm ausgesöhnet; sie nahmen wahr, daß seine Flucht bloße Verstellung sey, daß er durch sie seine Gegner, deren vereinigten Kräften er nicht gewachsen gewesen wäre, nur zu trennen suche: denn plötzlich wandte er mitten in seinem Laufe sich um, stürmte auf den, der ihm am nächsten folgte, ein, und streckte ihn todt zu seinen Füßen. Herbey eilte der zweyte Bruder um den Fallenden zu unterstützen, und hatte das nämliche Schicksal. Langsam und mühselig schleppte der einzige noch übrige Curiatier sich heran. Wunden und Erschöpfung machten jedes Widerstandes ihn unfähig. Er sank unter des Siegers erstem Streiche. Roms Obergewalt ward anerkannt und das albanische Heer ergab sich ohne Widerrede.

Ein so glänzender und mit so glorreichen Folgen bekränzter Sieg berechtigte den Ueberwinder zu allen Ehrenbezeugungen, die Rom gewähren konnte. Aber gerade, als ob keine Tugend dieses Zeitalters ohne Makel seyn sollte, ward die nämliche Hand, die den Morgen das Vaterland gerettet hatte, noch vor Abend mit dem Blute einer Schwester besudelt. Der triumphirende Horatier hielt seinen Einzug. Seine Schwester begegnete ihm, jammernd, wehklagend um den Untergang ihres Geliebten, des einen der gefallenen Curiatier, dessen Verlobte sie gewesen war.

Digitized by Google

war. Unglücklicher Weise erblickte sie unter dem Raube des Siegers ein Gewand, das sie mit eigenen Händen für ihren Liebling gewürket hatte. Uebermannt von wilden Schmerzen, überschüttete sie ihn mit den blutigsten Schmähungen. Der stolze Jüngling durch ihre Reden erbittert, und beschämt, eine Schwester von so wenigem Gemeingeist zu haben, zuckte sein Schwert und erstach sie. Diese That empörte den Senat aufs äußerste. Von der Obrigkeit ward der Mörder zum Tode verdammt; aber das Volk, an welches er appellirte, begnadigte ihn.

Hostilius beschloß, seinen Sieg möglichst zu benutzen. Nicht nur beschloß er, Albas Unterwerfung zu sichern, sondern auch Veji und Fidená zu züchtigen, die alle Anstalten getroffen hatten, um das Joch abzuschütteln. — Beyde Absichten erreichte er. Ein Sieg über die letzten entkräftete sie auf lange Zeit; Alba ward, nachdem sein Feldherr Metius Suffetius des Hochverraths überführet und mit Pferden zerrissen worden war, gänzlich zerstöret und seine Einwohner wurden nach Rom verpflanzt, wo manche derselben vom König in den Senat aufgenommen wurden.

Zunächst wandte Tullus seine Waffen wider die Sabiner, über die er vermittelst seiner Reuterey, der die Feinde nicht zu widerstehen vermochten, einen ausgezeichneten Sieg erfocht. So schien jeder neue Krieg, der andere Staaten entvölkerte, dem Römischen neue Kraft und neuen Zuwachs zu verschaffen. Ueberzeugt vielleicht, daß der Zustand immerwährender Feindseligkeiten seinem Volk am zuträglichsten sey, hatte Tullus kaum die Sabiner gedemüthiget, als er mit den Latiern einen Krieg anfing, der jedoch auf beyden Seiten nur ziemlich läßig geführet wurde. Keine Schlacht ward geliefert, keine Stadt erobert, Medalla ausgenommen, welche schon vorher eine römische

römische Kolonie hatte einnehmen müssen, sich aber wieder aufgelehnet hatte. Tullus ließ den Ort von Grund aus zerstören, um für die Zukunft ähnlichen Empörungen vorzubeugen. Der Krieg mit den Latiern dauerte übrigens den ganzen Rest seiner Regierung hindurch, deren letzte Jahre sehr stürmisch waren. Wunderzeichen schreckten das Volk. Eine Hungersnoth erfolgte, welcher der König nicht abzuhelfen vermochte. — Zwey und dreyßig Jahr hatte er regieret, als er, wie einige sagen, durch einen Blitzstrahl, wie glaublicher ist, durch Meuchelmord umkam.

Fünftes Kapitel.

Von Tullus Hostilius Tode bis zum Tode des Ancus Martius.

Nach einem abermaligen Zwischenreiche ward Ancus Martius, ein Enkel Numa's, vom Volke zum Könige erwählet, und vom Senat in seiner Würde bestätiget. Ein Abkömmling des Numa schien er diesen seinen großen Ahnen zum Muster nehmen zu wollen. In der That hatte die Natur ihn untüchtig gemacht, im Kriege eine große Rolle zu spielen. Einer seiner Arme war dergestalt gekrümmet, daß er ihn nicht ausstrecken konnte, welches ihm eben den Zunamen Ancus erwarb. Er ersetzte dies Gebrechen jedoch durch die sorgsamste Aufmunterung aller Künste des Friedens. Er stiftete das heilige Ceremoniel, das vor einer Kriegserklärung hergehen sollte; er bemühete sich dem Volke einzureden, daß alles Unglück, welches es unter dem vorigen Könige betroffen hatte, J. d. St. 115.

blos

blos der Vernachläßigung der Götter zuzuschreiben sey; er ergriff jede Gelegenheit, seine Unterthanen von den kriegerischen Uebungen zu den stillen Geschäften des Landbaues zurückzurufen.

Diese Gemüthsart ward ihm von den benachbarten Mächten als Feigheit, nicht als Weisheit angerechnet. Die Latier begannen neue Einfälle in sein Gebiet, und zwangen ihn gewissermaßen durch ihre Beleidigungen zum Kriege. Aber auch hier blieb Ancus seinen Grundsätzen getreu. Er schickte einen Herold, um ihnen den Krieg zu erklären. Festlich gekleidet, und einen Wurfpfeil mit eiserner Spitze in der Hand, trat er an die Gränzen des Feindes, rief den Krieg feyerlichst aus, und schleuderte den Wurfpfeil aus allen Kräften ins feindliche Gebiet. Der Erfolg des Krieges war seiner Gerechtigkeit gemäß. Ancus überwand die Latier, zerstörte ihre Städte, verpflanzte die Einwohner nach Rom, und vergrößerte sein Gebiet durch einen Theil des Ihrigen. Nicht weniger glücklich dämpfte er einen Aufstand der Veier, Volsker und Fidenater, und gewann auch über die Sabiner einen neuen Sieg.

Diese Thaten im Felde waren jedoch seinen Werken daheim nicht zu vergleichen. Er bauete Tempel, befestigte die Stadt, errichtete ein Gefängniß für Missethäter, und legte an der Mündung der Tiber den Hafen Ostia an, wodurch er seinen Unterthanen den Handel auf diesem Flusse, und die angränzenden Salzgruben versicherte. Nicht weniger ließ er sich angelegen seyn, angesehene Fremdlinge nach Rom zu ziehen. Die Vorrechte, deren sie genossen, und die Gerechtigkeit, die er allen auf gleiche Weise angedeihen ließ, lockte Scharen angesehener Personen aus allen Theilen Italiens dahin, die nicht nur die Reichthümer seiner Bürger vermehrten, sondern auch zur Verfeine-

rung

rung ihrer Sitten beytrugen. Unter diesen war auch Lucumon, der hernach den Zunamen Tarquinius annahm, und unter dem Namen des älteren Tarquin des Königs Nachfolger ward. Dieser Fremde besaß nicht nur persönliche Vorzüge, sondern auch sehr große Reichthümer. Mit staatsklugem Edelmuthe erbot er sich gegen den Ancus, alle seine Schätze zu Gunsten der Staatsbedürfnisse in den öffentlichen Schatz niederzulegen. Dies gewann ihm das Herz des Königs. Er ward auf das ehrenvollste von ihm behandelt. Er ward in den Senat aufgenommen, und sogar zum Vormund der beyden Söhne des Ancus ernannt, der, nachdem er seine Unterthanen bereichert und die Stadt verschönert hatte, nach einer vier und zwanzigjährigen Regierung starb.

Sechstes Kapitel.

Von Ancus Martius Tode, bis zum Tode des Lucius Tarquinius Priscus, fünften Königs von Rom.

Wir haben schon gehöret, daß dieser Lucius ursprünglich Lucumon geheißen, und zum Vormund der beyden Söhne des Königes gewählet worden sey. Den Beynamen Tarquinius nahm er von der Stadt Tarquinia an, in welcher er ehedem gewohnet hatte. Sein Vater, ein Kaufmann in Korinth, hatte im Handel beträchtliche Reichthümer erworben, und sich um einiger einheimischer Unruhen willen in Italien niedergelassen. Sein Sohn Lucumon, der sein Vermögen erbte, heirathete eine Jungfrau aus einem der J. d. St. 138.

edel-

edelsten Geschlechter der Stadt; da aber seine Geburt, sein Stand und sein Vaterland den Edeln des Ortes verächtlich waren, so beredete seine Gattin ihn, sich in Rom niederzulassen, als wo Verdienste der einzige Maßstab wären, nach dem man Menschen schätze. Auf seiner Reise dahin soll, den Sagen nach, in der Nähe der Stadt ein Adler aus den Wolken herunter geschossen seyn, ihm den Hut vom Kopfe gehoben, und nachdem er einigemal mit großem Getöse um den Wagen herum geflogen, ihm denselben wieder aufgesetzet haben. Ein so ominöses Ereigniß dünkte seiner Gattin, der weisen Tanaquil, eine sichere Vorbedeutung, daß ihr Gemahl dermaleinstens die Krone tragen würde, und vielleicht ward von diesem Augenblick an der Gedanke, sie zu erringen, in ihm selber rege. Im Besitze großer Reichthümer verwandte er sie einzig und allein zur Gewinnung der Volksgunst. Sein Anstand, seine Leutseligkeit, seine häufigen Einladungen, seine prächtigen Vergabungen gewannen ihm die Achtung und Bewunderung eines Volkes, das, in den Künsten der Intrigue unerfahren, über die Absichten solcher Gunsterweisungen nicht grübelte.

Als nun Ancus todt und das Reich wie gewöhnlich dem Senat anheim gefallen war, bediente sich Tarquin aller seiner Kunst und seines Einflusses, um die Kinder des Königs auf die Seite zu drängen, und die Krone für sich selbst zu erhalten. — Auf den zur Wahl bestimmten Tag entfernte er die jungen Königs-Söhne aus der Stadt, und legte dem Volk in einer Rede alle seine Verdienste dar, seine Freundschaft gegen sie, seine Verschwendungen um ihrentwillen, seine Kenntniß ihrer Verfassung; und dann trug er sich ihnen zum König an. Da nun nichts in seiner Rede war, dem man mit Grunde hätte widersprechen können, so erreichte sie den gewünschten

Zweck,

Zweck, und das Volk wählte ihn einmüthig zum Könige.

Ein dergestalt durch Ränke erworbenes Reich ward dennoch mit großer Billigkeit verwaltet. Um seine Anhänger zu belohnen, nahm Tarquinius gleich im Anfange seiner Regierung ihrer hundert in den Senat, dessen Vollzahl dadurch von zwey auf drey hundert vermehret wurde. Auch die Zahl der Vestalinnen vermehrte er von vier zu sieben; und legte den Grund zu einem Amphitheater für Menschen- und Thiergefechte, die in der Folge zu einer so ausschweifenden Höhe getrieben wurden. Die ersten Schauspiele waren blos Pferderennen und Faustkämpfe, in welchen Männer, die man zu diesem Ende aus Etrurien verschrieb, mit Rappieren um einen Preis stritten. Wie anders als in spätern Zeitaltern, wo man zweytausend Gladiatoren mit einmal, entseelt, oder jetzt sterbend, auf der Schaubühne liegen sah!

Durch die Einfälle rastloser Nachbaren wurden diese friedlichen Beschäftigungen jedoch bald unterbrochen. Die Latier waren die ersten, über welche Tarquin triumphirte, und sie nöthigte, um Frieden zu bitten. Dann wandte er seine Waffen wider die Sabiner. Noch einmal hatten diese sich empöret, und waren auf einer Schiffbrücke über die Tiber gegangen, um Roms Gebiet zu plündern und wo möglich die Stadt selber zu verheeren. Allein Tarquin ereilte sie am Ufer des Flusses, und da er eine Menge Holz am Gestade liegen fand, ließ er es in Brand stecken, in den Fluß werfen und durch den Wind auf die feindliche Brücke treiben, die sogleich in Brand gerieth und den Sabinern den Rückweg abschnitt. Er ließ dem erschrockenen Feinde nicht Zeit sich zu erholen. Ungestüm fiel er über ihn her, und schlug ihn. Die das Schwert schonte, verschlang der Strom, und

Leich-

Digitized by Google

Leichname und Rüstungen, die nach Rom hinunter geflossen waren, verbreiteten dort die Zeitung des Sieges noch früher, als die abgeschickten Eilboten hätten anlangen können.

Um den Sabinern nicht Zeit zu lassen, von ihrer Niederlage sich zu erholen, folgte Tarquin ihnen in ihr eignes Land, und gewann einen neuen Sieg über sie. Jetzt baten sie um Frieden. Aber nur mit Aufopferung eines beträchtlichen Theiles ihres Gebietes, und Collatiens, einer großen Stadt, fünf Meilen ostwärts von Rom gelegen, konnten sie ihn erkaufen. Diesen Eroberungen folgten verschiedene Vortheile über die Latier, denen der König eine Menge Flecken abnahm, ohne einen entscheidenden Sieg zu gewinnen.

Die Feinde des Reiches waren jetzt gedemüthiget. Aber Tarquin war nicht Willens seine Unterthanen in Trägheit rosten zu lassen. Er unternahm daher verschiedne öffentliche Werke zum Nutzen und zur Verschönerung der Stadt. Er umgab sie mit weitläuftigeren und stärkeren Mauern; er schmückte das Forum oder den Marktplatz mit bedeckten Gängen. Er bauete unterirdische Kanäle, um den Schlamm und Unrath aus der Stadt abzuleiten. Er verschönerte das Amphitheater, das sein Vorfahr begonnen hatte, und legte den Grund zum Capitol, dessen Vollendung er jedoch nicht erlebte.

Unter Tarquin's Regierung wuchs das Ansehn der Augurn außerordentlich. Ohne Zweifel fand dieser staatskluge König es seinem Interesse angemessen, einen Aberglauben zu nähren, der in der That die Unterwürfigkeit des Volkes sicherte. Tanaquil, des Königs Gattin, war sehr erfahren in dieser Kunst. Von allen Virtuosen jedoch, die Rom jemalen in dieser luftigen Kunst hervorgebracht, war Accius Nävius der bey weitem berühmteste. Der König, der bey einer gewissen

Ge-

Gelegenheit inne geworden, daß es ihm an hinlänglicher Reiterey mangle, hatte beschlossen, die drey Geschwader, die Romulus ursprünglich eingerichtet hatte, mit drey neuen zu vermehren. Aber der Augur widerstand ihm. Die Götter, sagte er, verböten in den Einrichtungen des Stifters etwas zu ändern. Der König ward zornig. Entschlossen des Augurs Geschicklichkeit zu prüfen, fragt' er ihn, ob das, was er gerade jetzt im Sinne habe, wohl bewerkstelliget werden könnte? Allerdings, sagte der Augur kühnlich, nachdem er die Augurien befraget hatte. Wohlan, erwiderte der König mit höhnischem Lächeln, ich dachte so eben diesen Schleifstein mit dem Messer mitten von einander zu schneiden. Schneid' immer zu! rief der Augur, und der König durchschnitt den Kiesel wie weichen Leimen. Von nun an ward nichts in Rom begonnen, ohne die Augurn zu befragen, und ihres Raths und Beyfalls sich zu versichern. Keine Versammlung ward beurlaubt, kein Heer geworben, keine Schlacht geliefert, kein Friede geschlossen, ohne das Zwitschern und den Flug der Vögel zu Rathe zu ziehen, welche dann die Augurn ohne Zweifel alles sagen ließen, was ihnen wohl gefiel.

Tarquinius, mit dem Besitz der Königswürde nicht zufrieden, nahm auch die Insignien derselben an: eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Stuhl, einen Scepter mit einem Adler auf der Spitze, und einen Purpurmantel. Dieser schimmernde Prunk, der den lydischen Fürsten abgeborgt schien, mochte den Neid der Söhne des verstorbenen Königs, die sich seit sieben und dreyßig Jahren ganz ruhig verhalten hatten, vielleicht zuerst erwecken. Tarquins Absicht, seinen Schwiegersohn, Servius Tullius, zu seinem Nachfolger zu erheben, gab ihrer Rachgier neuen Zunder. Sie beschlossen des Königs Untergang. Zwey

Bösewichter, von ihnen gedungen, mußten unter dem Vorwande einer Streitigkeit beym König Gehör verlangen, und während dieser ihrem Wortwechsel ohne einigen Argwohn zuhörte, ermordeten sie ihn mit ihren Aexten. Die Mörder wollten entrinnen. Allein die Lictoren, die dem König aufwarteten, ergriffen sie, und sie bekamen ihren Lohn. Ancus Söhne, die eigentlichen Anstifter des Mordes, retteten sich durch die Flucht.

So fiel Lucius Tarquinius, der, um von einem Nachfolger gleiches Namens unterschieden zu werden, den Beynamen Priscus erhielt, im achtzigsten Jahre seines Alters und im acht und dreyßigsten seiner Regierung. Vermöge seiner griechischen Herkunft hatte er einen Theil der freyen Künste seines Vaterlandes unter seinen Unterthanen eingeführet, so daß man die Römer, im Vergleich mit ihren barbarischen Nachbaren, zur Noth ein gesittetes Volk hätte nennen können.

Siebentes Kapitel.

Von Tarquinius Priscus Tode bis zum Tode des Servius Tullius, sechsten Königs von Rom.

J. d. St. 176. Die Nachricht von Tarquinius Ermordung erfüllte alle Unterthanen mit Schmerz und Schrecken. Aus allen Gegenden der Stadt eilten die Krieger zu dem Palast, um die Wahrheit des Gerüchts zu erfahren, und an seinen Mördern Rache zu nehmen. In dieser Verwirrung erwog Tanaquil, wie gefährlich es für sie seyn würde, wenn einer der Verschwornen zum Throne

Throne gelangte, und da sie ihrem Schwiegersohne die Krone zuzuwenden dachte, so verhehlte sie ihren Schmerz sowohl als den Tod des Königs mit männlicher Festigkeit. Sie versicherte das Volk aus einem der Fenster des Palastes, daß der König nicht todt, sondern nur durch den Hieb betäubt sey, daß er sich bald erholen würde, und mittlerweile seinem Schwiegersohne Servius Tullius die Macht übertragen habe. Zugleich trat Servius, einer vorläufigen Verabredung gemäß, mit allen Zeichen der königlichen Würde geschmückt und von den Lictoren begleitet, aus dem Palaste heraus, und traf, als geschehe es auf Befehl des kranken Königs, einige Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Diese Rolle ward einige Tage gespielet, bis sich Servius der Gemüther der Edlen versichert hatte. Jetzt verhehlte man den Tod des Königs nicht länger. Der Senat wählte, und Servius bestieg, ohne daß ers gewagt hätte, sich auch um die Stimme des Volks zu bewerben, den Thron.

Servius war der Sohn einer Bäuerin, die bey Verheerung einer latischen Stadt gefangen fortgeführet ward, und diesen ihren Sohn in der Sklaverey gebar. Eine Flamme soll einstens, da er als Kind in der Wiege gelegen, um sein Haupt gespielet haben, woraus die Zeichenkundige Tanaquil auf die künftige Größe des Knabens schloß, ihn zu sich nahm, ihm die bestmöglichste Erziehung bey Zeiten angedeihen ließ, da er größer ward ihm ihre Tochter zur Ehe gab, und bey des Königs zunehmendem Alter ihm die Verwaltung sowohl der häuslichen als auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Auf diesem Posten wußte Servius sich so zu betragen, daß er das Wohlwollen des Volks, und was er ungleich höher schätzte, auch die Achtung des Senats erwarb.

Nachdem er als König anerkannt worden, ließ er sein erstes Augenmerk seyn, wie er die Macht des Pöbels schwächen, und diejenige des Senats verstärken möchte; ein Wagestück, dem es an Schwierigkeiten und Gefahren nicht fehlte. Um es durchzusetzen, mußte er zur List seine Zuflucht nehmen, und durch verstellten Eifer für das Interesse des Volks gelang es ihm, eine Einrichtung zu Stande zu bringen, die in der That dessen gänzlichen Einfluß vernichtete. Die römischen Bürger waren bis dahin einzeln geschätzet worden und hatten Mann für Mann gleichviel zu den Staatsausgaben beytragen müssen. Diese Weise, die öffentlichen Bedürfnisse zu bestreiten, erklärte Servius für schreyend ungerecht, und schlug eine billigere Einrichtung vor, vermöge welcher jeder Bürger nach Maßgabe seines Vermögens geschätzt würde. Der Pöbel, unfähig seine Absichten zu durchschauen, gab seinem Vorschlage lauten Beyfall und ertheilte ihm unumschränkte Vollgewalt, das Besteurungswesen nach seinem Gutdünken anzuordnen. Sogleich befahl Servius eine genaue Aufzählung aller Bürger Roms, ihrer Weiber und Kinder nebst richtiger Schätzung aller ihrer Haabe und Güter. Man fand, daß ihre Zahl sich auf mehr denn achtzigtausend waffenfähige Männer belief, in der That kein geringer Zuwachs seit den Zeiten Romulus. Diese vertheilte er in sechs Klassen. Die erste begriff die Senatoren, Patricier und alle, die eilfmalhundert tausend Aß, oder etwa zweytausend Thaler unsers Geldes, (kein geringes Vermögen für die damaligen Zeiten Roms) besaßen. Er theilte diese Klasse in achtzig Centurien, deren eine Hälfte, die aus den ältesten und würdigsten Personen bestand, angewiesen ward, in der Stadt zu bleiben, und für ihre Vertheidigung zu sorgen, während die andere, aus jungen frischen Leuten bestehend, dem Feldherrn folgen

folgen und die Kriege des Vaterlandes führen mußte. Ihre Waffen waren ein Wurfpfeil, ein Speer und ein Schwert; ihre Rüſtung Helm, Harniſch und eherne Schienen. Noch waren in dieſer Klaſſe achtzehn Centurienritter begriffen, nebſt zwey Centurien Maſchiniſten, die dem Lager folgten. Die zweyte Klaſſe, die aus zwey und zwanzig Centurien beſtand, umfaßte alle die, welche über fünf und ſiebzig tauſend Aß im Vermögen hatten. Sie waren gerüſtet wie die erſte Klaſſe, ausgenommen, daß ſie ſtatt des Schildes eine Tartſche führten. Die dritte Klaſſe beſtand aus zwanzig Centurien, und begriff die, welche funfzigtauſend Aß beſaßen; die vierte beſtand aus eben ſo vielen, und begriff ſolche Einwohner, die fünf und zwanzig tauſend Aß beſaßen; die fünfte enthielt dreyßig, und erforderte ein Vermögen von eilftauſend Aſſen. Dieſe brauchte man hauptſächlich zu Schleuderern und irregulären Truppen. Die ſechste Klaſſe endlich enthielt nur Eine Centurie, und begriff alle die, welche dem Staat nur in ſo fern nützten, daß ſie Kinder zeugten, die einſtens nützlich werden könnten. Dieſe Klaſſe bezahlte überall keine Steuern und war auch nicht genöthiget zu Felde zu ziehen. In allen andern aber beſtand, ſo wie in der erſten, die eine Hälfte aus älteren Männern, welche zur Vertheidigung der Stadt daheim bleiben mußten, die andere aus den jüngeren, die auswärts in den Heeren dienten. So ward die ganze Summe der Bürger in einhundert drey und neunzig Centurien getheilet, deren jede einen Mann von geprieſener Tapferkeit und Erfahrung an der Spitze hatten.

Nachdem die Klaſſenvertheilung der Bürger zu Stande gekommen war, ging Servius zu ihrer Schätzung über; dieſe geſchahe nicht wie vorhin, auf durchgehends gleichen Fuß und nach Köpfen, ſondern nach

Centu-

Centurien, so daß jede Centurie gleichviel zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse beytragen mußte. Da nun die Volksmenge in den untern Centurien ungleich zahlreicher war, so erlegten diese verhältnißmäßig immer weniger. Natürlicherweise mußte eine solche Erleichterung der Menge höchlich gefallen; allein sie erwog nicht, daß sie sie auf Kosten ihres vorigen Einflusses erkaufte; denn es war nicht mehr als billig, daß die Senatoren und Reichern, die zu den Staatsausgaben am meisten beytrugen, auch an Verwaltung seiner Angelegenheiten den meisten Antheil hatten. Servius verordnete daher, daß, so wie sie ihre Abgaben nach Centurien bezahlten, auch künftig in allen öffentlichen Versammlungen nach Centurien gestimmt werden sollte. Vorhin hatte jeder Bürger für sich gestimmet und die überwiegende Zahl der Armen hatte also allezeit den Einfluß der Reichen überwogen. Jetzt war der Einfluß des Volks in Nichts verwandelt und der Senat, der mehr Centurien enthielt als alle übrigen Klassen zusammen, gewann in allen Geschäften ein beständiges und entscheidendes Uebergewicht. Durch diesen Streich der Staatsklugheit behielt das Volk nur noch den Schatten des Ansehens, womit es jedoch einige Zeitalter hindurch zufrieden blieb, bis der wachsende Luxus der Zeiten den Einen den Mißbrauch der Gewalt lehrte, und dem Andern einen Stolz einflößte, der alle Unterordnung verschmähte.

Um den Zuwachs oder die Abnahme seiner Unterthanen und ihrer Güter genau zu wissen, führte Tullius das sogenannte Lustrum ein, eine Einrichtung, vermöge welcher sich alle Bürger Einmal in fünf Jahren in voller Rüstung, und nach ihren verschiedenen Klassen im Marsfelde versammeln, und hier genaue Rechenschaft von ihrer Familie und ihren Gütern ablegen mußten. Er erlaubte auch, daß Sklaven

frey

frey gegeben, und diese Freygelassenen unter die niederen Bürgerklassen vertheilet werden durften.

Mit diesem Umguß der bürgerlichen Verfassung verstrich ein großer Theil von Servius langer Regierung. Er vernachlässigte jedoch auch keineswegs die auswärtigen Angelegenheiten. Er schlug die Etrurier in verschiedenen Schlachten, und triumphirte zu drey Malen über sie. Billigerweise hätte er jetzt hoffen dürfen, sein Leben in Sicherheit und Ruhe zu beschließen. In der That ging er mit dem Gedanken um, die Regierung niederzulegen, dem Staat die Form einer Republik zu geben, und in seine ursprüngliche Dunkelheit zurückzukehren. Allein dieser edelmüthige Entschluß ward vereitelt ehe er ihn ausführen konnte.

Um seinen Thron durch jede mögliche Vorsicht zu sichern, hatte er zu Anfang seiner Regierung seine beyden Töchter an die beyden Enkel Tarquins verheirathet, und zwar, da er die verschiedenen Gemüthsarten sowohl von jenen als von diesen kannte, die sanftere und mildere an den kühneren und feurigeren; die starrsinnige und unregiersame hingegen an den nachgebenden und stillen. Durch diese Verfügung hoffte er die Fehler eines jeden durch des andern Tugenden zu berichtigen, und durch wechselseitige Verschmelzung ihrer Charaktere vollkommene Eintracht unter ihnen zu bewirken. Allein der Ausgang zeigte, daß er sich geirret habe. Lucius, der Ungestümere und Trotzigere unter seinen beyden Schwiegersöhnen, war der Lammesstille seiner Gattin gar bald überdrüßig und warf alle seine Neigung auf Tullia seines Bruders Weib, welche ihrerseits seine Leidenschaft mit sympathetischer Wärme erwiederte. Unfähig ihre Neigungen zu zügeln, beschlossen sie bald, alle Schranken zu durchbrechen, die sich ihrer Vereinigung widersetzten,

setzten, sie ermordeten jedes seinen Gatten, und heiratheten einander. Nicht leichtlich bleibt ein erstes Verbrechen zugleich das Letzte. Kaum hatten diese ihre Ehegatten aus dem Wege geräumt, als sie sich wider den König verschworen. Durch Vorspiegelung der Unrechtmäßigkeit, mit welcher er eine Krone besäße, die ihm, dem Tarquin, gebühre, versuchten sie eine Parthey wider ihn zu sammeln. Allein der König betrug sich mit so großer Klugheit und Mäßigung, daß Senat und Volk mit ihm zufrieden waren, und Lucius für rathsam fand, eine Neue zu heucheln, die der gute König mit aufrichtiger Verzeihung vergalt. Aber Tulliens Ehrgeitz war keiner Mäßigung fähig. Unaufhörlich von ihr aufgehetzet, fing Lucius seine alten Intriguen im Senat gar bald wieder an. Die Alten suchte er durch Erinnerung an die Verbindlichkeiten, die sie seiner Familie hätten, zu gewinnen; die Jungen durch Geschenke fürs Gegenwärtige, und durch ungleich größere Versprechungen für die Zukunft. Als er sich solcher Gestalt der Gemüther des Senats versichert zu haben glaubte, trat er eines Tages, mit allen Insignien der Königswürde geschmückt, ins Senathaus, bestieg den Thron und fing an auf die Dunkelheit von des Königs Herkunft und auf seinen widerrechtlichen Thronraub ungescheut zu schmähen. Mitten in seiner Rede trat Servius in Begleitung einiger Lictoren herein, sah den Thron tolldreister Weise eingenommen, und machte Miene, den Unverschämten herunter zu reißen; aber Tarquinius, der in der Blüthe der Jugend war, stieß den alten König ohne Mühe die Stufen des Thrones hinunter. Mühsam raffte der zitternde Greis sich auf, und suchte sich zu seinem Palast zurück zu schleppen. Allein ehe er ihn erreichte, ereilten ihn die Anhänger Tarquins, ermordeten ihn, und ließen den

Leich-

Digitized by Google

Leichnam blutig und zerstümmelt den Vorübergehenden zum Schauspiel auf öffentlicher Straße liegen. Tullia, brennend von ungeduldiger Erwartung, vernahm, was ihr Gemahl gethan hatte; augenblicklich ließ sie, um ihn, die Erste, als König zu begrüßen, ihren Wagen anspannen, und auf das Senathaus jagen, wo ihre wilde Freude jeden Zuschauer empörte. Auf dem Heimwege gab die unmenschliche Tochter einen neuen Beweis ihrer Bestialität. Zufälligerweise traf der Wagenführer auf den Fleck, wo der Leichnam des todten Königs, ihres Vaters, entstaltet und blutig lag; zurückschaudernd vor dem so gräßlichen Anblick, fing er an in eine andre Straße einzulenken; aber die Abscheuliche warf ihm den Fußschemel an den Kopf, und zwang ihn, nicht nur das eigene Gefühl zu verläugnen, sondern auch die sträubenden und weigernden Rosse über die ehrfurchtswürdigen Ueberbleibsel eines Königs und Vaters hinweg zu treiben.

Ein solches Ende nahm Servius Tullius, ein Fürst von ausnehmender Gerechtigkeit und Mäßigung, nach einer gedeihlichen und weisen Regierung von vier und vierzig Jahren. Wiewohl Roms Gebiet unter ihm nicht sehr erweitert wurde, so gewann es doch unter ihm eine Festigkeit, die dem vorübergehenden Schimmer ausgebreiteter, aber übereilter Eroberungen weit vorzuziehen ist.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Von Servius Tullius Tode bis zur Verbannung Tarquins des Stolzen, letzten Königs von Rom.

J.d.St. 220. Lucius Tarquinius, in der Folge der Hochmüthige genannt, beschloß, den Thron mit eben der Gewaltthätigkeit, mit welcher er ihn bestiegen hatte, zu behaupten. Unbekümmert um des Senats oder des Volks Genehmigung schien er die Krone durch Erbrecht in Anspruch zu nehmen, und verweigerte dem Leichnam des verstorbenen Königs, unter dem Vorwande, daß er ein Usurpator gewesen, sogar das Begräbniß. Indessen betrachteten alle Rechtschaffene die Art, wie er sich zum Throne gedrängt hatte, mit Abscheu und Verwünschung. Dem Tyrannen entging es nicht. Um sich nun des Thrones zu versichern, ließ er alle Anhänger des letzten Königs aus dem Wege räumen, und verstärkte hierauf die Zahl seiner Leibwache.

Die Staatsklugheit dieses Despoten scheint hauptsächlich darin bestanden zu seyn, daß er durch Kriege und öffentliche Arbeiten die Aufmerksamkeit des Volks von sich und seinen Handlungen ablenken möge. In dieser Hinsicht zog er zuerst wider die Samniter, die ihm den Gehorsam aufgekündigt hatten, zu Felde, und trieb sie binnen kurzer Zeit zu paaren. Dann begann er einen Krieg mit den Volscern, der verschiedene Menschenalter dauerte. Suessa Pometia nahm er ihnen ab, eine Stadt, die ungefähr sechs und zwanzig Meilen von Rom entfernt lag. Die Stadt Gabii machte ihm mehr Mühe. Nachdem er die Belagerung des Ortes mit Verlust hatte aufheben müssen,

müssen, nahm er zur Kriegslist, einem Hülfsmittel, das die Römer bisher verschmähet hatten, seine Zuflucht. Sein Sohn Sextus mußte, unter dem Vorwande barbarischer Behandlung, das Heer verlassen und unter den Einwohnern des Ortes eine Zuflucht suchen. Hier wußte er durch erheuchelten Kummer und verstelltes Wehklagen das Zutrauen des Volks so sehr zu gewinnen, daß es ihn zum Befehlshaber der Stadt, und bald nachher zum Oberfeldherrn erwählte. Glücklich in allen seinen Unternehmungen versicherte er sich ihres Zutrauens im höchsten Grade, und schickte dann einen getreuen Boten an seinen Vater um neue Verhaltungsbefehle. Statt aller Antwort führte Tarquin der Stolze den Boten in den Garten, und schlug in seiner Gegenwart den höchsten Mohnpflanzen die Köpfe ab. Sextus verstand den Wink. Durch allerley Kunstgriffe beraubte er die Stadt in kurzem aller ihrer vornehmsten Einwohner, deren Verlassenschaft er sorgfältigst unter die Menge vertheilte. Der Reitz des Raubes blendete den gedankenlosen Pöbel so ganz gegen seinen herannahenden Untergang, daß er endlich, jedes Oberhauptes und Anführers beraubt, dem Tyrannen ohne Schwertstreich in die Hände fiel. Hierauf schloß er einen Bund mit den Aequiern, und erneuerte das alte Bündniß mit den Etruriern.

Während dieser auswärtigen Kriege nahm Tarquinius sich wohl in Acht, das Volk daheim in Müßiggang hingehen zu lassen. Er unternahm die Erbauung des Capitols, dessen Grund bereits unter einer der vorigen Regierungen gelegt war; und eine sehr außerordentliche Begebenheit trug zur Beschleunigung des unternommenen Baues nicht wenig bey. Ein Weib von wundersamen Ansehn und Anzug erschien zu Rom, kam zum König, und bot ihm neun Bücher

cher feil, die sie, ihrem Vorgeben nach, selbst verfertigt hätte. Der König, welcher die Talente der Verfasserin nicht kannte, viel weniger ahndete, daß sie eine der berühmten Sybillen sey, deren Weissagungen untrüglich befunden worden, weigerte sich, sie zu kaufen. Sie entfernte sich, verbrannte drey ihrer Bücher, kam mit den sechs übrigen zurück, und bot sie dem Könige zu dem nämlichen Preise feil. Noch einmal ward sie als eine Betrügerin zurückgewiesen, und noch einmal ging sie, verbrannte abermals drey ihrer Bücher, und kehrte mit den drey noch übrigen zurück, für welche sie noch immer den nämlichen Preis verlangte. Erstaunet über das Seltsame dieses Betragens, zog Tarquin die Augurn zu Rathe. Diese tadelten ihn höchlich, daß er die Bücher nicht alle neun gekauft habe, und machten es ihm zur Pflicht die noch übrigen zu jedem Preise zu erstehen. Jetzt überließ das Weib sie ihm, und nachdem sie ihn ermahnet hatte, ihren Inhalt wohl zu Herzen zu nehmen, verschwand sie, wie die Geschichtschreiber sagen, und ward nie wieder gesehen. Tarquin ernannte zu Hütern der wunderbaren Bücher zwey eigene Männer, deren Zahl in der Folge bis zu funfzehn vermehret wurde, da sie denn den Namen der Quindecemvirn erhielten. Die Bücher selbst wurden in eine steinerne Kiste geleget, und ein Gewölbe in dem neuentworfenen Gebäude ward für den schicklichsten Ort zu ihrer Aufbewahrung gehalten. Von nun an ward der Bau mit großer Lebhaftigkeit gefördert. In einem an Vorbedeutungen und Anzeichen so fruchtbaren Zeitalter, konnt' es bey Unternehmung eines so wichtigen Geschäftes an dergleichen nicht fehlen. Als der Grund des neuen Gebäudes umgraben wurde, fand man den Kopf eines Mannes, Namens Tolus, der, wiewohl er schon vor mehrern Jahren getödtet ward, noch so frisch

blutete,

blutete, als sey er jetzt erschlagen worden, und von diesem Anzeichen erhielt das Gebäude den Namen des Capitols (Kopf des Tolus). Es war zweyhundert Fuß lang, zweyhundert hoch und beynahe eben so breit; hauptsächlich ward es dem Jupiter geweiht, jedoch enthielt es unter dem nämlichen Dache noch zwey Tempel, die der Juno und Minerva geweihet, wurden. Ein so prächtiger Bau war gewissermaßen ein Beweis, sowohl der Frömmigkeit des Volks, als der Aufnahme der Künste in Rom.

Aber jetzt näherte sich die Zeit, da die Römer von einem Tyrannen befreyet werden sollten, der mit jedem Tage neue Beweise seiner grausamen Gemüthsart ablegte. Nachdem das Volk vier Jahre mit dem Bau des Capitols beschäftiget worden war, schien seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gelenket werden zu müssen, und Tarquinius nützte den nichtigen Vorwand, daß die Rutuler einige von ihm verdammte Missethäter aufgenommen hätten, ihnen den Krieg zu erklären, und ihre Hauptstadt Ardea, die ungefähr sechszehn Meilen von Rom lag, zu belagern. Während das Heer vor dem Ort im Lager stand, saßen Sextus des Königs Sohn, Collatinus und einige andere eines Abends im Zelt zusammen und zechten. Das Gespräch lenkte sich von ungefähr auf die Schönheit und Tugend ihrer Weiber; jeder pries die seinige; und Collatinus schlug zur Entscheidung des Streites vor, auf der Stelle nach Rom zu reiten und ihre Weiber zu überraschen. Erhitzt vom Weine billigte die ganze Trinkgesellschaft diesen Vorschlag, warf sich sogleich zu Pferde, und eilte nach Rom, wiewohl die Nacht schon um ein ziemliches vorgerückt war. Hier fanden sie Lucretien, Collatins Ehegattin, nicht, wie die übrigen Frauen ihres Standes, ihre Zeit in Schmausen und Lustbarkeiten verschwenden,

den, sondern sitzend unter ihren Mägdchen, arbeitend, und mit heitrer Miene Arbeiten unter sie vertheilend. Ihre bescheidene Schönheit, verbunden mit der anständigen Freymüthigkeit, womit sie ihren Gemahl und seine Gäste empfing, entzückte sie dergestalt, daß sie ihr einmüthig den Preis zuerkannten, und Sextus entbrannte so sehr, daß nichts als der Genuß seine Leidenschaft kühlen konnte.

Voll des sträflichsten Planes verließ er einige Tage nachher das Lager, und stattete einen Privatbesuch bey Lucretien ab, die ihn eben so gütig, wie das vorigemal empfing. Seine Absichten nicht von ferne argwohnend, setzte sie sich mit ihm zum Abendessen, und hieß dem Gesinde ihm ein Schlafzimmer in ihrem Hause bereiten. Mitternacht war die Zeit, die diesem Lüstling zur Ausführung seiner schändlichen Entwürfe die sicherste däuchte. Er schlich sich in ihr Schlafzimmer, näherte sich mit bloßem Schwerte ihrem Bette, und die Hand unverschämter Weise auf ihren Busen legend, drohte er ihr mit dem augenblicklichen Tode, wenn sie der Büßung seiner Lust sich widersetzen würde. Lucretie, aus tiefem ruhigem Schlummer zum gegenwärtigen Tode aufgeweckt, blieb dennoch unerschüttert, bis dieser Bösewicht ihr drohete, nicht nur sie, sondern auch ihren Sklaven zu tödten, ihn todt neben sie ins Bett zu legen, und aller Welt dann zu erzählen, daß er beyde im Ehebruch betroffen und ermordet habe. Furcht vor der Schande erzwang, was die Todesfurcht ihr nicht hatte abgewinnen können; sie erlag dem herben Schicksal, und den folgenden Morgen kehrte der Ehebrecher, in seinem viehischen Triumph frohlockend, ins Lager zurück. Allein Lucretia, das Licht verabscheuend, und das Verbrechen eines Buben an sich selbst zu rächen entschlossen, ließ unverzüglich

ihren

ihren Gemahl Collatinus und ihren Vater Spurius zu Hauſe fordern, ſintemal ein namenloſes und unherſtellbares Unglück die Familie betroffen hätte. Sie gehorchten dem Aufgebot auf der Stelle. Mit ihnen kam Valerius, ein Verwandter ihres Vaters, und Junius Brutus, ein vermeinter Blödſinniger, deſſen Vater Tarquin ermordet hatte, und der dem Boten zufälliger Weiſe unterwegs begegnet war. — Ihre Ankunft erneuerte und erſchwerte Lucretiens ſtechenden Schmerz. Sie fanden ſie in einer Art geſetzter Verzweiflung, und verſuchten umſonſt, ſie zu beruhigen. „Nein," ſagte ſie, „nie wird nach dem Verluſt meiner Ehre etwas fähig ſeyn, mich an das Leben zu feſſeln. Eine entweihte Elende ſiehſt du vor dir, mein Collatinus, eine Unglückliche, deren Leib die Beute eines Räubers, deren Herz aber nie einen Augenblick von dir entfremdet wurde. Unter der Larve der Freundſchaft hat Sextus mir dieſe Nacht einen Schatz geſtohlen, den nur der Tod mir wieder geben kann. — Ihr aber, wenn ihr Männer ſeyd, ſo rächet meine Sache, und laßt die Nachwelt wiſſen, daß Lucretia, die ihre Tugend verlor, keinen Tröſter finden konnte als den Tod." So ſprach ſie, zog einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, und ſtieß ihn ſich ins Herz. Ohne Seufzer gab ſie den Geiſt auf. — Schmerz, Entſetzen, Unwillen ſchüttelte die Zuſchauer wechſelsweiſe. Spurius und Collatinus brachen in Thränen aus. Aber Brutus zog den rauchenden Dolch aus Lucretiens Todeswunde, hob ihn gen Himmel, und „Seyd Zeugen ihr Götter, rief er, daß ich von dieſem Augenblick an mich zu Lucretiens Rächer weihe; von dieſem Augenblick an gelob' ich Tarquinen und ſeinem wollüſtigen Hauſe ewigen Haß. Und dies Leben, ſo lang es mir gefriſtet wird, ſoll von Stund' an kein ander Ziel, kein ander Augenmerk haben, als

den

den Sturz der Tyrannen, und meines theuren Vaterlandes Freyheit und Wohlfahrt!“ So einen Blödsinnigen reden zu hören, in einem Menschen, dem man bisher nicht einmal Menschenverstand zugetrauet hatte, mit einmal einen ernsten, weisen und gerechten Mann, den Retter Roms und der Freyheit zu finden, mußte natürlicher Weise die Zuschauer in neues Staunen setzen. Aber Brutus sagte ihnen: Hier sey nicht Zeit zu staunen, zu wehklagen und zu weinen. Männern gezieme die Rache! Ihrer jedem streckte er den Dolch dar; und nahm über seiner blutigen Klinge einem jeden den nämlichen Eid ab, den so eben er selbst geschworen hatte.

Junius Brutus war der Sohn des Marcus Junius, eines edlen Römers, der eine Tochter Tarquins des ältern geheirathet hatte, und um dieser willen von Tarquin dem Stolzen aus Eifersucht aus dem Wege geräumet wurde. Dieser Junius Brutus hatte von seinem Vater eine vortrefliche Erziehung erhalten, und besaß von Natur einen durchdringenden Verstand und eine unbeugsame Anhänglichkeit an die Tugend; da er aber seinen Vater sowohl als seinen Bruder unter Tarquins eifersüchtiger Tyranney fallen sahe, so spielte er, um gleicher Gefahr zu entrinnen, die Rolle eines Blödsinnigen und erhielt daher den Zunamen Brutus. Tarquin, der seine Verstandesverwirrung für wirklich hielt, verachtete ihn, bemächtigte sich seines Vermögens, und behielt den Dümmling im Hause, um seinen Kindern zum Zeitvertreibe zu dienen. Bey einer gewissen Gelegenheit, da der Staat mit großer Gefahr bedrohet wurde, ward Brutus mit Tarquins beyden Söhnen nach Delphi geschickt, um das dortige Orakel über die Mittel zu befragen, wodurch die bevorstehende Gefahr abgewandt werden

könne.

könne. Die Prinzen, denen seine erkünstelten Albernheiten zum Zeitvertreibe dienten, lachten, da sie ihn an Apollo's Altar seinen Stab opfern sahen, ein Geschenk, das jedoch die ihrigen weit übertraf, indem der Stab ausgehölt und mit Gold angefüllt war. Nachdem die jungen Männer ihres Vaters Befehl ausgerichtet hatten, fragten sie das Orakel, wer von ihnen König von Rom seyn würde? Derjenige, war die Antwort, der seine Mutter zuerst küssen wird! Die beyden Brüder, die einander aufrichtig liebten, wurden eins, ihre Mutter bey ihrer Zuhausekunft zu gleicher Zeit zu küssen, demnächst aber gemeinschaftlich zu regieren. Nur Junius Brutus ergründete den Sinn des Orakels. Ein zufälliges Straucheln vorschützend, warf er sich, so bald sie Italiens Boden wieder betreten hatten, zur Erde, und küßte sie, die er als die gemeinschaftliche Mutter aller Dinge betrachtete. Von der Zeit an faßte er Hoffnung, der Befreyer seines Vaterlandes zu werden, und den Tyrannen mit seiner Familie aus Rom zu jagen.

Keine lockendere Gelegenheit zur Ausführung seines großen Planes konnte sich ihm darbieten, als die gegenwärtige. Er nutzte sie mit großer Weisheit. Bis das Volk versammlet und ein Volksschluß zu Tarquin's Verbannung erhalten werden konnte, besorgte er, daß alle Thore geschlossen wurden. Dann ließ er Lucretiens blutige Leiche auf den öffentlichen Markt zur Schau stellen. Aus allen Enden der Stadt eilten stürmende Schaaren herbey, die dem finstern Schauspiele nicht ihr Mitleid versagen konnten, vom unthätigen Mitleiden aber bald zum Zorn, zur Wuth, zum unregiersamen Grimme übergingen: dies war die Stimmung, welche Junius so oft umsonst gewünscht hatte. In einer begeisterten Rede enthüllte er ihnen das Ganze dieser schrecklichen Geschichte,

entflammte sie zur glorreichen Hoffnung naher Rache, und bewirkte einen Senatschluß, daß Tarquin und seine Familie auf immer aus Rom verbannet, und jeder, der ihre Wiedereinsetzung vorschlüge oder versuchte, des Todes schuldig seyn sollte.

Mittlerweile hatte der Tyrann vernommen, was zu Rom vorging. In Hoffnung, die Empörung in der Geburt zu ersticken, flog er mit äußerster Eile nach Rom, fand aber die Thore verschlossen, und die Mauern mit Bewaffneten angefüllt. Außer sich vor Grimm beschloß er ins Lager zurückzukehren. Aber auch hier war ihm Brutus schon zuvorgekommen. Durch andere Wege war er zum Heere geeilet, und hatte den Soldaten gemeldet, was in Rom vorgegangen sey, Lucretiens erbarmenswürdiges Schicksal, und wie Senat und Volk dasselbe zu rächen beschlossen hatten. Die nämlichen Gefühle von Menschlichkeit, welche die Bürger durchdrungen hatten, durchdrangen auch das Heer. Einmüthig beschlossen sie, mit ihren Freunden daheim gemeinschaftliche Sache zu machen, und als Tarquin zurückkam, weigerten sie sich ihn aufzunehmen. So ward dieser Tyrann nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung genöthiget, sein Königreich zu räumen, und flüchtete mit seiner Familie nach Cira, einer kleinen Stadt in Etrurien. Mittlerweile schloß das römische Heer mit dem Feinde einen Waffenstillstand und Brutus ward als der Befreyer des Vaterlandes ausgerufen.

Ein solches Ende nahm die königliche Gewalt zu Rom, nachdem sie zweyhundert fünf und vierzig Jahr gedauert, und stufenweise, wiewohl langsam, emporgestiegen war. Obschon um die Zeit von Tarquins Verbannung das römische Gebiet nicht über zehn Meilen in die Länge und sieben in die Breite begriff, so hatte der Staat doch jene innere Kraft gewon-

wonnen, die man bey langsam wachsenden Körpern gewöhnlich findet. Wenige Geschichten können eine Folge von Königen aufweisen, die mit mehr Tugend und Mäßigung geherrscht hätten, als Roms erste Regenten. Ihren weisen Einrichtungen hatte das Volk alle jene Tapferkeit, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe zu verdanken, durch die es in der Folge das Menschengeschlecht bezwang. Allerdings besaßen die Römer die ganze rohe Wildheit des Zeitalters. Aber nur ihren Königen kann zugeschrieben werden, daß selbst ihre Feinde die Früchte ihrer Siege erndteten; nur der Feldherren Tugend kann es gewesen seyn, die die Ueberwundenen vor dem Muthwillen der Sieger schützte. Griechenlands Gesetzgeber hatten die Aegypter zu Vorbildern. Aber Rom wohnte mitten unter Völkerschaften, die alle weit barbarischer waren, als sie selbst; und die weisen Einrichtungen seiner Monarchen waren größtentheils ihre eigene Erfindung. Nichts destoweniger sehen wir bis jetzt den Genius des werdenden Volks noch immer mit seiner angebornen Rohheit kämpfen. Verwöhnung drinnen und Barbarey draußen fesseln ihn; dennoch äußert er gelegentlich eine Energie und eine Seelengröße, welche Ehrfurcht heischet, strebet unverrückt dem Ziele zu, das ihm das rechte däucht, und zeigt sich majestätisch selbst in seiner Kindheit.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Von Tarquins Verbannung bis zur Ernennung des ersten Dictators.

J. d. St. 245. An die Stelle der umgestürzten königlichen Gewalt ward eine Verfassung eingeführet, die den Namen einer Republikanischen trug, in der That aber bloße Aristokratie war. Den größten Theil des Ansehens behielt der Senat für sich; seinen Körper schmückte er mit allem Raube der entkleideten Monarchie. Die Volkscenturien wählten unter den Senatoren statt eines Königs, zwey jährliche Obrigkeiten, die den Namen der Consuln führten, und königliche Gewalt, königliche Vorrechte, und auch die Insignien der Königswürde erhielten. Wiewohl die Freyheit des Volks durch diese Einrichtung wenig gewann, so hatte doch Rom eben ihr keinen geringen Theil seiner beyspiellosen Größe zu verdanken. Im Leben eines Königs gibt es manche Perioden der Erschlaffung und der Leidenschaft, die seine Aufmerksamkeit von dem Wohl des Staates ablenken. In einem Staat aber, der durch jährige Obrigkeiten regieret wird, hat Keiner Zeit zu verlieren. Soll anders sein Ehrgeitz befriediget werden, so muß er alle seine Kräfte aufbieten, um seine vorübergehende Regierung durch irgend eine glänzende That auszuzeichnen. Daher waren die römischen Consuln immer so begierig neue Kriege zu beginnen, immer geneigt ihren Mitbürgern frische Feinde auszuzeichnen. — Durch sie in beständiger Thätigkeit erhalten, gewann das Volk eine vollkommene Kenntniß der Kriegskunst und eine sehr heilsame Gewandheit, alle Vorzüge der mancherley

cherley Nationen, mit denen sie zu thun hatten, sich selber anzueignen.

Brutus, der Befreyer seines Vaterlandes, und Collatinus, Lucretiens Gemahl, wurden die Ersten zur römischen Consulwürde erhoben. Sie erneuerten augenblicklich das Gesetz in Hinsicht der Volksversammlungen, das während der Regierung des Tyrannen geschlummert hatte; damit jedoch die jüngsterworbene Freyheit nicht in Ungebundenheit ausarten möchte, wurden einige neue priesterliche Würden gestiftet und neue Opfer eingeführt.

Diese neue Verfassung, die dem Volke so angenehm schien, wäre jedoch beynahe in ihrem Beginn wieder umgestürzet worden. Im Innern Roms bildete sich eine Parthey zu Tarquin's Vortheil. Verschiedene junge Römer, die in der Nähe des Königs und in den Schwelgereyen und Freuden des Hofes erzogen waren, beschlossen die Monarchie wieder herzustellen. Es mißfiel ihnen der düstere Ernst einer republikanischen Verfassung, in welcher die Gesetze unbeugsam und strenge, keine Rücksicht auf Geburt und Reichthum nehmen. Mit jedem Tage wuchs die Faction, und was uns befremden mag, selbst die Söhne Brutus und die Aequilier, die Neffen Collatin's, waren unter der Zahl der Verschwornen. Tarquinius, von den geheimen Verbindungen, die zu seinem Vortheil in Rom angesponnen wurden, benachrichtiget, beschloß sie möglichst zu unterstützen, und schickte Gesandte aus Etrurien nach Rom, die dem Scheine nach seine Krone und zurückgelassenen Güter zurück fordern, in der That aber die Verschwörung unterstützen und auf alle mögliche Weise fördern sollten. Ihr Vorhaben gelang ihnen nur gar zu gut. Im Hause eines der Verschwornen hielten sie ihre Zusammenkünfte, und schon war die Wiedereinsetzung des Königs und der Tod der Consuln

sun beschlossen, als die ganze Verschwörung durch einen Zufall entdeckt wurde. Ein Sklave, welcher sich von ungefähr in dem Versammlungszimmer versteckt hatte, hörte ihre Unterredung und eröffnete ihre Absichten den Consuln, welche die Verschwornen sogleich fest nehmen und vor sich führen ließen. Unter ihnen sah man die Söhne des Brutus. Eine mehr erschütternde Lage ist wohl schwerlich zu gedenken, als diejenige eines Vaters, der über Leben und Tod seiner Kinder zu Gericht sitzt, durch die Gerechtigkeit zum Verdammen, durch die Natur zum Verschonen aufgefordert. Die jungen beklagten Männer wußten kein einziges Wort zu ihrer Vertheidigung hervorzubringen. Im Bewußtseyn ihrer Schuld erwarteten sie in stillschweigender Todesangst ihr Urtheil. Alle andere Richter fühlten den Kampf der Natur. Collatinus weinte, und Valerius konnte sein Mitleid nicht verbergen. Brutus allein schien jeder holden Schwäche der Menschlichkeit sich entwunden zu haben. Mit ernstem Blick und einem Tone, der seine feste Entschlossenheit bezeichnete, fragte er seine Söhne: Ob sie über die Verbrechen, die ihnen zur Last gelegt würden, sich mit irgend etwas verantworten könnten. Zu dreyen verschiedenen Malen that er diese Frage an sie; und als er keine Antwort empfing, wandte er sich endlich zu dem Nachrichter. Thue deine Pflicht, sprach er gesetzt und ruhig zu ihm, und setzte mit entschlossener Majestät sich wieder nieder; auch konnten weder die Gefühle der väterlichen Zärtlichkeit, noch die flehenden Blicke des Volks, noch die schreckliche Lage der sich zum Tode bereitenden Jünglinge, seine Entschlossenheit erschüttern. Der Henker entkleidete, geißelte und enthauptete sie, ein Schauspiel, das die ganze Menge in Mitleid, Schrecken und Bewunderung schmelzte, während in Brutus Angesichte keine Zuk-

kung,

kung, die das zerrissene Vaterherz verrathen hätte, wahrzunehmen war.

Diese Probe eines jeder andern Rücksicht überlegenen Gemeingeistes diente sehr, um Brutus Ansehen in Rom zu vergrößern; allein Collatin's Weichlichkeit ward in ganz entgegengesetztem Lichte betrachtet. Sein Versuch, die Aequilier, seine Neffen, zu retten, machte ihn den Bürgern verdächtig; er ward des Consulats entsetzt und aus Rom verbannt; und Valerius, wegen seiner Achtung für das Volk in der Folge der Volksfreund genannt, ward Consul an seine Statt.

Als Tarquin seine Hoffnung, durch innere Kabalen den Thron wieder zu besteigen, vereitelt sahe, beschloß er, sich durch den Beystand der auswärtigen Feinde Roms wieder in das Reich zu drängen. Die Vejer waren die ersten, die er ihm beyzustehen bewog. An der Spitze eines zahlreichen Heeres näherte er sich seiner verlornen Königsstadt.

Die Consuln ließen es an den nöthigen Maßregeln ihm zu widerstehen nicht fehlen. Valerius an der Spitze der Fußvölker und Brutus an der Spitze der Reiterey, begegneten ihm an den Gränzen Roms. Aruns, der Sohn Tarquins, welcher die Reiter seines Vaters anführte, bemerkte den Brutus in einiger Entfernung. Durch eine große That beschloß er das Schicksal der Schlacht noch vor dem Zusammentreffen der beyden Heere zu entscheiden; mit verhängtem Zügel rannte er wüthend auf seinen Gegner ein, der, seine Annäherung gewahrend, sogleich aus den Gliedern hervortritt und mit nicht geringerem Grimm dem Feinde der Freyheit und des Vaterlandes die Stirne bot. Mit einer Raserey, die, alle eigene Vertheidigung vernachlässigend, nur des andern Untergang bezielte, streckten beyde einander

der todt zu Boden. Eine blutige Schlacht erfolgte, auf beyden Seiten war das Blutbad gleich; da die Römer aber das Schlachtfeld behaupteten, schrieben sie sich mit Recht den Sieg zu, und Valerius zog triumphirend in Rom ein.

Als Brutus solcher Gestalt vor Ablauf seines Jahres seiner Würde mit sammt seinem Leben verlustig ging, herrschte Valerius eine Zeitlang ohne Mitgehülfen, und schon fürchtete das Volk, eifersüchtig auf die erst errungene Freyheit, daß seine geheimen Gedanken auf die Krone gerichtet wären. Ein Palast, den er mit einiger Pracht auf einer Anhöhe erbauen ließ, verstärkte diesen Argwohn; man sprengte sogar aus, daß er Willens sey, ihn in eine Festung zu verwandeln, durch die er die Stadt in Ehrfurcht halten wolle. Allein Valerius beschwichtigte gar bald alle ihre Besorgnisse. Er ließ den Palast niederreißen. Er gab, um die Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen zu beweisen, verschiedene Gesetze, die die Gewalt des Senats beschränkten, und diejenige des Volks erweiterten. Vermöge eines derselben ward erlaubt, von den Consuln an das Volk zu appelliren; kraft eines andern ward es ein Staatsverbrechen, die obrigkeitliche Würde ohne Bewilligung des Volks anzunehmen; ein drittes berechtigte jedermann, einen Menschen, der nach der höchsten Gewalt strebte, ungehört umzubringen, wenn er das Verbrechen beweisen könnte. Auch ernannte er Quästoren oder Schatzmeister, die den Schatz des Staats verwalten und die Bewirthung der Gesandten besorgen mußten. Um sich bey dem Volke noch beliebter zu machen, ließ er die Aexte aus den Reisbündeln der Lictoren nehmen, anzuzeigen, daß die Macht über Leben und Tod beym Volk und nicht bey den Consuln beruhe. Nachdem er durch solche Mittel alle ihre Bedenklichkeiten gehoben hatte, erwählte

wählte er den Spurius Lucretius, Lucretiens Vater, zu seinem Gehülfen, und da dieser bald nachher starb, den Horatius. Jetzt erschien die Zeit des jährigen Amtswechsels; Valerius ward zum zweyten Male gewählt, und mit ihm T. Lucretius. Die beyden Consuln zählten das Volk, und fanden, daß die Summe desselben sich auf hundert und dreyßig tausend Köpfe belief, Wittwen und Waisen ungerechnet.

Tarquinius, ungebeugt durch seine Unglücksfälle, schloß mittlerweile täglich neue Bündnisse, um seine Krone wieder zu gewinnen, und bewegte endlich auch den Porsenna, einen etrurischen König, sich seiner Sache anzunehmen und in Person seine Fehde auszufechten. Dieser Fürst, dessen Tapferkeit nur von seinem Edelmuthe übertroffen wurde, rückte unverzüglich mit einem zahlreichen Heere vor Rom und belagerte die Stadt, während der Schrecken seines Namens und seiner Waffen alle Stände des Volks entmuthigte. In dieser Enge ergriff der Senat jedes Mittel, das die Klugheit ihm darbieten konnte, um die Furcht des Volks zu beruhigen und seinen Mängeln abzuhelfen. Er befahl, daß der Pöbel während dieses Krieges keine Steuern bezahlen sollte; angesehen es genug sey, daß er dem Staat Vertheidiger erzöge. Er ließ in verschiedenen Gegenden Campaniens Korn aufkaufen, zur Stadt bringen und zu einem sehr niedrigen Preise unter dem Volke austheilen. Eine so väterliche Vorsorge kettete alle Stände des Staats so fest an einander, daß jeder Bürger fest beschloß, sein Land bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen und entweder Rom zu retten, oder unter seinen Trümmern zu erliegen. Inzwischen ward die Belagerung mit großem Eifer betrieben. Ein wüthender Angriff geschah; vergebens widerstanden die Consuln, verwundet

wurden

wurden beyde von der Wahlstatt getragen; in äußerster Bestürzung flohen die Römer und wurden vom Feind bis an die Brücke verfolgt, über welche Sieger und Besiegte im Begriff waren, im verworrenen Getümmel in die Stadt zu dringen. Alles schien verloren, als Horatius Cocles, dem die Vertheidigung der Brücke anvertrauet war, sich dem Feind entgegenstellte, und bloß von noch zweyen unterstützt, die ganze Wuth des Sturms so lange bestand, bis die Brükke hinter ihm abgeworfen war, da er sich dann in voller Rüstung in den Fluß stürzte, und siegreich zu seinen Kriegsgenossen zurück schwamm, die ihn mit gebührendem Zujauchzen empfingen.

Noch immer bestand Porsenna auf Eroberung der Stadt; als aber fünfhundert seiner tapfersten Krieger in einem Ausfall der Römer ums Leben kamen, beschloß er die Stadt auszuhungern und verwandelte die Belagerung in eine Einschließung. Durch diese Maßregel geriethen die Römer in die äußerste Bedrängniß. Schon schien die Noth unerträglich, und alles drohete eine schleunige Uebergabe, als eine Heldenthat, erstaunenswürdiger noch, als jene erste, welche Rom gerettet hatte, dem Vaterlande Sicherheit und Wohlfahrt wieder gab.

Mutius, ein Jüngling von unverzagter Seele, beschloß, sein Volk von einem Feinde zu befreyen, der seinen Untergang schien beschlossen zu haben. Entschlossen den König zu tödten, oder in dem Versuche zu fallen, ging er als ein etrurischer Bauer verkleidet ins feindliche Lager und drang bis an den Ort, wo Porsenna an der Seite eines Geheimschreibers den Völkern den Sold austheilte. Irrigerweise hielt er den letztern für den König und stieß ihm den Dolch ins Herz, ward aber sogleich ergriffen und wieder vor den König geführt. Dieser fragte ihn, wer er sey,

und

und was zu einer so schwarzen That ihn bewogen habe. — Unerschrockenen Muthes verhehlte der Jüngling weder sein Vaterland noch seine Absicht, hielt die Rechte in eine vor ihm brennende Altarflamme, und, Siehe hier, sprach er, wie wenig ich die fürchterlichsten Foltern achte, die deine Grausamkeit über mich verhängen mag. Ein Römer weiß zu handeln und zu dulden. Ich bin nicht der einzige, den du zu fürchten hast, dreyhundert römische Bürger haben gleich mir deinen Untergang geschworen; halte dich fertig, ihre Dolche zu fühlen! — Erstaunt über so viel Unerschrockenheit, und zu edelmüthig, das Verdienst nicht auch in einem Feinde zu ehren, ließ Porsenna den begeisterten Jüngling unverletzt nach Rom zurückkehren, und diesem Volke von Helden zugleich Friedensbedingungen antragen. Sie wurden unverzüglich angenommen, indem sie weder hart noch entehrend waren, nur mußten zwanzig Geißeln ausgeliefert werden, zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen aus Roms edelsten Familien. Aber gerade als wenn der Heldenmuth des Zeitalters auch das schwächere Geschlecht ergriffen hätte, entwischte Clelia, eine der Geißeln, ihren Hütern, stürzte sich, ihren Gefährten den Weg zur Flucht vorzeichnend, in die Tiber, schwomm unter einem Hagel von Pfeilen zu Pferde hinüber und stellte sich dem Consul dar. Dieser, für die Ehre sowohl als für die Sicherheit seines Volks besorgt, ließ sie zurückbringen, worauf Porsenna, unwillig, an Edelmuth sich übertreffen zu lassen, ihr nicht nur die Freyheit gab, sondern auch ihr erlaubte, unter den nämlichen Geißeln diejenigen auszuwählen, von denen sie sich am liebsten zurück begleitet sähe. Mit aller Bescheidenheit einer römischen Jungfrau wählte die Heldin hierauf nur die, welche unter vierzehn Jahren waren, zur Ursach anführend, daß deren zartes Alter weniger

fähig

fähig sey, die Beschwerden der Gefangenschaft zu dulden.

Wenig merkwürdiges ereignete sich in den fünf folgenden Jahren, zwey oder drey Siege abgerechnet, die die Römer über die Sabiner erfochten, welche gezwungen wurden, den Frieden zu erkaufen. — Die Consuln erhielten zwey Triumphe über sie und eine Ovation, eine geringere Gattung des Siegesgepränges, die vom Triumph sich darin unterschied, daß der Feldherr nicht zu Wagen, sondern zu Fuß in die Stadt zog; daß nicht die Senatoren in ihren Feyerkleidern, sondern nur die Ritter und Patricier ihm entgegen kamen; daß seine Kleidung weniger prächtig war, und nicht Lorbeern, sondern Myrten seine Schläfe kränzten. Posthumius, der Ueberwinder der Sabiner, war der erste, dem dieser geringere Siegszug zuerkannt ward, weil sein Sieg nur auf Kosten einer vorläufigen Niederlage erkämpft wurde. Einige andere Siege folgten, die das römische Gebiet zwar vergrößerten, übrigens aber zu unbedeutend waren, um die Neugier oder Wißbegierde zu beschäftigen.

Tarquinius, wiewohl mehrere Male zurückgetrieben, war noch immer ungebeugt und unbezwungen. Vermittelst seines Schwiegersohnes Manilius gelang es ihm, die Latier zu gewinnen, und vier und zwanzig mächtige Städte in sein Interesse zu verflechten. Zum Angriff Roms wählte er den möglichst günstigen Zeitpunkt, denjenigen, wo Plebejer und Patricier mit einander zerfallen waren, eine Zwiespalt, die er selbst durch reiche Ausspendungen unter den ärmeren Theil der Bürger, der freylich manche erhebliche Ursache hatte, mit der neuen Verfassung unzufrieden zu seyn, zu unterhalten wußte.

J.d.St. 255. Unter den Königen kannten die Römer nur zweyerley Mittel des Unterhaltes, den Ackerbau und den Krieg.

Krieg. Sie lebten entweder von den Früchten ihrer eigenen Arbeit, oder von den Erndten, die ihre Feinde geſäet hatten. Sobald aber die königliche Würde vertilgt war, begannen die Patricier, die wahren Oberherren des Staates, ſich den gröſsten Theil der Ländereyen zuzueignen, und ihre Beſitzthümer unmerklich auf Koſten des Publikums zu erweitern. Umſonſt focht der Soldat zur Erweiterung der Gränzen des römiſchen Gebietes; die Groſsen theilten die Früchte ihrer Arbeit, ohne ihre Gefahr zu theilen. Der verarmte Kriegsmann ſah ſich gezwungen, Geld auf Wucher zu nehmen, und ward durch die ungeheuern Zinſen bald völlig zu Grunde gerichtet. Dem Gläubiger erlaubte das Geſetz, des nicht zahlenden Schuldners ſich zu bemächtigen und ihn bis zur Bezahlung der Schuld als Sklaven zu gebrauchen. Dies vielfache Elend reitzte bald das Murren des Volks, das endlich von Bitten zu Drohungen überging. Tarquin's Verſuch, die Krone wieder zu gewinnen, ſchien ihnen eine günſtige Gelegenheit, Rechte, deren ſie unbilligerweiſe beraubt worden waren, wieder geltend zu machen. Als die Conſuln daher, um dem Tyrannen widerſtehen zu können, das gewöhnliche Aufgebot ergehen lieſsen, fanden ſie zu ihrem äuſsersten Erſtaunen, daſs alle Arme und Verſchuldete ſich weigerten, ſich unter die Fahnen zu ſtellen. Laut erklärten ſie, daſs diejenigen, die die Vortheile des Friedens genöſſen, auch ſeine Gefahren dulden möchten; ſie, ihrerſeits, wären es müde, ihr Leben für nichts, oder, was noch ärger ſey, für Herren aufzuopfern, die ihre Arbeiten geringſchätzten und ihres Elendes ſpotteten. Einen Staat, ein Vaterland, das ſie nicht ſchützen wolle, erkennten ſie nicht; und Rom, das ihnen nichts als Elend, Schulden und Unterdrückung darböte, ſey nicht fähig ihre Anhänglichkeit zu feſſeln. Nichts werde ſie bewegen können

können zu seiner Vertheidigung ins Feld zu ziehen, als eine gänzliche Tilgung aller ihrer Schulden durch einen Senatsschluß.

Diese stürmende Menge suchte der Senat anfangs durch gelinde Mittel zu besänftigen; da er solche aber vergeblich fand, fing er an, über eine so wichtige Angelegenheit mit Ernst zu rathschlagen. Einige stimmten für eine gänzliche Erlassung aller Schulden, als das einzige sichere Mittel, das Volk zu stillen. Andere schilderten die gefährlichen Folgen dieser Nachgiebigkeit und riethen, nur diejenigen in die Musterrollen einzutragen, die ihre Namen eingeben würden, und die übrigen mit Verachtung zu behandeln. Auf die Länge vereinigte man sich in dem Entschlusse, das drohende Uebel durch Aufschub abzuwenden, und einen Befehl bekannt zu machen, daß kein Schuldner während des Krieges beunruhiget werden sollte. Aber das Volk, dem der Senat diesen Aufschub als eine Gnade ankündigte, verwarf ihn mit Verachtung und Unwillen. Zu gut wußte es, daß bloß die Nähe des Feindes dem Senat ein Versprechen abgedrungen hätte, das er nach abgewandter Gefahr ohne Zweifel zurücknehmen würde, und beharrte standhaft auf seinen Forderungen. Die Zahl der Unzufriedenen wuchs mit jedem Tage; auch Minderarme aber Verschuldete vereinigten sich mit der tobenden Menge, es sey nun aus dem Gefühl der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen oder aus dem des Neides und der Scheelsucht, womit die minderbegünstigten Stände zu den höhern hinaufzuschauen pflegen. In dieser Enge flüchtete der Senat, der den Staat am Rande des Unterganges schwanken sah, zu einem Hülfsmittel, das zwar jetzt die gewünschte Wirkung leistete, im Lauf der Jahrhunderte aber dem Staat verderblich wurde. Da die Consuln ihr Ansehen der Verwirrung der Zeiten nicht

gewach-

gewachsen fanden, so schlugen sie dem Volke die Wahl einer obrigkeitlichen Person vor, die eine bestimmte Frist unumschränkte Gewalt, nicht nur über alle Stände des Reichs, sondern auch über die Gesetze selber haben sollte. Die Plebejer, die den Senat verabscheueten, waren es zufrieden. Mit Freuden gaben sie ihre eigene Macht hin, um nur diejenige ihres Obern vernichtet zu sehen, und Lartius ward von seinem Gehülfen im Consulat zum ersten Dictator Roms ernannt. So unterwarf dies Volk, das den Namen eines Königes nicht einmal konnte nennen hören, sich ohne Murren einem Gewalthaber, der viel größere Macht besaß. So sehr dienen die Namen der Dinge die Gemüther der Menschen zu täuschen, und so gewiß ist es, daß keine Verfassung dem Volke mißfällt, die seinen Vorurtheilen zusagt. Dies war übrigens die erste Unterbrechung der consularischen Gewalt, die damalen etwa zehn Jahre gedauert hatte.

Zehntes Kapitel.

Von des ersten Dictators Wahl bis zur Wahl der Volkstribunen.

Der neuernannte Dictator säumte nicht, von der ihm zuerkannten Gewalt gehörigen Gebrauch zu machen. Umringt von seinen Lictoren und mit allen Insignien der königlichen Würde geschmückt, setzte er sich mitten auf dem Markt auf einen Thron, und ließ nach Sitte der alten römischen Könige das Volk aufbieten. Voll Ehrfurcht für eine Obrigkeit, J. d. St. 255.

die

die sie selbst mit unumschränkter Gewalt bekleidet hatten, strömte die Menge herbey und stellte sich gutwillig unter ihre Fahnen. Als die Latier diese Veränderung in der Verfassung des Staates vernahmen, verloren sie alle Hoffnung, die ihnen die inneren Zwistigkeiten desselben eingeflößt hatten. Sie fanden es jetzt am rathsamsten, gewissen Vergleichs-Vorschlägen Gehör zu geben, die ihnen von Seiten Roms gethan wurden, und man vereinigte sich über einen einjährigen Waffenstillstand. Sogleich kehrte Lartius mit seinem Heere nach Rom zurück, und legte nach Verlauf der ihm zukommenden sechs Monate die Dictatur mit dem Ruhme nieder, daß er sie mit tadelloser Mäßigung verwaltet hätte. Im folgenden Jahre scheint man schon wieder eines Dictators bedurft zu haben; indem wir finden, daß Posthumius mit dieser Würde bekleidet gewesen, und nach verflossenem Waffenstillstande die Römer zu Verfolgung des Kriegs wider die Latier ins Feld geführet habe. Man erzählt uns, daß er den Feind beym See Regillus angetroffen, und wiewohl um die Hälfte schwächer, ihm eine so gänzliche Niederlage beygebracht habe, daß kaum der vierte Theil desselben mit dem Leben davon gekommen. Es würde jedoch weder lehrreich noch unterhaltend seyn, die mancherley Gefechte dieses kriegerischen Volkes umständlich in einem Zeitalter zu beschreiben, wo dasselbe gewissermaßen noch in seiner Kindheit war, und seine Schlachten dem Handgemenge muthiger aber hartnäckiger Männer glichen, die mehr durch Tapferkeit als Kriegskunst das Schicksal des Tags entschieden. So erzählt man uns zum Beyspiel von dieser Schlacht, daß der Dictator die Adler habe unter die Feinde werfen lassen, um die Seinigen zu ihrer Wiedereroberung aufzumuntern, und daß er den Pferden die Zügel habe abnehmen

heißen,

heißen, damit ihr Angriff desto reißender und unaufhaltsamer seyn möge. Feldherren, die dergleichen Befehle geben können, mögen wohl den Namen tapferer Männer verdienen, denjenigen guter Befehlshaber verdienen sie schwerlich. Da der Feind, mit dem sie zu thun hatten, jedoch noch unwissender, als sie selber, war, so mußte er Roms Ueberlegenheit anerkennen, und um einen neuen Waffenstillstand bitten. Diesen gestand der Dictator zu, triumphirte und legte seine Würde nieder.

Mit einigem Grunde hofften die Soldaten nach ihrer Heimkunft aus einem so glorreichen Feldzuge, daß ihre Gläubiger sie wenigstens eine Zeitlang in Ruhe und jener Sicherheit würden genießen lassen, die sie dem Staate erfochten hatten. Allein sie irrten sich. Von neuem wurden die Gerichtshöfe eröfnet und die Verfolgung der Gläubiger begann mit größerer Strenge denn jemalen. Frisches Murren erwuchs daraus, und um auf alle besorgliche Folgen desselben gefaßt zu seyn, wählte der Senat den Appius Claudius, einen Mann von strengen Sitten, unbiegsamer Rechtschaffenheit und unerschütterlicher Anhänglichkeit an die Gesetze, zu einem der Consuln des folgenden Jahres; um jedoch seine Strenge zu mildern, gaben sie ihm den Servilius zum Amtsgenossen, einen leutseligen und gütigen Mann, der eben so beliebt beym Volk als Appius ihm verhaßt war. Als die Klagen des Volks daher vor den Rath kamen, waren diese beyden obrigkeitlichen Personen, wie leicht zu erachten, ganz entgegengesetzter Meinung. Servilius, voll Mitleid mit den Drangsalen der Armen, rieth, alle Schulden zu tilgen, oder wenigstens die Zinsen derselben zu mindern. Appius hingegen bestand mit seiner natürlichen Strenge darauf, daß die Gesetze seines Vaterlandes unverletzlich beobachtet werden sollten.

Erleichterung der Schuldner, sagte er, sey Ungerechtigkeit gegen die Gläubiger, würde den Lüderlichen und den Müßiggänger auf Kosten des Betriebsamen und Mäßigen aufmuntern, und als ein Beweis der Schwäche des Senats dem Uebermuth des Pöbels neue Nahrung geben.

Das Volk, von dieser verschiednen Denkungsart der Consuln über seine Angelegenheiten unterrichtet, überhäufte den Servilius mit Merkmalen von Dankbarkeit, während Appius das Ziel seiner Verwünschungen und Drohungen war. Von neuem begann es sich zusammen zu rotten, nächtliche Zusammenkünfte zu halten, und über eine neue Staatsumwälzung zu brüten, als mit einmal ein ungewöhnlich jammervolles Schauspiel alle seine Leidenschaften empörte und der glimmende Unwille in helle Flammen ausbrach.

Ein römischer, bereits bejahrter Soldat kam mit Ketten beladen, wiewohl nicht ohne Spuren ehemaliger besserer Tage in seinem Anstande, daher gerannt, um unter seinen Mitbürgern Schutz zu suchen. Sein ausgemergelter Leib war in Lumpen gehüllt, sein Gesicht blaß und ausgehungert, sein langer und verworrener Bart und seine sträubigen Haare, die in wilder Unordnung um seine Schläfe flogen, vermehrten das Gräßliche seines Aufzuges. Man kannte ihn jedoch als einen tapfern Mann; man wußte, daß er sich in manchen Schlachten hervorgethan hatte; er selbst zeigte die Narben seiner Wunden, zugleich aber auch noch blutige Striemen so eben empfangener Geißelhiebe. Schon sein Anblick erregte das Mitleid der Menge, noch mehr that es seine Geschichte. Während er im letzten Kriege wider die Sabiner das Vaterland vertheidigt hatte, war sein kleines Erbe nicht nur unbebaut liegen blieben, sondern der Feind hatte es auch geplün-

geplündert und sein Haus eingeäschert. In dieser Lage war er zu seinem Unterhalt gezwungen worden, Geld aufzunehmen, zu dessen Abbezahlung er sein Erbe verkaufen mußte. Da dieses aber nicht hinreichte, hatte sein fühlloser Schuldherr ihn ins Gefängniß geschleppt, wo er nicht nur mit Ketten belastet, sondern auch von den Geißeln des Nachrichters, seines ihm zugeordneten Peinigers, zerfleischt worden war. Diese Erzählung, welcher seine noch frischen Wunden Nachdruck gaben, empörte das Volk zu einem augenblicklichen Aufruhr. Unaufhaltsam stürmte es dahin, um sowohl an dem eigentlichen Verbrecher, als an dem ganzen Körper seiner Dränger Rache zu nehmen. Appius rettete sich durch die Flucht. Servilius legte die Zeichen der Consulwürde ab, und warf sich mitten in den wüthenden Haufen, flehete, schmeichelte, ermahnte zur Geduld, verbürgte sich, daß der Senat ihnen Gerechtigkeit leisten solle, versprach, ihre Sache aufs wärmste zu verfechten, und um sie auf der Stelle von seinen guten Gesinnungen zu überzeugen, ließ er ausrufen, daß kein Bürger Schulden halber behelligt werden sollte, bis der Senat weitere Verfügung getroffen hätte.

Servilius Vorstellungen dienten für diesmal den Unwillen des Volks gewissermaßen zu dämpfen, und schon wollte der Senat seine Rathschlagungen über diese wichtige Angelegenheit beginnen, als Nachricht einging, daß die Volscer mit einem zahlreichen Heere grades Weges gegen Rom anrückten. Dies Ereigniß war grade das, was die Menge mit feuriger Erwartung wünschte. Jetzt beschlossen sie den Edlen zu zeigen, wie wenig die Macht der Reichen vermag, wenn sie durch die Stärke der Menge nicht unterstützt wird. Das Aufgebot geschah; kein Mensch leistete Gehorsam, Schuldner und Gefangene schüttelten ihre Ket-

ten, und fragten mit höhnischem Lächeln, ob dies die Waffen seyen, mit denen sie dem Feind begegnen sollten?

In diesem Zustand innerer Zerrüttung und von draußen drohenden Einbruches schwankte Rom am Rande seines Unterganges, als Servilius, der als Consul das Heer anführen mußte, sich noch einmal aufs Bitten legte, und das Volk beschwor, ihn in dieser Enge nicht zu verlassen. Um sie noch mehr zu begütigen, verbot er in einem zweyten Edict, daß kein Bürger während des Kriegs ins Gefängniß geworfen werden sollte, und versprach ihnen bey ihrer Heimkunft völlige Genugthuung. Durch diese Verheißungen sowohl, als durch ihre Zuneigung zu seiner Person gewann er sie noch einmal. Schaarenweise stellten die Krieger sich unter seine Fahnen; er führte sie wider den Feind und gewann einen vollkommnen Sieg. Am tapfersten stritten die Schuldner und ehemaligen Mißvergnügten. Um ihren Heldenmuth zu belohnen, überließ er ihnen die Plünderung des feindlichen Lagers, ohne dem Herkommen gemäß einen Theil der Beute für den Schatz zurück zu behalten; eine Maßregel, die vielleicht Schuld daran war, daß der Senat ihm nach seiner Heimkunft die Ehre des Triumphs versagte.

Kaum waren die Schrecken vor dem Feinde verschwunden, als die vorigen Grausamkeiten erneuert wurden. Appius, immerfort noch unnachgiebig, bevollmächtigte die Gläubiger, ihre Strenge zu erneuern, und Schuldner wurden nach wie vor ins Gefängniß geschleppt und gemißhandelt. Umsonst fleheten sie Servilius um Beystand an, welcher zu mild und nachgebend war, um dem Ungestüm seines Gehülfen das Gleichgewicht zu halten. Umsonst beriefen sie sich auf die Verheißungen, die ihnen vom Senat geschehen waren.

waren. Taub gegen ihr Geschrey, sah dieser Staatskörper, ohne drein zu reden, Schuldner bis auf den Markt verfolgt und nur durch die beschirmende Menge vom Gefängniß und der Geißel gerettet. Die Annäherung eines noch zahlreicheren Feindes, als der jetzt Bezwungene war, verzögerte ihre Rache ein wenig. Die Sabiner, Aequier und Volsceer, recht, als wenn sie die Absichten des Volks unterstützen wollten, thaten einen neuen Einfall, und die Bürger weigerten sich zu dienen, bis ihre Beschwerden gehoben wären.

In dieser gefährlichen Lage sah der Senat sich genöthiget, zu seinem gewöhnlichen Hülfsmittel, der Wahl eines Dictators, zu flüchten. Appius rieth selbst zu dieser Maßregel, in Hoffnung, daß man ihn wählen würde; allein der Senat, der wohl begriff, daß in den Händen eines Mannes, der die Macht, die er schon besaß, mit so weniger Mäßigung gebrauchte, eine noch größere höchst gefährlich werden müsse, wählte den Marius Valerius, einen alten Senator, von milden und gütigen Gesinnungen, beliebt beym Volk, und entsprossen von seinem großen Befreyer, dessen Namen er trug. Valerius, welcher sich im Herzen auf die Seite der Plebejer neigte, wählte Quintus, den Bruder ihres großen Idols Servilius, zu seinem Magister Equitum, und versicherte sie in voller Versammlung, daß, wenn sie ihm freywillig folgen wollten, ihren Beschwerden nicht nur abgeholfen, sondern ihre Umstände auch durch den Raub des Feindes verbessert werden sollten. Mittlerweile befreyte er sie von jeder unmittelbaren Verfolgung ihrer Schuldherrn, und gebot ihnen, ihm ins Feld zu folgen. Es lag etwas so Ehrfurcht heischendes in der Würde eines Dictators, und das Volk hegte so tiefe Achtung für dieselbe, daß sie nicht nur

den

den Unwillen dieses unumschränkten Gewalthabers fürchteten, sondern auch sein Versprechen für zuverlässig bindend hielten. Sie stellten sich also auf seinen Befehl, rückten ins Feld, und brachten den Feind ohne Mühe zum Gehorsam; die eroberten Ländereyen wurden unter die Soldaten ausgetheilt.

Nach seiner Heimkunft verlangte der Dictator, daß der Senat Versprechungen erfüllen sollte, für deren Erfüllung er mit Wort und Eidschwur sich verhaftet hatte; aber Appius, seines Steifsinns Sclave, rückte ihm in bittern Ausdrücken seine niederträchtige Herablassung zur Menge vor, und brachte die Mehrheit der Stimmen auf seine Seite. Unfähig, mit einer so mächtigen Gegenpartey zu kämpfen, legte Valerius die Dictatur nieder, und erklärte, daß es einem siebenzigjährigen Greise gezieme an die Ruhe und nicht an Zänkereyen zu denken.

Des Volkes Unwille loderte jetzt zu einer gefährlichen Höhe empor, es rottete sich ins Geheim zusammen, und entwarf einen Plan, sich von Gebietern zu trennen, deren Versprechungen eben so verächtlich als ihre Tyranney unerträglich war. Die heftigsten Maßregeln sind der Menge gewöhnlich die willkommensten. Es fehlte nicht an Waghälsen, die alles umzubringen vorschlugen, was dem Volk am abholdesten sey. Die Consuln wußten so gut als der ganze Senat, wie gefährlich es war, das Volk in dieser Gährung zu beurlauben und beschlossen daher, es unter dem Vorwande, daß der Feind noch nicht völlig bezwungen sey, und sich zu einem neuen Einfall rüste, im Felde zu behalten. Durch diesen Kunstgriff geriethen die Soldaten in Verlegenheit. Der Kriegseid, den sie bey ihrer Anwerbung abgelegt hatten, verbot ihnen, ihre Waffen niederzulegen und ihre Fahnen zu verlassen, und dennoch machte ihr frisch erlittenes

Unrecht

Unrecht ihnen den Gedanken unerträglich, noch einmal für ihre Unterdrücker zu kämpfen. Sie wählten endlich eine Art von Mittelweg. Sie beschlossen, eine Stadt zu verlassen, die ihnen keinen Schutz gewährte, und eine neue Pflanzstadt außerhalb ihren Gränzen anzulegen. Sie nahmen daher ihre Fahnen, veränderten ihren Befehlshaber, und zogen unter Anführung eines Plebejers, Namens Sicinius Bellutus auf einen Berg, der von der Zeit an der verwünschte Berg genannt wurde, und ungefähr drey Meilen von Rom an den Ufern des Anio lag.

Die Zeitung von diesem Abfall erfüllte die Stadt mit Unruhe und Bestürzung; viele, die dem Heere wohlwollten, versuchten auf alle mögliche Weise über die Mauern zu klettern, um sich mit ihm zu vereinigen, denn die Thore waren auf Befehl des Senats sogleich geschlossen worden. Väter, die unter den Aufrührern Söhne hatten, warfen ihnen ihre Entartung vor; Weiber wehklagten über den Verlust ihrer Männer, und alles reifte zu einem Bürgerkriege. Der Senat war um nichts ruhiger als die übrigen; einige stimmten für gewaltthätige Maßregeln, und riethen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; andere waren der Meinung, daß man gelindere Mittel versuchen müsse, indem selbst ein Sieg über solche Feinde ärger, denn eine Niederlage seyn würde. Am Ende beschloß man, Botschafter zu senden, die das Heer ermahnen sollten, heimzukehren, und ihre Beschwerden vorzutragen, wogegen ihnen eine gänzliche Vergessenheit alles Vorgefallenen zugesichert wurde. Mit Verachtung ward diese Gesandtschaft zurückgeschickt, und der Senat sah sich genöthiget, seine Berathschlagungen wieder von neuem anzufangen.

Nach-

Nachdem er zu dem Ende neue Consuln gewählt hatte, (ein Geschäft, das nicht ohne Schwierigkeit zu Stande gebracht wurde, indem sich niemand zu einer bey gegenwärtigen Umständen so mißlichen Würde melden wollte) wurden die Berathschlagungen mit einem Ernst wieder vorgenommen, der der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen war. Menenius Agrippa, einer der besten und weisesten Senatoren, war der Meinung, daß man dem Volke nachgeben müsse, indem die römische Herrschaft ohne solches weder erweitert noch behauptet werden könnte. Der letzte Dictator Valerius unterstützte seine Meinung mit einer seinem Alter ungewöhnlichen Wärme. Er warf dem Senat seine Doppelartigkeit vor, und zeigte, wie gerecht und wie nöthig es sey, daß das Volk seinen Theil an jenen Genüssen habe, die der Reiche allein zu verschlingen meine. Dagegen eiferte Appius, seinen Grundsätzen getreu, mit großer Heftigkeit auch gegen die kleinste Rücksicht auf die Wünsche der Menge. Dem Volke als Feind etwas einzuräumen, was man ihm als Freund abgeschlagen hatte, bemerkte er, würde ein Beweis der Furcht, nicht der Gerechtigkeit seyn; die jungen Patricier mit ihren Klienten wären im Nothfall hinreichend die Stadt zu vertheidigen, gesetzt auch, daß ihre undankbaren Bewohner sie verlassen sollten; die Menge wisse ihren Forderungen nie ein Ziel zu setzen, und jede Einräumung würde frische Forderungen und lautere Zudringlichkeiten hervorbringen. Der große Haufe der Senatoren, dem das Volk vorzüglich schuldig war, bedurfte nicht nur so scheinbarer Gründe zu Verhüllung seines Geitzes; auch die Jüngern fanden durch das Zutrauen des Redners sich geschmeichelt, und jauchzten ihm mit ungebührlichem Eifer Beyfall. Allein die Consuln, welche alles dieses Wortgepräng-

ges ungeachtet die Nothwendigkeit einsahen, dem Volke nachzugeben, eilten durch Aufhebung der Versammlung einem übereilten Senatschlusse vorzubeugen, und ermahnten die jüngern Senatoren zu gleicher Zeit zu größerer Bescheidenheit, in deren Ermangelung sie ein Gesetz vorzuschlagen drohten, durch welches alle unter einem gewissen Alter von den Sitzungen ausgeschlossen werden sollten.

Die Drohung fruchtete, und bey der nächsten Sitzung beschloß man, ungeachtet der eigensinnigen Widersetzlichkeit des Appius, und ungeachtet des fürchterlichen Streiches, welcher dem Vermögen vieler Mitglieder dadurch versetzt wurde, sich mit dem Volk in Unterhandlung einzulassen, und ihm Anerbietungen zu thun, die es zur Rückkehr bewegen könnten. Ihre Bevollmächtigte wurden zu dem Ende abgeschickt, an deren Spitze Largius und Valerius, die beyden ehemaligen Dictatoren, waren, wie auch Agrippa, gleich beliebt beym Senat und Volk. — Die Würde und Beliebtheit dieser Abgesandten verschafften ihnen eine ehrenvolle Aufnahme beym Heer, und eine lange Unterhandlung folgte. Largius und Valerius verschwendeten alle Stärke ihrer Redekunst; während Sicinius und Lucius Junius, die Wortführer der Menge, ihre Bedrängnisse mit jener männlichen Beredsamkeit darstellten, deren Lehrerin die Natur ist. Schon eine lange Weile hatte die Unterredung gedauert, als Agrippa, ein Mann, der ursprünglich Plebejer gewesen war und folglich am besten wußte, welche Art von Beredsamkeit beym Pöbel am meisten auszurichten pflege, ihnen jene berühmte Fabel erzählte, die uns Livius aufbehalten hat. „In alten Zeiten, da jedes Glied des Leibes noch für sich selbst denken und wollen konnte, beschlossen einstens alle mit einander einmüthiglich, sich wider den Bauch zu empören;

pören; sie könnten nicht absehen, sagten sie, warum sie sich vom Morgen bis in die Nacht in seinen Diensten abarbeiten sollten, während er, wollüstiger Ruhe pflegend, sich auf ihrer aller Kosten mästete; sie wurden demnach eins, ihn nicht weiter zu unterhalten. Die Füße gelobten, ihn nicht weiter zu tragen; die Zähne schwuren, keinen Bissen Speise mehr zu zermalmen, wenn man ihn gleich zwischen sie stecke. Sie hielten diesen Entschluß eine Weile mit vielem Eigensinn, fühlten aber bald, daß, statt den Bauch durch diese Maßregel zu demüthigen, sie sich nur selbst zu Grunde richteten; eine Zeitlang schmachteten sie, und merkten zu spät, daß der Bauch es sey, dem sie die Kraft zu arbeiten, und den Muth zu Meutereyen verdankten."

Eine Fabel von so einleuchtendem Sinne wirkte auf der Stelle. Einmüthig schrien sie, daß Agrippa sie nach Rom zurückführen sollte, und rüsteten sich schon ihm zu folgen, als obgenannter Lucius Junius ihren Ungestüm mit der Bemerkung dämpfte, daß sie die gütigen Anerbietungen des Senats zwar mit Dank zu erkennen hätten, in der That aber für die Zukunft noch gegen seinen Unwillen nicht gesichert wären: es sey daher nothwendig, daß eine neue Staats-Würde errichtet würde, deren Bediente jährlich aus ihrem eigenen Mittel gewählt, und mit der Vollmacht aufgestellet würden, dem bedrängten Mitbürger Genugthuung zu verschaffen, und die Sache des gemeinen Wesens zu verfechten.

Das Volk, immer der Meinung des letzten Wortführers, gab diesem Vorschlage lauten Beyfall, zu dessen Bewilligung jedoch die Vollmacht der Abgeordneten nicht hinreichte. Sie schickten daher um neue Verhaltungsbefehle an den Senat, und dieser, der innern Zwistigkeiten müde und von außen mit neuen

Ein-

Einbrüchen bedroht, beschloß den Frieden zu jedem möglichen Preise zu erkaufen, und willigte, bis auf Appius Widersprüche, einmüthig in die Ernennung der neuen Staatsbedienten, die den Namen der Volkstribunen erhielten.

Dieser Volkstribunen waren anfangs nur fünfe, ihre Zahl ward aber in der Folge verdoppelt. Sie wurden jährlich durch das Volk, und gewöhnlich aus seinem Mittel gewählt. Sie hatten die Macht, alle Senatschlüsse zu vernichten, die ihnen dem Volke nachtheilig schienen, und um ihre Bereitwilligkeit, auch den Niedrigsten zu beschützen, anzuzeigen, waren ihre Thüren zum Empfange der Unzufriedenen Tag und Nacht offen. Zu Anfange wurden ihnen Stühle vor die Thüre des Senathauses gesetzt, wo sie verweilen mußten, bis man sie zur Untersuchung eines gefaßten Schlusses hereinrief. Diesen konnten sie dann durch das einzige Wort Veto entweder vernichten, oder durch Unterzeichnung des Buchstabens T. ihnen die Sanction ertheilen. Ihre Personen waren unverletzlich; und wiewohl sie durch keins der gewöhnlichen Staatsinsignien, weder durch den curulischen Stuhl, noch durch die Fasces ausgezeichnet wurden, so gab die negative Stimme, die sie bey allen Senatschlüssen hatten, ihnen doch einen sehr großen Einfluß. Ihr Ansehen erstreckte sich jedoch nicht außerhalb den Mauern Roms; sie durften keinen Tag aus denselben abwesend seyn, und, was ihren Einfluß am meisten minderte, ein einziger von ihnen konnte durch Weigerung seines Beytritts die Maßregel aller übrigen zusammen vereiteln: ein Umstand, den der Senat sehr bald nutzen lernte, indem er bey jeder ihm unangenehmen Maßregel nur Einen gewinnen durfte, um die Absichten aller übrigen zu hintertreiben.

Als

Als solchergestalt die neue Würde decretirt war, wurden Sicinius Vellutus, Cajus Licinius, Lucius Junius, Albinus, und Icilius Ruga durch die Stimmen des Volks zu den ersten Tribunen gewählt; der Senat ließ ein Edict ausgehn, durch welches alle Schulden aufgehoben wurden, und da jetzt auf beyden Seiten alles berichtigt war, opferte das Volk den Göttern des Berges und kehrte siegprangend nach Rom zurück.

Eilftes Kapitel.

Von der Wahl der Tribunen bis zur Ernennung der Decemvirn.

J. d. St. 260. Bis hieher haben wir das Volk mit der übermäßigen Gewalt des Senats kämpfen sehen; jetzt aber beginnet ein Zeitraum, in welchem der Senat wider die überhandnehmende Macht des Volks kämpfte; ein Zeitraum, in welchem das letztere, seiner eigenen Kraft inne geworden, und einmal in Bewegung geschnellt, mit unwiderstehlicher Gewalt alles vor sich nieder wirft. Der erste Vortheil, welchen die Tribunen erhielten, war die Erlaubniß, zwey jährliche Amtspersonen, die ihnen in den ermüdendsten Zweigen ihrer Pflicht beystehn sollten, aus dem Volke zu wählen. Von der Aufsicht, die ihnen über die öffentlichen Gebäude, Wasserleitungen und Cloaken übertragen wurde, bekamen sie den Namen der Aedilen. Es wurden ihnen aber auch verschiedene Geschäfte angewiesen, die bisher die Consuln verwaltet hatten. Ihnen kam es zu, darauf zu sehen, daß niemand mehr Ländereyen an-

anschaffe, als ihm das Gesetz erlaube; in Zeiten einer Hungersnoth für Korn und Oel zu sorgen, und jedem Alleinhandel, den die Aufkäufer solcher Unentbehrlichkeiten an sich reißen möchten, zu steuern. Nachdem das Volk diese Vorrechte erreichet hatte, und in allen seinen Forderungen zufrieden gestellt war, zog es wider die Antier und Volscer zu Felde, eroberte Corioli, eine ihrer Hauptstädte, und schlug den Feind bald nachher mit großem Blutvergießen. Diese Schlacht war es, in welcher Marcius sich den ehrenvollen Zunamen des Coriolers erwarb.

Sich blähend auf diesen gedoppelten Sieg, den es beydes über den Senat und über den Feind gewonnen hatte, ermangelte die stürmische Menge nicht, ihrem Hang zu Unruhen bey der nächsten Gelegenheit wieder vollen Spielraum zu geben. Während der letzten Spaltungen war der Ackerbau gänzlich vernachlässigt geblieben, und eine Hungersnoth war eine natürliche Folge davon. Der Senat that alles mögliche, um die Drangsale des Volks zu erleichtern, aber dieses, durch den Mangel gespornt, und willig, jedem andern, nur sich selbst nicht, die Schuld beyzumessen, schrieb die ganze Landplage dem Geitze der Patricier zu, die, um sich wegen der aufgehobenen Schulden schadlos zu halten, das Korn aufgekauft hätten und es nun mit ungeheurem Aufgelde wieder verkaufen wollten. Dies war jedoch nicht alles, dessen man sie beschuldigte. Um die Zahl der Bürger zu dieser Zeit des Hungers zu mindern, hatte der Senat einen Theil derselben nach Veliträ, einer Stadt der Volscer geschickt, die neuerdings durch die Pest war entvölkert worden. Dies erregte ein Murren unter dem Volk, das, von den Tribunen angeblasen, bald stürmisches Geschrey ward. Ein solches Verfahren, riefen sie, sey ein bloßer Kunstgriff, um die Bürger, die dem Adel lästig wären, zu

ent-

entfernen; es sey wenig anders als eine ursachlose Verbannung der tapfersten Staatsbürger, und ein Versuch, durch Minderung der Volkskräfte seine eigene zu stärken. Diese Vorspiegelungen wurden so sorgfältig verbreitet, daß eine Volksversammlung gehalten werden mußte, in welcher die Consuln und Tribunen dem Volke in die Wette zuredeten. Mit Ungestüm ward der Zwist geführt. Mit jedem Augenblick ward man wärmer, die Consuln behaupteten, daß die Tribunen kein Recht hätten, zu den Volksversammlungen zu reden; die Tribunen ihrerseits beriefen sich auf die Heiligkeit ihres Amtes und nannten jede Störung in Verwaltung desselben, Majestäts-Verbrechen und Hochverrath. Das Volk stimmte ihnen einmüthig bey; was immer einer seiner Führer vorzuschlagen beliebte, beliebt' es zu genehmigen, und so ward ein Gesetz gegeben, daß kein Mensch sich unterstehen sollte, die Tribunen, während sie zu dem Volke redeten, zu unterbrechen: ein Gesetz, das ihrem Ansehen einen merklichen Zuwachs gab; denn mit dem Recht den Vortrag bey der Versammlung zu thun, gewannen sie zugleich dasjenige, sie nach Belieben zu lenken.

Nach diesen Geschichten genoß der Staat einer vorübergehenden Ruhe; ein Theil des Volks flüchtete in seine Häuser und ertrug die Drangsale des Hungers mit resignirender Schlaffheit; andere fielen ins Gebiet der Feinde und kamen mit Beute heim. Nicht lange aber, so erneuerte der kehrende Ueberfluß jenen Geist der Unruhe, den die Fortdauer des Hungers gedämpft, aber nicht geknicket hatte. Eine große Flotte mit Korn aus Sicilien beladen, dessen einen Theil ein König dieses Landes Namens Gelo den Römern verehrte, den andern aber der Senat mit dem Gelde des Schatzes erkauft hatte, belebte ihren

Muth

Muth noch einmal, und gab ihrem Hange zu Streitigkeiten neuen Zunder. Als im Senat gerathschlaget wurde, auf was Weise diese reichliche Zufuhr vertheilt werden sollte, so entstanden heftige Zänkereyen. Einige riethen, einen hinlänglichen Vorrath davon unentgeldlich unter die Armen auszutheilen, andere meinten, man sollte es, um den Schatz wieder zu entschädigen, zu einem niedrigen Preis verkaufen; als aber an Coriolan die Reihe zu reden kam, drang er drauf, daß durchaus nichts davon vertheilt werden sollte, bis die letzten Eingriffe, die das Volk in die Rechte des Senats gethan habe, berichtigt, und die alte Regelgerechtheit des Staats wieder hergestellt wäre. „Wie lange, rief er, wollen wir dulden, daß der Staat durch zwey Gewalten zerrissen werde, deren Spaltungen ihn über lang oder kurz durchaus zu Grunde richten werden! Wie lange wollen wir dulden, daß Tribunen Gesetze geben und Rom mit unbeschränkter Gewalt beherrschen, wir, die wir verachteten, uns vor Königen zu beugen. Wenn Meuter und Aufrührer zu Rom nicht bleiben wollen, so mögen sie noch einmal ihren Berg beziehen; besser überall nicht herrschen, als mit den Hefen des Pöbels die geschändete Herrschaft theilen.“ — So aufwiegelnde Worte, und so gewaltthätige Maßregeln entzündeten die Flamme der Zwietracht. Im ersten Anfall ihres Grimmes wollte die Menge über den ganzen Körper des Senats herfallen, aber die Tribunen zügelten ihre Wuth, und lenkten sie auf Coriolan, den sie dem Untergange weiheten. Dieser blieb unerschüttert; kühn, nüchtern, und unbeugsam von Natur, vereinigte er mit diesen angebornen Anlagen die erworbenen Tugenden einer tiefen Ehrfurcht für die Gesetze, großer Kriegskunde und unbegränzter Anhänglichkeit an seine Mitbürger, oder vielmehr an

den

den Theil derselben, dessen Sache er zur seinigen gemacht hatte. Mit Verachtung behandelte er die Vorladung der Tribunen, und als diese die Aedilen abschickten, um ihn zu greifen und vor das Volk zu schleppen, sammlete sich ein Haufe junger Patricier um ihren Liebling, griff die Aedilen an, und trieb sie nach einem kurzen Handgemenge in die Flucht. Dies war die Losung zu allgemeinem Aufruhr. Aus allen Gegenden der Stadt stürmte der Pöbel herbey, und ohne Zweifel wär es auf der Stelle zum Bürgerkriege gediehen, wenn die Consuln dem Volke nicht gänzliche Genugthuung verheißen hätten. Die Tribunen verlangten, daß Coriolan als Aufrührer und Verächter der Volks-Majestät vom Tarpejischen Felsen heruntergestürzt werden sollte. Sie verdammten ihn sogar, ohne die Stimmen des Volks zu sammeln. Sie waren im Begriff sich seiner Person zu bemächtigen, als die Patricier ihn noch einmal retteten.

So viel Entschlossenheit auf einer Seite und so viel Anmaßung auf der andern, hielt die Menge eine Zeitlang in Ungewißheit schwebend; sie fürchtete sich ihren Verfechtern wider Männer beyzustehn, die ihre Feldherrn und Anführer gewesen waren, und schauete dem Kampfe mit zitternder Unentschlossenheit zu. Ihre Saumseligkeit zum Beystande erregte bey den Tribunen die Besorgniß, daß sie etwa zu weit gegangen seyn möchten; sie verlangten daher, daß Coriolan's Sache vor das Volk gebracht, daß der Schuldige vor einem Richterstuhle abgehöret würde, von welchem keine Berufung Statt fände. Die Patricier, von Coriolan's Unschuld überzeugt, begierig aber, dem Staat den Frieden zu geben, ließen sich diese Maßregel gefallen, und der Tag zum Verhör ward angesetzt. Coriolan fragte die Tribunen, wessen sie ihn zu

be-

beſchuldigen dächten, und da ſie erwiederten, des Hochverraths und unumſchränkter Herrſchbegierde, ſo unterwarf er im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld dem Verhöre ſich ohne Weigern.

Der beſtimmte Tag erſchien. Schwule Erwartung ſchwellte die Bruſt aller Theilnehmer, und aus den umliegenden Gegenden floß eine Menge Volks zuſammen, die das Forum füllte. Mittlerweile theilten die Tribunen das Volk nach Zünften, nach welchen es auch, Mann für Mann, ſtimmen ſollte, nicht aber nach Centurien, wie ſeit den Zeiten des Servius Tullius gebräuchlich geweſen war. Vermöge dieſes Kunſtgriffs ward der Senat durch das Uebergewicht der Volkszahl überſtimmt und alles Einfluſſes auf die Verhandlungen beraubt. Er ermangelte nicht, ſich dagegen zu ſträuben; da er aber die Sache Coriolans nicht gerne zu ſeiner eigenen machen wollte, ſah' er ſich genöthigt, auch dieſem Gewaltſtreich der Plebejer nachzugeben. Inzwiſchen wollten die Conſuln doch wenigſtens einen Verſuch machen, den Beklagten zu retten. Einer derſelben beſtieg die Roſtra, ſchilderte Coriolan's Verdienſte um den Staat, zeigte, wie wenig man auf einige wenige in der Hitze entfahrne Worte achten müſſe, erklärte, daß der ganze Senat für den Beklagten eine Vorbitte einlege, und verlangte, daß die Tribunen ſich auf die einzige Beſchuldigung, deren ſie erwähnt hätten, nämlich daß Coriolan nach der höchſten Gewalt ſtrebe, einſchränken ſollten. Hierauf erwiederte Sicinius: er werde wider den Beſchuldigten alles anführen, was ſeine Schuld erweiſen könne; der Staat habe von ſeinem Einfluſſe und der Menge ſeiner Schutzgenoſſen zu viel zu fürchten, als daß man nicht jedes Hülfsmittel anwenden müſſe, ihm Sicherheit zu verſchaffen; feige

Gefälligkeit für die Bitten des Senats gezieme ihm nicht; sondern Wachsamkeit für die Erhaltung des Gemeinwesens, und schon der Versuch die Macht des Volks zu brechen, das ein unstreitiges Recht sich selbst zu regieren habe, sey Verbrechen.

Mit einer Unerschrockenheit, die eines bessern Schicksals würdig war, erschien Coriolan jetzt vor dem Volk. Die Hoheit seines Anstandes, seine männliche Beredsamkeit, die Zurufungen derer, die er dem Feinde entrissen hatte, neigten das Volk zum Mitleiden. Er begann mit Aufzählung aller Schlachten, die er geschlagen, und aller Posten, die er behauptet; er zeigte die mancherley Kronen, die er als Belohnungen seiner Verdienste von seinen Feldherren empfangen; er entblößte vor dem Blick der Menge die zahllosen Wunden, die er in Erwerbung derselben davon getragen hatte; er nannte die Mauerlücken, in die er hineingedrungen war, und die Leben, die er gerettet hatte, und rief diejenigen, die aus deren Anzahl gegenwärtig waren, auf, um die Wahrheit seiner Erzählung zu bezeugen. Mit den rührendsten Ausdrücken flehten diese ihre Freunde, ein Leben zu schonen, dem sie das ihrige zu verdanken hätten; sie erboten sich für ihn zu sterben, wenn die beleidigte Volksmajestät ein Opfer verlange. Eine Vertheidigung, wie diese, eine solche Ruhe des Tons, eine solche Festigkeit des Geistes schien nur der Unschuld möglich zu seyn, und versöhnte jeden Zuschauer; manche riefen, daß ein so wackerer Mann einen Triumph verdiene und nicht den Tod, und daß sein Verhör selbst ein Vorwurf für die Nation sey. Schon wollte die schwindelnde Menge ihn lossprechen, als Decius, der Tribunen Einer, ein Mann von fließender Beredsamkeit, aufstand. „Durch welche Kunstgriffe,

rief

rief er, der Senat uns auch verhindern mag, wegen jener hochverrätherischen Reden, die in der Mitte seines ehrwürdigen Zirkels ausgesprochen und auf die Vernichtung der Volksvorrechte berechnet waren, die geziemende Genugthuung zu fordern; so sind wir jedoch keinesweges damit abgefunden: was Coriolan gesprochen hat, möge vergessen werden; wir haben Thatsachen, über die wir ihn auffordern, sich zu vertheidigen. Ein altes Gesetz unter uns gebeut, daß alle Beute, die dem Feinde abgenommen wird, zum Gebrauch des Gemeinwesens bestimmt, und, unberührt vom Feldherrn, dem öffentlichen Schatze überliefert werde. Dies an sich selbst so billige und von unsern Altvordern unverletzlich beobachtete Gesetz ist durch diesen Mann gebrochen worden, der als Beklagter vor euch steht. Aus einem neulichen Einfall ins Gebiet der Antier hat er keine unbeträchtliche Beute an Sklaven, Korn und Lebensmitteln heimgebracht, aber weit entfernt das Gemeinwesen damit zu bessern oder zu bereichern, hat er sie gänzlich unter seine Freunde und Nachfolger vertheilt, Leute, die er so vermuthlich zu bestechen dachte, um unsern Untergang desto sicherer zu bewerkstelligen. Von jeher war es die Weise der Tyrannen, zu ihren ehrsüchtigen Planen sich durch Gewinnung eines zahlreichen Anhanges, durch Anwerbung von Leuten die Bahn zu brechen, die bereit und willig wären, alle Rücksicht für das gemeine Beste um den Nutzen eines Einzigen dahinzugeben. Dies ist es, was wir dem Marcius zur Last legen. Hierwider mag er sich vertheidigen; er mag die That läugnen, wenn er kann, nicht aber mit pralender Darstellung seiner Wunden, sondern mit tüchtigen Beweisen und Gründen." — Durchaus unerwartet kam diese Beschuldigung. Coriolan hatte wirklich, als das Volk sich Dienste zu nehmen weigerte, an der Spitze seiner Schutzgenossen

einen Ausfall gethan, und den Feind, der bis an die Mauern Roms gestreift war, geplündert. Diese Beute, die er so rechtmäßig geerndtet, und als den Ertrag eines Privatabentheuers angesehen hatte, in den öffentlichen Schatz zu liefern, war ihm gar nicht eingefallen. Wenig wußte er daher auf die Beschuldigung seiner Feinde zu antworten. Er stockte, stotterte, gerieth in Verwirrung. Diese Verwirrung nutzten die Tribunen, schritten augenblicklich zur Stimmensammlung, und Coriolan ward zur immerwährenden Verbannung verdammt.

Nie hatte der Pöbel beym glorreichsten Triumph über einen besiegten Feind eine aufrichtigere Freude bezeugt, als er bey dieser Gelegenheit äußerte, wo er die Macht des Senats gewissermaßen vernichtet hatte. Von nun an hat er sich des Rechtes angemaßet, jedes Mitglied dieses Staatskörpers, das er anzuklagen dienlich finden würde, vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Der Senat im Gegentheil sah sich zu einer schmachvollen Abhängigkeit von der Menge herabgewürdigt, aller Sicherheit seiner Personen beraubt, und entkleidet des wichtigen Vorrechts, nur durch sich selbst gerichtet zu werden. Die Verurtheilung seines muthigsten Vertheidigers war daher ein Schlag, der alle mit Schmerz, Bestürzung und Bekümmerniß erfüllte. Coriolan allein schien in der Mitte des Getümmels ein untheilnehmender Zuschauer. Begleitet von wehklagenden Hunderten der ehrwürdigsten Senatoren und Bürger Roms, kehrte er nach Hause, um von seiner Gattin, von seinen Kindern und seiner Mutter Veturia ein langes Lebewohl zu nehmen. Während diese in den Verzuckungen des Schmerzes ihn umklammerten, als wollten sie ihn nimmer loslassen, entriß Coriolan sich ihren Armen

Er

Er ermahnte sie, mit Standhaftigkeit ihr Schicksal zu ertragen, an ihn aber nicht mehr zu gedenken. Seine kleinen Kinder empfahl er ihrer Obhut, der Obhut des Himmels aber alle mit einander, und wanderte sodann einsam zum Thore hinaus, um unter den Feinden Roms eine Zuflucht zu suchen. — So bedienten die Plebejer, die ihre Tribunen lediglich zu ihrer Vertheidigung erhalten hatten, sich dieser nämlichen Obrigkeiten, um andere zu beeinträchtigen, und beraubten die Patricier in unmerklichen Abstufungen eines Vorrechts nach dem andern.

Coriolan, zu immerwährendem Elende verbannt, suchte weniger einen Zufluchtsort vor Rom, als eine bequeme Gelegenheit, sich zu rächen. Alle seine Männlichkeit sammt den frühen Unterweisungen seiner Mutter waren nicht fähig, das Gefühl des erlittenen Unrechts in ihm zu dämpfen, noch die Begierde seine Feinde zu züchtigen, sollte sein Vaterland auch über der schrecklichen Rache zu Trümmern gehn. Tullus Attius, ein Volscer von großem Ansehn unter seinem Volk, und Roms geschworner Feind, schien ihm das schicklichste Werkzeug zu Ausführung seiner Absichten. Entschlossen, sich an ihn zu wenden, kam er zur Nachtzeit in Antium, der Stadt, wo Tullus wohnte, an, ging geraden Weges in sein Haus, und setzte sich am Heerde, dem geweihten Sitze der Hausgötter. Tullus, benachrichtigt, daß ein Fremder von ungewöhnlich edlem Anstande in seinem Hause Zuflucht suche, kam und fragte nach seinem Namen und Begehren. „Mein Name, rief der Römer, ist Cajus, mein Zuname Coriolan, die einzige Belohnung, die für alle meine Verdienste mir übrig blieb. Rom, dessen treuester Freund ich war, hat mich ausgestoßen. Hier wo man mich mit Recht als einen Feind betrachtete,

rete, such' ich eine Zuflucht. Bist du geneigt von meinen Diensten Gebrauch zu machen, so wirst du mich dankbar finden; bist du Willens dein Vaterland an dem Manne zu rächen, der ihm am fürchterlichsten war, so sieh' mich bereit.

Getroffen von des Mannes Würde und voll Ehrfurcht für seinen weitbekannten Heldenmuth reichte Tullus ihm die Hand des Friedens, und gelobte, seine Sache als seine eigene anzusehn. Die erste jetzt zu nehmende Maßregel war, daß man das Volk bewegen müßte, die mit den Römern geschlossenen Verträge zu brechen. Zu Erreichung dieses Zweckes schickte Tullus eine Anzahl seiner Bürger nach Rom, um den gerade damalen zu feyernden Spielen zuzusehn, gab aber dem Senat zu gleicher Zeit geheime Nachricht, daß sie die gefährliche Absicht hätten, die Stadt anzuzünden. Dies wirkte; der Senat ließ einen Befehl ausgehn, daß alle Fremde vor Sonnenuntergang die Stadt verlassen sollten. Diesen Befehl stellte Tullus seinen Landsleuten als eine Verletzung der Friedensschlüsse vor, und beredete sie Gesandten nach Rom zu schicken, die nicht nur für diesen Schimpf Genugthuung, sondern auch alle Ländereyen, die den Volscern gehörten, und deren sie so gewaltsamer Weise wären beraubt worden, zurückfordern, im Weigerungsfall aber ihnen den Krieg erklären sollten. Der Antrag ward, wie leicht zu erachten, von dem Senat mit Verachtung verworfen; er hieß die Gesandten ihren Landsleuten sagen, daß Drohungen keine Mittel wären, die Römer einzuschrecken, die mit ihren Schwertern behaupten wollten, was sie mit dem Schwert erworben hätten; und wenn die Volscer die ersten die Waffen ergriffen, so wollten die Römer sie die letzten niederlegen.

Als

Als solcher Gestalt der Krieg auf beyden Seiten erkläret war, wurden Coriolan und Tullus zu Feldherren ernannt, und brachen sogleich ins Gebiet der Römer ein, auf welchem sie alle den Plebejern gehörige Ländereyen plünderten und verheerten, der Senatoren ihre aber unberührt liegen ließen. Mittlerweile gingen die Werbungen zu Rom nur sehr langsam von Statten; die beyden neuerwählten Consuln waren wenig kriegskundig, und fürchteten, einem Feldherrn zu begegnen, dessen Ueberlegenheit im Felde sie so gut kannten. Auch die Bundsgenossen äußerten Furcht, und sandten ihre Verstärkungen nur sehr langsam ein. Coriolan hatte also Zeit übrig, eine Stadt nach der andern wegzunehmen. Circum, eine römische Pflanzstadt, unterwarf sich seinen Waffen zuerst; dann griff er die Latier an, welche Roms Beystand umsonst anfleheten. Tolerium, Lavici, Pes und Bola wurden mit Sturm erobert, die Güter geplündert und die Einwohner zu Kriegsgefangenen gemacht; die sich gutwillig ergaben, wurden mit Schonung behandelt, die sich widersetzten, nieder gehauen. In jedem Zuge begünstigte ihn das Glück, und seine Thaten vergrößerten seinen Ruf so sehr, daß die Volscer ihre Städte wehrlos ließen, und unter seiner Anführung des Erfolges gewiß, ihm ins Feld folgten. Selbst die Krieger von seines Gehülfen Heer gingen zu ihm über, und wollten von keinem andern Feldherrn wissen. Sich auf diese Weise an der Spitze eines zahlreichen Heeres und im Felde keinen Feind sehend, der ihm Widerstand geleistet hätte, lagerte er sich endlich am Fuß des cluilischen Hügels, innerhalb fünf Meilen von Rom.

In dieser so eben noch so getümmelvollen Stadt war nichts zu sehen als der schweigende Dumpfsinn

der

der Verzweiflung. Das Volk, das von den Wällen herab der Verheerung seiner Länder zusah, bat mit Thränen und Flehen um Frieden. Es beschwor den Senat, das Edict, welches Coriolanen verbannt hatte, zu widerrufen, und gestand die Ungerechtigkeit seiner Proceduren. Der Senat, solche Niederträchtigkeit verschmähend, beschloß, wo möglich, die Ungerechtigkeit des Staats den Feinden nicht zu verrathen, noch einem Verräther Gunstbezeugungen zu gewähren, die man ihm, da er des Hochverraths war beschuldigt worden, abgeschlagen hatte. Allein was konnten ihre Beschlüsse jetzt helfen, da es ihnen an Vermögen fehlte, sie zu behaupten. Coriolan näherte sich mit jedem Tage, und schon schlug er sein Lager vor der Stadt auf, fest entschlossen sie zu belagern. Jetzt sank der stolze Geist der Patricier in den Staub. Senat und Volk wurden eins, Gesandten an ihn abzuschicken, um mit Anerbietung einer gänzlichen Wiederherstellung den Rückzug des Feindes zu erkaufen. An der Spitze seiner vornehmsten Kriegsbedienten und mit dem Ernst eines Siegers, der entschlossen ist, Gesetze vorzuschreiben, empfing Coriolan sie. Mit hoher Miene belehrte er sie, er sey jetzt Feldherr der Volscer, und das Interesse der Volscer zu beobachten seine Pflicht; hofften sie Frieden, so müßten sie alle Städte zurück geben, die diesem Volk ursprünglich gehörten und ihre Bürger so frey machen wie die Latier wären. Dreyßig Tage räumte er ihnen zu Ueberlegung dieser Vorschläge ein. — Diese Zwischenfrist nützte er zur Eroberung verschiedener latischer Städte, und kam nach Verlauf derselben zurück, um mit seinem Heere sich noch einmal vor den Mauren Roms zu lagern.

Eine zweyte Gesandtschaft erschien und beschwur ihn, seiner Vaterstadt nicht zuzumuthen, was zu bewil-

bewilligen Römern nicht gezieme. Allein Coriolan, streng und unbiegsam von Natur, beharrte auf seinen vorigen Forderungen, und gewährte ihnen nur drey Tage zu Vollendung ihrer Berathschlagungen. Eine so entscheidende Antwort erfüllte die Stadt mit Bestürzung. Jedermann rannte zu den Waffen, einige besetzten die Mauern, andere bewachten die Thore, damit Coriolan's geheime Anhänger in der Stadt sie nicht an ihn verrathen möchten; andere befestigten ihre Häuser, als wenn der Feind schon Meister der Mauern wäre. In dieser allgemeinen Verwirrung war weder Gehorsam noch Oberbefehl. Die Consuln, die nur ihre Furcht zu Rathe zogen, waren um ganz anderer Verdienste willen gewählet worden, als die Erfahrenheit im Kriege war. Die jüngst so trotzigen Tribunen ließen jetzt weder von sich sehen noch hören; alles theilte den allgemeinen Schrecken, und es schien, als wenn die gepriesene Tapferkeit Roms mit ihrem Feldherrn ins Lager der Volscer übergegangen sey. In dieser Enge blieb nichts übrig, als eine dritte, wo möglich noch feyerlichere Gesandtschaft abzusenden, die aus den Priestern und Augurn bestand. Geschmückt mit ihren Feyerkleidern, und ernst und trauervoll daher wandelnd, zogen sie aus der Stadt und ins Lager des Siegers hinein; sie flehten ihn bey allem was heilig war, bey der Ehrfurcht, die er den Göttern schuldig sey, und ihnen, welche, wiewohl Diener der Götter, sich jetzt zu seinen Füßen würfen, seinem Lande Frieden zu geben; umsonst, Coriolan blieb fest und unerbittlich. Er bezeigte ihnen die Ehrerbietung, die die Heiligkeit ihrer Charactere erforderte, schickte sie aber zurück, ohne von seinen Forderungen das geringste nachzulassen.

Als das Volk diese Gesandtschaft unverrichteter Sachen zurückkehren sah, fing es an das Gemeinwesen

wesen verloren zu geben. Die Tempel wimmelten von Greisen, von Weibern und Kindern, die, niedergeworfen an den Altären, für die Erhaltung des Vaterlandes heiße Gelübde opferten. Nichts hörte man als Aechzen und Jammern, nichts sah man als das Händeringen der Angst und der Verzweiflung. Endlich besann man sich, daß, was durch die Vorstellungen des Senats und die Beschwörungen der Priester nicht hatte bewerkstelligt werden können, vielleicht durch die Thränen eines Weibes, und die Befehle einer Mutter erhalten werden möchte. Der Vorschlag einer solchen Gesandtschaft gewann allgemeinen Beyfall, und der Senat selbst gab ihr die Sanction seiner Vollmachten. Anfangs trug Veturia, Coriolan's Mutter, einiges Bedenken, ein so frommes Werk zu übernehmen; sie kannte die unbiegsame Gemüthsart ihres Sohnes und fürchtete sich dem Schimpf und ihn dem Verbrechen, die Befehle einer Mutter zu verwerfen, preis zu geben; nichts destoweniger übernahm sie den Auftrag endlich, und wanderte in Begleitung der vornehmsten römischen Matronen, Volumniens, seines Weibes und seiner beyden Kinder zu dem Thore hinaus. Coriolan, der diesen feyerlichen und trauervollen Weiberzug daher ziehen sah, beschloß auch sie unerhört zu lassen, und rief seine Kriegsgenossen zusammen, um Zeugen seiner Entschlossenheit zu seyn. Kaum vernahm er aber, daß seine Mutter und seine Gattin unter der Zahl seyen, als er seinen Thron verließ, ihnen entgegen flog und sie umarmte. Thränen und Umhalsungen erstickten anfangs die Kraft zu reden bey den Frauen, und der rohe Krieger selbst konnte nicht umhin, ihre Rührung zu theilen.

„Sage mir Coriolan, rief seine Mutter, aus welchem Licht ich diese Zusammenkunft betrachten soll?

Digitized by Google

soll? Umhalse ich meinen Sohn oder meinen Feind? Bin ich deine Mutter oder deine Gefangene? Wie hab' ich es erleben müssen, diesen Tag zu sehn, meinen Sohn verbannt zu sehn, und was für mich noch peinigender ist, ihn zu sehn als den Feind meines Vaterlandes! Wie hat ers übers Herz bringen können, seine Waffen gegen den Ort zu richten, der ihm das Leben gab! seine Wuth gegen diese Mauern zu wenden, die sein Weib, seine Kinder und seine Götter schützen! Doch nur ich bin es, der das Vaterland seinen Dränger zu verdanken hat; wäre ich nie Mutter geworden, so würde Rom frey geblieben seyn. Dies folternde Bewußtseyn wird mich quälen, dieweil ich lebe, und dies Leben kann nicht lange dauern. Allein, wiewohl du mich zum Tode bereit siehst, so laß wenigstens diese armen Unglücklichen dein Mitleid regen; bedenke, was ihr Schicksal seyn wird, wenn du verbannt bist, und sie sind Gefangene."

Kämpfende Leidenschaften erschütterten während dieser Rede die Seele des geängstigten Helden. Seine Mutter sah ihn wanken. Sie fuhr fort mit aller Beredsamkeit der Worte und der Thränen in ihn zu dringen; seine Gattin, seine Kinder hingen an ihm und flehten um Schutz und Mitleid, während der ganze ehrwürdige Zug ihrer Gefährtinnen, den klagenden Chor verstärkend, Roms Elend und sein eigenes bejammerte. Coriolan, vom Kampf der Ehre mit der Zärtlichkeit zerrissen, stand eine Weile in tiefem Schweigen versunken; dann, wie aus einem Traum gerüttelt, sah' er seine Mutter zu seinen Füßen liegen, flog hin sie aufzuheben, und — o meine Mutter, rief er, Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren! Sogleich befahl er dem Heer aufzubrechen, und wandte gegen die Kriegsbedienten

dienten vor, daß die Stadt zu fest sey, um eingenommen zu werden. Tullus, der schon lange seinen Ruhm beneidet hatte, ermangelte nicht seine Partheylichkeit gegen seine Vaterstadt zu rügen. In einem Volksaufstande ward Coriolan erschlagen, wiewohl nachher mit später und vergeblicher Reue aufs ehrenvollste bestattet.

Groß und viel waren die öffentlichen Freudenbezeugungen zu Rom nach dem Rückzug des volscischen Heeres. Der Senat erkannte den Frauen jede Ehrenbezeugung zu, die sie selbst verlangen würden; sie baten aber bloß um Erlaubniß, an dem Ort, wo sie ihr Vaterland gerettet hatten, der weiblichen Fortuna einen Tempel weihen zu dürfen, der dann auch auf Kosten des Schatzes errichtet wurde. Mittlerweile begann jener alte Römermuth, der eine Zeit her wie gedämpft und gebrochen schien, wieder aufzuleben. Da Coriolan nicht mehr war, so wagten seine Mitbürger ihren Volscischen Feinden die Spitze zu bieten, die in der That durch ihre eignen und ihrer Bundsgenossen innere Zwistigkeiten irgend einer auswärtigen Macht die Mühe, sie zu Grunde zu richten, ersparten. Ein herrlicher Sieg ward über sie und die Hernicer im folgenden Jahr erfochten, und unter den Gebliebenen war auch Tullus.

Spurius Cassius Viscellinus hatte an der Ehre, diesen Sieg erfochten zu haben, den meisten Antheil. Er war eitel von Natur, voll Eigendünkel, ehrsüchtig im äußersten Grade, und eben so gewohnt sein eigenes Verdienst zu hoch als anderer ihres zu niedrig anzuschlagen. Dreymal war er Consul gewesen; zwey Triumphe hatte der Senat ihm zuerkannt; diese Vortheile mit einiger Volksgunst vereinigt,

einigt, verleiteten ihn zu dem gefährlichen Plan, sich zum Könige Roms emporzuschwingen. Um hiezu die Bahn zu brechen, beschloß er, eine Vollmacht, die ihm der Senat ertheilt hatte, mit den überwundenen Völkern auf alle ihm beliebige Bedingungen Frieden zu schließen, auf eine so schonende Weise zu gebrauchen, daß die Gemüther dieser Völkerschaften ihm auf immer verpflichtet würden. In dieser Rücksicht gab er ihnen den dritten Theil des Eroberten wieder, gewährte ihnen den Titel römischer Bürger, und behandelte die Ueberwundenen in aller Absicht so, als wären sie die Sieger. Um sich in jeder Klasse der Staatsbürger Freunde zu machen, gab er den Latiern die eine Hälfte der übrigen eroberten Ländereyen, und vertheilte die zweyte unter die armen Bürger Roms. Hiemit nicht zufrieden, wagte er einen Vorschlag, der ihn seiner Meinung nach zum Idol des Volks machen mußte, angesehen derselbe nichts geringeres beabsichtigte, als gewisse Ländereyen, die lange im Besitz der Reichen gewesen waren, die er aber für Eigenthum des Staates ausgab, unter die Armen auszutheilen. Als er daher am Tage nach dem Triumph, der Gewohnheit nach, von seinen geleisteten Thaten Bericht abstatten sollte, verbreitete er sich über seine haushälterische und weise Verwaltung des öffentlichen Schatzes, über den Zuwachs an Unterthanen und Kriegern, die er dem Staat verschaft hätte, und über seine eigenthümliche Geschicklichkeit, das Gemeinwesen zu führen. Dann bemerkte er, daß alle Erweiterung der römischen Eroberungen nichts helfen würde, so lange der Reiche allein ihre Früchte genösse, so lange der Senat und die Patricier im Ueberflusse lebten, während der abgelebte Krieger in Mangel und Kummer schmachte. Er wäre daher der Meinung, daß alle dem Feinde abgenommene Ländereyen, die jetzt die

Rei-

chen besäßen, aufs genauste geschätzet, und sodann zu gleichen Theilen unter die ärmeren Bürger vertheilt werden sollten.

Dies war der Ursprung des berüchtigten Ackergesetzes, welches in der Folge so viel Unruhen anrichtete. Unbeschreiblich war der Unwille des Senats, als er diesen seltsamen Antrag hörte; schon vorhin seiner öffentlichen Rechte entkleidet, sah er sich jetzt in seinem Privateigenthum angegriffen. Alles Vermögen, das seine Vorfahren durch Muth oder Betriebsamkeit erworben hatten, sollte ihm jetzt entrissen, und eine Beute des Müßiggängers, des Ausschweifenden und des Nichtswürdigen werden. Sitzung folgte auf Sitzung um Maßregeln zu verabreden, die die Wirkungen eines solchen Gesetzes und der Ehrsucht des Cassius abwenden könnten. Das Volk seinerseits war nicht weniger schwürig; die Tribunen, und alle, die durch ihre Umstände über die niedrigste Stufe des Pöbels hervorragten, hatten so wenig als die Patricier Lust, mit den geringsten von denen, deren Führung sie sich anmaßten, zu einerley Maßstabe heruntergebracht zu werden; die Schutzgenossen der Reichen waren an das Interesse ihrer Schirmherrn gekettet. Dessen allen ungeachtet schlug sich die Mehrheit der Menge zum Cassius, schrie stürmisch um Durchsetzung des Ackergesetzes, und drohete im Weigerungsfalle dem Senate Tod und Verderben. Selbst Hernicer und Volsceer wurden bey dieser Gelegenheit zur Stadt gerufen, um den Lärm zu verstärken, und im Fall daß das Gesetz durchfiele, den Urheber desselben zu schützen. Der Senat sah endlich, daß es nothwendig sey nachzugeben, und versprach der Menge, daß die Ländereyen unter sie vertheilt, die Bundsgenossen aber, die zu Eroberung derselben nicht mitgewirkt hätten, von der Vertheilung ausgeschlossen werden sollten.

Dies

Dies Versprechen begütigte den Pöbel für jetzt, und gab dem Senat Gelegenheit, zu Bestrafung des Cassius die gehörigen Maßregeln zu nehmen. Zu dem Ende ward Cassius einige Zeit nachher auf den Befehl des Senats von den Quästoren vor das Volk geladen, um sich über die Beschuldigung, daß er habe König werden wollen, vernehmen zu lassen. Ein so unerwarteter Streich erfüllte den Demagogen mit der gerechtesten Besorgniß, zumal da er die Tribunen sowohl als die Patricier wider sich hatte. In einer Kleidung, die seiner mißlichen Lage angemessen war, erschien er vor der Versammlung und suchte das Volk für seine Sache zu gewinnen. Er behauptete, daß nur sein Eifer für des Volks Wohlfahrt ihm diese Verfolgung der Patricier zugezogen habe; daß er ihr einziger übriger Freund, und ihr Interesse mit dem seinigen innigst verbunden sey. Allein er fand sich von allen verlassen. Der Senat hatte gerechte Ursach ihn zu hassen; die Tribunen beneideten ihm seine Beliebtheit beym Volk, und vernachlässigten sich seiner Sache anzunehmen; die Menge, mit des Senats neuen Einräumungen begütigt, opferte ihn ihrer Wuth. Nachdem er also einer Menge Verbrechen, die alle auf Veränderung der Verfassung abzielten, schuldig erfunden worden, ward er ungeachtet seiner mannichfaltigen wirklichen Verdienste, und ungeachtet der Vorbitte seiner Freunde und Schutzgenossen, durch eben das Volk, für dessen Glücksverbesserung er so viel gethan hatte, vom Tarpejischen Felsen hinunter gestürzt. Zu spät ward jenes seines Irrthums inne, und bedauerte seinen Vorfechter mit einem Grade von Wärme, der es desto lauter der Undankbarkeit ziehe.

Bald nach Cassius Tode drang das Volk vom neuen auf die Vollziehung des Ackergesetzes; aber mit J. d. St. 274.

einer

einer seiner Weisheit unwürdigen Ausflucht hieß der Senat die Consuln sich zu einem Feldzuge wider die Aequier rüsten. Anfangs weigerte das Volk sich, Dienste zu nehmen, bis die Consuln den neuen Ausweg ersannen, alle Landhäuser der Widerspenstigen dem Erdboden gleich machen zu lassen. Dies hatte die gewünschte Wirkung; um ihre Besitzthümer vom Untergange zu retten, drängten sie sich Schaarenweise zu den Fahnen, und wurden wider den Feind geführt, den sie mit ihrem gewöhnlichen Glücke schlugen. So machten die römischen Waffen, während Zwistigkeiten das Innere des Staats zerrissen, in Italien immer neue Fortschritte; denn jener Geist der Freyheit, der beyde Partheyen beseelte, entflammte zugleich ihren Muth, und machte sie im Felde unbezwinglich.

Fünf Jahre lang beynahe dauerte jenes listige Zaudern auf Seiten des Senats und jenes hartnäckige Aufruhrgeschrey auf Seiten des Volks; jenen verfelsete sein Privatvortheil sowohl als das Interesse des Staats; diese trotzten auf einmal gegebene Versprechen und auf das Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit. Mitten in diesen Unruhen erlitten die Römer unter dem Consul Virginius von den Hetruriern eine wichtige Niederlage, und wiewohl Fabius ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe kam, so streifte der Feind doch bey seinem Rückzuge bis an die Mauern Roms. Dies vergrößerte die Spaltungen der Krieger, indem der Senat sein Versprechen noch immer unerfüllt ließ, und das Volk Dienste zu nehmen sich weigerte. In solcher Verlegenheit erbot sich das Geschlecht der Fabier, an der Spitze von etwa viertausend seiner Vasallen und Schutzgenossen, die Marken des römischen Gebietes allein zu vertheidigen. An der Gränze des feindlichen Landes baueten sie eine Festung, aus welcher

cher sie unaufhörlich Streifzüge machten, und sich mit der Beute bereicherten. Alle geringfügige Verhandlungen, alle unbedeutende Gefechte, welche die Kriege Roms mit den benachbarten kleinen Staaten begleiteten, hier aufzuzählen, verbeut die Kürze dieses Werks. Es sey genug zu sagen, daß sie gemeiniglich mit einerley günstigem Erfolge endeten, mit der Demüthigung des Feindes und mit der Erweiterung des römischen Gebietes. Die Fabier wurden jedoch von ihrem bisherigen guten Glücke verlassen. Alle, bis auf Einen Mann, wurden in einem Hinterhalte, den die Vejer ihnen legten, niedergehauen, und jener Eine ward der zweyte Stifter eines Geschlechts, das dem Staat in der Folge eben so wichtige Dienste leistete, als es ihm vor dieser schrecklichen Katastrophe geleistet hatte.

Während Roms Gebiet anwuchs, mitten in diesen Zeiten des Krieges und der bürgerlichen Unruhen, ward auch die Zahl seiner Bürger immer beträchtlicher. In der Aufzählung dieses Jahres fand man ihrer hundert und eilftausend Männer, fähig die Waffen zu tragen, ohne dreymal so viel Weiber, Kinder und Sklaven. Dieser Zuwachs eines größtentheils gewerbloſen Volks vergrößerte natürlicher Weise die Unruhen. Jedes Jahr erzeugte irgend einen neuen Span zwischen den kämpfenden Ständen. Das Volk, das jetzt die Wahl seiner Obrigkeiten in Händen hatte, war weder einsichtsvoll noch ehrlich genug, um fähige Männer auszukiesen, und kaum legte ein Consul sein Amt nieder, den die Menge nicht in der Folge der Lässigkeit oder der Ungeschicklichkeit beschuldigte. Auf diese Weise ward es auch dem Menenius, ihrem Consul, zur Last gelegt, daß er den Untergang der Fabier nicht gehindert habe; er war allerdings ein unerfahrner Feldherr, aber des Verbrechens, das

man ihm zur Last legte, doch durchaus unschuldig. Doch dieses half ihm nichts. Er ward um etwa dreyßig Thaler unsers Geldes gebüßet, eine Summe, die, wiewohl nach heutiger Würdigung so gering, er zu bezahlen nicht im Stande war, und daher mit Verwünschungen der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit seiner Mitbürger sich in sein Haus verschloß und dort zu Tode hungerte.

Auch im folgenden Jahre wurden die beyden vorjährigen Consuln, Manlius und Fabius, von den Tribunen vor das Volk geladen. Das Ackergesetz war noch immer der große Zankapfel, und daß jene die Erfüllung desselben unverantwortlicherweise aufgeschoben hätten, war das Verbrechen, dessen diese sie beschuldigten. Die nämliche Beharrlichkeit Einer, und der nämliche Starrsinn Andererseits verursachte eine neue Gährung, und drohete einer der beyden Partheyen den gänzlichen Untergang, als der Tribun Genutius, der das Gesetz wieder zur Sprache gebracht hatte, wiewohl ohne einige Merkmale von Gewaltthätigkeit, in seinem Bette todt gefunden wurde. Dieser Umstand, der den Argwohn des Volks hätte erregen müssen, beunruhigte dessen Aberglauben. Es begann zu glauben, daß es die Götter wider sich hätte, und äußerte einige Neigung, zu seiner alten Unterwürfigkeit zurück zu kehren. Um diese günstige Stimmung zu nutzen, unternahmen die Consuln sogleich neue Werbungen. Durch Feldzüge die gährenden Säfte des Volks abzuzapfen, war die herrschende Staatsklugheit der Zeiten. Schon hatten die Consuln, von der Höhe ihrer Tribunale herab und mit ihren Lictoren umringt, eine große Anzahl Bürger angezeichnet, als sie zu einem Centurio, Namens Volero, kamen, welcher sich weigerte, als Gemeiner einge-

eingetragen zu werden, und den sie sogleich zu entkleiden und zu stäupen befahlen. Eine so unbesonnene Strenge entflammte nicht nur des Volks Unwillen aufs neue, sondern veranlaßte in der Folge einen neuen Zwist über die Macht der Consuln und die Vorrechte des Volks. Der Gefangene ward von der Menge gerettet. Die obrigkeitlichen Personen wurden fortgejagt, und zur Vollendung ihrer Kränkung ward Volero zu Einem der Volkstribunen erwählt.

Höchst bedenklich schien die Erhöhung dieses Demagogen für die Patricier. Nicht nur war er entschlossen, das Ackergesetz, sondern auch ein anderes durchzusetzen, kraft dessen das Volk seine Stimme nach Stämmen und nicht nach Curien oder Centurien geben sollte. Für die Gewalt der Patricier ein zweyter Todesstoß; denn so wie diese, wenn das Volk nach Centurien stimmte, gänzlich Meister des Zwistes waren, und wenn es nach Curien, die aus den Klassen der Stadteinwohner bestanden, stimmte, ebenfalls vermöge der Menge ihrer Schutzgenossen die Stimmenmehrheit auf ihrer Seite hatten, so war nach diesem System, nach welchem alle freye Männer Roms, aus welchen Gegenden ihres Gebiets sie immer kommen mochten, berechtigt seyn sollten, ihre einzelne eben so vollgültige Stimmen zu geben, als diejenige des ersten Senators, all ihr Einfluß gänzlich verloren, und nichts blieb ihnen übrig, als ein bloßes leidentliches Verhalten. Nicht zu verwundern war es demnach, wenn ein solches Gesetz eben so lauten Widerspruch beym Senat, als die feurigste Unterstützung auf Seiten des Volks fand. Appius Claudius, J.d.St. 282.
dermaliger Consul, ein Sohn des vorigen Appius, war, vermöge einer Art angeerbten Volkshasses, in diesem Zwist einer der Vorfechter. In einer der öf-

sentlichen Versammlungen widersetzte er sich den Absichten der Tribunen mit so vielem Eifer und stellte den Geist der Unruhe, mit dem diese Demagogen beseelt waren, in ein so helles Licht, daß sie ihm die Versammlung zu räumen, und als er dessen sich weigerte, ihn ins Gefängniß zu werfen befohlen.

Eine solche Anmaßung empörte alle gegenwärtige Senatoren; sie ergriffen die Waffen zu seiner Vertheidigung, und so wie das Volk vorhin die Senatoren zurück getrieben hatte, so ward es jetzt von den Patriciern auseinander gesprengt. Dies war die Losung zu allgemeinem Aufruhr. Steine, Fackeln, jedes Geräthe, das die Wuth an einem Orte, wo die Bürger unbewehrt erschienen, nur erhaschen konnte, mußte statt der Angriffswaffen dienen. Quintius, der zweyte Consul, ein Mann von friedfertiger und sanfter Gemüthsart, warf sich mitten zwischen die Kämpfer, bat diese, drohete jenen, und schied die Streitenden für diese Nacht. Mit anbrechendem Tage aber begann der Tumult wüthender denn jemalen. Appius that mit allem ihm angebornen Trotz an der Spitze seiner Schutzgenossen und anderer jungen Patricier den Angriff. Der Tribun Lectorius aber bemächtigte sich mit einem Theil des niedrigsten Volks des Kapitols, und befestigte sich in demselben, entschlossen, wie es schien, das Aeußerste zu erwarten. Das Betragen des Volks schien jetzt weit gefährlicher, als bey jenem Auszug auf den verwünschten Berg. Damalen waren die Empörer in einiger Entfernung von Rom, jetzt aber recht im Herzen der Stadt. Die Stillung auch dieses Tumultes war dem Quintius aufbehalten, der durch sanfte Vorstellung das Volk bewegte, das Gesetz noch einmal vor den Senat bringen zu lassen. Dieser ehrwürdige Körper

beschloß

beſchloß nach einigen Berathſchlagungen, die wohl mehr eine Wirkung der Förmlichkeit als wirklicher Ungewißheit waren, dem Volk und den Tribunen zu Willen zu ſeyn, und das Geſetz unverzüglich zu genehmigen. Alle Stände bewilligten es jetzt, und die Staatsbedienten wurden hinfort von den Zünften gewählet. So ließ das Volk den Patricíern allmälig nichts als den Schatten der Gewalt übrig, und auch deſſen war die Menge, die jetzt die Kunſt zuſammen zu halten gelernt hatte, ſie zu berauben entſchloſſen.

Appius, wie von einem ſolchen Character zu gewärtigen ſteht, war weit entfernt, dieſen neuen Beweis von des Senats Nachgiebigkeit zu billigen; er behandelte das Volk mit einer Verachtung, die mehr Wirkung des Vorurtheils als der Vernunft zu ſeyn ſchien, und ergoß ſich aufs bitterſte wider die Kleinmuth des Senats. Seine Geſinnungen waren dem Volke kein Geheimniß, es erwartete nur eine Gelegenheit ihm ſeine Empfindlichkeit zu zeigen, und dieſe fand ſich, als Appius zum Feldherrn wider die Volſcer ernannt wurde. Die Volſcer hatten wie gewöhnlich in die unbewachten Gegenden Roms Einfälle gethan, und Appius, erwählter Feldherr, fand nun für die unbiegſame Strenge ſeiner Gemüthsart freyen Spielraum. Die römiſche Kriegszucht, die ſchon vorhin, aufs mildeſte geſprochen, ſtrenge war, ward durch ſeine Pünktlichkeit beynah' unerträglich. Nur mit Widerwillen gehorchten die Soldaten einem Feldherrn, den ſie haßten, und dieſes gab ſeiner Härte neue Nahrung. Des Mannes Strengigkeit ging ſo weit, daß ſie ſie mehr für gefliſſentliche Rachgierde als für heilſame Züchtigung anſahen, und ſie erwarteten nur den Feind, um ſich nicht an ſeiner Perſon, ſondern an ſeinem Ruhme zu rächen. Der Feind erſchien,

und

und die Römer flohen. Er führte sie ins Lager, um eine Rede an sie zu halten, und sie weigerten sich ihn anzuhören. Er ließ zum Rückzuge blasen, aber statt einer regelmäßigen Retirade nahm das ganze Corps die Flucht. Endlich gelang es ihm, den noch übrigen Theil seiner Macht in einem befestigten Lager in Sicherheit zu bringen. Hier stellte er sie in Reih' und Glieder, warf ihnen ihre Feigheit vor und gab der Nachwelt einen auffallenden Beweis von der Strenge der römischen Disciplin und der Größe des kriegerischen Gehorsams. Zuerst befahl er, alle Centurionen, die geflohen waren oder die Glieder verlassen hatten, zu geißeln und zu enthaupten; dann rückte er den Gemeinen die Niederträchtigkeit vor, mit der sie die Waffen weggeworfen hatten, ließ jeden zehnten Mann durch das Loos ausheben und in Gegenwart seiner zitternden Gefährten hinrichten. Krieger, die in Friedenszeiten so brennenden Freyheitseifer, und im Felde gegen ihre Befehlshaber so unbedingte Unterwürfigkeit äußerten, waren geschaffen die Welt zu erobern. Appius blieb jedoch dieser seiner Strenge halber nicht lange unbefehdet; denn als einige Zeit nachher die Tribunen mit neuem Ungestüm auf das Ackergesetz drangen, und er auf seinem Widerstande beharrte, setzten sie ihm einen Tag, an welchem er vor dem Volk erscheinen, und wegen gefährlicher Anschläge auf die öffentliche Freyheit sich verantworten sollte. Appius erschien, aber nicht wie gewöhnlich in der Stellung und Kleidung eines Flehenden, sondern mit einer Zuversicht, die nur der vorläufig gefaßte feste Entschluß zu sterben ihm einflößen konnte. Die Tribunen, die seine Unschuld zu einleuchtend fanden, um ihn verurtheilen zu können, verschoben das Verhör auf einen andern Tag; er kam ihnen aber durch

den

den Selbstmord zuvor, eine Sitte, die um diese Zeit anfing in Rom sehr gemein zu werden.

Appius Tod, und einige Feldzüge oder vielmehr Streifereyen, welche die Römer ins Gebiet der Volscer machten, dämpften den Eifer des Volks für die Einführung des Ackergesetzes eine Zeitlang. Nicht lange jedoch, so fingen die Tribunen neue Streitigkeiten an. Jetzt hatten sie sogar die Frechheit zu behaupten, daß das Volk nicht nur an den Ländereyen, sondern auch an der Regierung des Gemeinwesens Antheil haben, und daß ein Codex geschriebener Gesetze gesammelt werden müsse, darin der Bezirk seiner Pflichten aufs genaueste abgesteckt wäre. Die Patricier widersetzten sich dieser neuen Zumuthung mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Unter Anführung des Cäso, eines Sohnes des Quintus Cincinnatus, eines durch Heldenmuth und Sitteneinfalt gleich merkwürdigen Mannes, jagten sie den lärmenden Pöbel vom Forum hinunter. Um andere von ähnlicher Kühnheit abzuschrecken, beschlossen sie, an dem jungen Patricier ein Beyspiel zu statuiren, und beschieden ihn an einem bestimmten Tage vors Volk. Als der Sohn eines Mannes, der beyden Partheyen gleich ehrwürdig war, ward er mit solcher Gelindigkeit behandelt, daß man ihm Bürgen zu stellen erlaubte. Er stellte sie, entfloh aber nach Etrurien. Zur Entschädigung der Bürgen sah der alte Cincinnatus sich genöthiget, beynahe sein ganzes Vermögen zu veräußern. Nichts blieb ihm übrig, als ein kleines Gehöft am jenseitigen Ufer der Tiber, das er mit seiner Gattin bezog, und wo er im eigenhändigen Anbau seiner wenigen Aecker, und im Genusse selbst erzielter Früchte ein zufriedenes Leben führte. Die Tribunen ließen sich jedoch an Cäsons Verbannung nicht genügen. J. d. St. 292.

gen. Von neuen brachten ſie das Ackergeſetz in Anregung, und ſprengten ſogar aus, daß die Patricier ihnen nach dem Leben ſtänden. Durch dieſe Erfindung hofften ſie den Senat zum Nachgeben zu zwingen; allein die einzige leicht abzuſehende Wirkung deſſelben waren neue Volkstumulte und wachſende Erbitterung auf beyden Theilen.

In dieſem Zuſtande allgemeiner Gährung und Zerrüttung war Rom im Begriff in die Hände eines auswärtigen Feindes zu fallen. Herdonius, ein Sabiner, ein Mann von kühlem Geiſt und großer Ehrſucht, entwarf einen Plan, die Stadt während ihrer innerlichen Erſchütterungen zu erobern und zu plündern. Zu dieſem Ende ſammlete er aus ſeinen zahlreichen Sklaven und Schutzgenoſſen ein Heer von viertauſend Mann, das er zur Nachtzeit auf Flößen die Tiber hinunter ſchiffte. Mit Erſtaunen ſah das Volk bey Tagesanbruch das Capitol, die Feſtung Roms, im Beſitz eines auswärtigen Feindes. In dieſem entſcheidenden Augenblicke bot Herdonius alle ſeine Beredſamkeit auf, um die Krieger von den niedrigen Ständen und die Sklaven zu bewegen, mit ihm gemeine Sache zu machen. Dieſen verhieß er die Freyheit, jenen reichliche Belohnung und Beute. Die Tribunen blieben bey der dringenden Gefahr ganz kaltblütig. Weit entfernt, das Volk zur Ergreifung der Waffen zu ermuntern, riethen ſie ihm vielmehr aus allen Kräften, nicht eher zu fechten, bis die Patricier ſich durch einen Eid verbindlich gemacht hätten, zehn Männer zu Redaction der Geſetze zu ernennen, und das Volk an allem künftigen Zuwachſe des Staatsvermögens gleichen Theil nehmen zu laſſen. So ſtreng dieſe Bedingungen auch waren, ſo zwang die Noth der Zeiten die Conſuln dennoch ſie einzugehn;

Vale-

Valerius war einer derselben, an der Spitze der Nächsten Besten rückte er aufs Capitol an. Mir nach! rief er unaufhörlich auf seinem Zuge: mir nach, wer sein Vaterland zu retten wünscht! Ein zahlreicher Haufe sammelte sich um ihn. Mit diesem griff er das Capitol an, eroberte es mit Sturm, blieb aber in dem Angriff. Herdonius tödtete sich selbst, die Sklaven starben von Henkers Händen, und die übrigen wurden Kriegsgefangene.

Frey von auswärtigen Befehdungen war die Stadt es keinesweges von innerm Zwiste. Die Tribunen erinnerten den noch übrigen Consul an sein Versprechen, allein das Ackergesetz scheint ein Punkt gewesen zu seyn, an dessen Einräumung die Patricier nicht denken konnten. Nach einer Menge Ausflüchte und Entschuldigungen sah der Consul sich endlich zu einer entscheidenden Antwort genöthigt, und sagte, da beyde Consuln jenes Versprechen geleistet hätten, so könne er als einzelner Mann nichts thun. Sogleich ward die Versammlung zur Wahl eines zweyten Consuls berufen. Um nun dem Volk alle Hoffnung zur Erfüllung seines Wunsches zu benehmen, erkohr der Senat jenen Quintus Cincinnatus, dessen Sohn ihnen neulichdings so gehäſſig gewesen war. Cincinnatus hatte, wie bereits ist erzählet worden, seit einiger Zeit aller Theilnehmung an den Staatsgeschäften entsagt, und sich auf sein kleines Landgut zurück gezogen, wo die Abgeordneten des Senates ihn in der Kleidung eines ärmlichen Bauers beym Pfluge fanden. Die Feyerlichkeit, mit welcher sie ihn begrüßten, und die Pracht der Kleider, die sie ihm brachten, rührte ihn sehr wenig, vielmehr bedauerte er, da sie ihm den Willen des Senats erzählten, daß der Senat seiner bedürfe. Von Natur empfänglicher für die Reitze

eines

eines stillen Landlebens als für den Glanz der Würden, wandte er sich an die Gehülfin seiner Arbeiten, und, meine theure Attilia, sagt' er, indem die Boten ihn hinwegführten, ich fürchte, unser kleines Feld wird dieses Jahr unbesäet bleiben. Nach einem zärtlichen Abschiede eilte er in die Stadt, die von Zwiespalt und Partheysucht loderte. Dieser neue Consul war jedoch entschlossen, sich zu keiner der beyden Partheyen zu schlagen, sondern durch strenge Aufmerksamkeit auf das Beste des Staats, wenn nicht das Vertrauen einer Faction, doch die Achtung von beyden zu erzwingen. Theils durch Drohungen, theils durch wohlangebrachte Höflichkeiten bewegte er die Tribunen, ihr Gesetz für eine Zeitlang ruhen zu lassen. Staatsklüglich that er als wenn die Bürger, die das Capitol wieder erobert hatten, ihm durch ihren Eid noch immer verhaftet wären, und drohete ihnen im Fall des Ungehorsams mit einem Winterlager, dessen sie durchaus ungewohnt waren; hierdurch schreckte er die Tribunen so sehr, daß sie auf ihr Gesetz unter der Bedingung Verzicht leisteten, daß er jenen Winterzug gleichfalls unterlassen möchte. Kurz, er wußte sich während seiner Amtsführung mit einem Eifer, einer Mäßigung und einer Gerechtigkeit zu benehmen, daß das Volk des Bedürfnisses neuer Gesetze zu vergessen, und der Senat zu wünschen schien, daß ihm das Consulat gelassen würde. Er aber hatte kaum dem Volke jene Ruhe wieder gegeben, die der Lieblingswunsch seines eigenen Herzens war, als er Würde und Schimmer niederlegte und mit gedoppeltem Eifer zu seiner ländlichen Wohnung zurückeilte.

J. d. St. 295. Aber noch nicht lange hatte er die Süßigkeiten der Ruhe geschmeckt, als ein neues Staatsbedürfniß seinen Beystand noch einmal erforderte. Die Aequier

und

und Volsker, die, wiewohl immer geschlagen, dennoch immer den Krieg erneuerten, thaten neue Einfälle ins römische Gebiet. Minutius, einer der Nachfolger des Cincinnatus im Consulat, ward ihnen entgegen geschickt. Allein seine natürliche Furchtsamkeit dämpfte das Verlangen zu siegen, und belebte die Besorgniß, besiegt zu werden, so sehr in ihm, daß er sich endlich in eine Enge zwischen zwey Bergen einklemmen ließ, aus welchen kein anderer Ausweg war, als ein einziger mitten durch den Feind; aber auch diesen hatten die Aequier aufs sorgfältigste befestigt, und den rings umzingelten Römern blieb nichts übrig als Unterwerfung, Hunger, oder augenblicklicher Tod. Einige Reiter, welche Mittel fanden, sich durch das feindliche Lager durchzuschleichen, waren die ersten, die die Zeitung von diesem Unfall nach Rom brachten. Groß war die Bestürzung aller Stände und Orden; der Senat richtete anfangs sein Augenmerk auf den andern Consul; da er aber von seiner Geschicklichkeit noch keine Proben abgelegt hatte, so lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf Cincinnatus, und man beschloß, ihn zum Dictator zu machen. Cincinnatus, der einzige Mann, auf welchen Rom in dieser Verlegenheit sein Vertrauen gründen konnte, ward wie das vorigemal von den Botschaftern des Senates auf seinem kleinen Acker gefunden, den er mit heiterer Arbeitsamkeit bestellte. Nicht ohne einiges Erstaunen sah er die Zeichen der höchsten Gewalt, mit welchen die Abgeordneten ihn bekleideten. Er gehorchte dem Ruf des Vaterlandes jedoch ohne Weigern. Unter dem Zujauchzen des Volks und der Begleitung der Senatoren, die ihm vors Thor entgegen gekommen waren, hielt er seinen einfach erhabenen Einzug in die Stadt, in welcher er auf der Stelle einen Beweis ablegte, wie wenig die neuerhaltene Würde die

Ein-

Einfalt und Unbestechlichkeit seines Betragens ändern könne. Als er nämlich jetzt einen Befehlshaber der Reiterey wählen mußte, so erkohr er zu diesem wichtigen Platze einen sehr armen Mann, Namens Tarquitius, welcher so wie er den Reichthum verachtete, wenn er nicht anders als auf Kosten der Rechtschaffenheit gewonnen werden könnte. Tarquitius war von patricischer Herkunft, allein ungeachtet seiner Tapferkeit hatte er nie so viel Geld zusammenbringen können, um sich ein Pferd zu kaufen, und daher bis jetzt unter den Fußgängern gefochten, williger, seinem Vaterlande auf der niedrigsten Stufe, als überall nicht zu dienen. So ruhete die Rettung eines ganzen Landes jetzt auf einem Ackersmann, den man vom Pfluge nahm, und auf einem gemeinen Krieger, der unter den Hefen des Heeres hervorgezogen wurde. Beym Eintritt in die Stadt bat der Dictator mit freundlicher Majestät alle waffenfähige Männer, sich vor Sonnenuntergang mit den nöthigen Waffen und Lebensmitteln auf fünf Tage, auf dem Marsfelde, dem gewöhnlichen Schauplatz der Werbungen, einzufinden. An der Spitze dieses Haufens that er die Nacht hindurch einen raschen Zug, und langte bey Tagesanbruch im Angesicht des Feindes an. Mit einem Feldgeschrey hieß er diesen begrüßen, und dem eingeschlossenen Heere zugleich das Zeichen des Entsatzes geben. Die Aequier erstaunten nicht wenig, sich mit einmal zwischen zwey Heeren zu sehen; aber noch mehr erschracken sie, als Cincinnatus sie eben so unentrinnbar einschloß, als sie den Consul eingeschlossen hielten. Um dies zu verhüten, begannen sie ein blutiges Gefecht, aber angegriffen auf beyden Seiten, und unfähig zu widerstehen, oder zu fliehen, baten die Aequier bald um einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen sie gänzlich dem Dictator überließen. Er

schenkte

ſchenkte ihnen das Leben; doch nöthigte er ſie durchs Joch zu gehen, — ein galgenartiges Gerüſte, das aus zwey in die Erde geſpieſten, und einem quer darüber gelegten Speere beſtand, unter welchem die Beſiegten durchgehen mußten. Die Feldherren und Hauptleute machte er zu Kriegsgefangenen, und beſtimmte ſie zur Zierde ſeines Triumphes. Die Beute des feindlichen Lagers überließ er gänzlich ſeinen eigenen Soldaten, ohne das Geringſte für ſich zu behalten, oder zu erlauben, daß auch das befreyete Heer daran Theil nehmen dürfe. Nachdem er ſolcher Geſtalt ein römiſches Heer vom unvermeidlichen Untergang gerettet, einen mächtigen Feind geſchlagen, ſeine Stadt erobert und befeſtigt, und zur Fülle ſeines Ruhmes allen Antheil an der Beute abgelehnet hatte, entſagte er der Dictatur, die er kaum vierzehn Tage verwaltet hatte, und eilte zu ſeiner ländlichen Hütte zurück, verſchmähend alle Anerbietungen ſeines dankbaren Vaterlandes, zufrieden mit ſeiner Mäßigkeit und ſeinem Ruhm.

Im folgenden Jahre beſchloſſen die Aequier, die verlorne Ehre wieder herzuſtellen. Von neuen rückten ſie ins Feld und nahmen ihre Stadt wieder ein. Zu Rom ſollte ein Heer wider ſie aufgebracht werden, aber die Tribunen verboten dem Volk ſich anwerben zu laſſen. Dennoch drängte die Noth; und da die Menge ſich deſſen weigerte, ſo beſchloſſen die Senatoren, an der Spitze ihrer Anhänger und Schutzverwandten ins Feld zu ziehen. Dieſer Anblick rührte die Menge. Männer mit grauen Häuptern und ehrwürdigen Mienen, Männer, die ſo lang als die Väter des Staats waren betrachtet worden, mit langſamen und ſchwerfälligen Schritten einem Feind entgegenwanken zu ſehen, welchem zu begegnen die jungen und J. d. St. 296.

fri-

felschen sich geweigert hätten, war ihnen unerträglich. Trotz ihrer Aufwiegler erboten sie sich zu marschiren, und verlangten keine andere Belohnung, als daß die Zahl ihrer Tribunen von fünf zu zehn erhöhet werden möchte. Eine solche Maßregel schien einigen Senatoren eine Vervielfältigung ihrer geschwornen Feinde, aber Cincinnatus sah tiefer; er versicherte sie, daß gerade diese Vervielfältigung das sicherste Mittel wäre, ihre Macht zu schwächen; leichter müsse es seyn, von so vielen einige zu gewinnen, da doch schon einer hinreiche, um die Entschlüsse aller übrigen zu vereiteln. Ueberzeugt durch diese Gründe, trat der Senat seiner Meinung bey, und um seine Einwilligung als eine große Gefälligkeit geltend zu machen, erklärte er den Tribunen, daß er nach vielen Berathschlagungen für dienlich gefunden habe, ihre Bitte zu gewähren.

Für eine Weile schien das Volk jetzt befriedigt. Allein in weniger denn Jahresfrist, griffen die Tribunen mit vereinigter Gewalt stärker denn jemalen um sich und wagten aus eigenem Antrieb sogar den Senat zu berufen. Sie verlangten auch, daß der Aventinische Berg, der bisher ungenutzt gelegen hatte, dem Volk zum Anbau angewiesen werden solle. Voll Hoffnung, daß dies ein Mittel seyn möchte, die Unruhen wegen des Ackergesetzes zu ersticken, gestand der Senat nach heftigem Widerspruch dieses Ansinnen zu. Allein er irrte sich. Die Tribunen traten bald mit neuen Klagen und neuen Anmaßungen auf, und die Streitigkeiten gediehen zu solcher Höhe, daß gemeiniglich Schläge, und nicht Worte die Berathschlagungen beschlossen. Zu einem solchen Gipfel von Dreistigkeit verstiegen diese Demagogen sich, daß sie sogar den Consuln einen Tag setzten, wo sie vor dem

Volk

Volk erscheinen sollten. Nach kühlerer Ueberlegung hielten sie es jedoch für rathsam, von dieser stolzen Zumuthung abzustehen, drangen aber mit unnachläßlichem Ungestüm auf Erfüllung des agrarischen Gesetzes. Ein Tag ward angesetzt, an dem dies wichtige Geschäft verhandelt werden sollte. — Alle Stände des Staats versammelten sich, um entweder ihre Stimmen zu geben oder ihre Meinung zu sagen. Die Tribunen redeten ausführlich über die Billigkeit eines solchen Gesetzes; verschiedene vom Volk erzählten, welche Dienste sie geleistet, und welche geringfügige Belohnungen sie empfangen hätten; die Zuhörer neigten sich auf die Seite des Gesetzes, und dies Hinneigen ward völlige Entschiedenheit, als Sicilius Dentatus, ein Plebejer von ziemlichem Alter, aber bewundernswürdiger Leibesstärke und anerkannter Tapferkeit, auftrat und seine Beschwerden und Verdienste herrechnete. Dieser alte Krieger entblödete sich nicht, die Thaten seiner Jugend zu erzählen; denn Eigenlob ward hier durch wahres Verdienst geadelt. Vierzig Jahre hatte er in den Kriegen des Staats gedient: ihrer dreyßig war er in Aemtern gewesen; erst Centurio, dann Tribun; hundert und zwanzig Schlachten hatte er gefochten, und in ihnen durch die Stärke seines Arms eine Menge Leben gerettet; vierzehn Bürger-, drey Mauer-, und acht goldene Kronen hatte er gewonnen, ungerechnet drey und achtzig Ketten, sechszig Armbänder, achtzehn vergoldete Speere, und drey und zwanzig Roßgeschmeide, deren neune er im offenen Zweykampf dem Feind abgenommen hatte; dazu trug er die Narben von fünf und vierzig Wunden alle vorn am Leibe, unter denen zwölf, die er an dem einzigen Tage, da das Capitol wieder erobert worden, erhalten hatte. Dies waren seine Ansprüche; gleichwohl hätte er nie den geringsten Antheil an den Ländereyen empfangen,

die dem Feinde waren abgenommen worden; in Armuth und Dunkelheit hätte er sein thatenreiches Leben hingeschleppt, während andere, ohne einiges Verdienst, ohne die geringste Mitwirkung zu ihrer Eroberung, die nämlichen Ländereyen besäßen, die seine Tapferkeit gewonnen hätte. Ein so schreyendes Beyspiel von Ungerechtigkeit wirkte nachdrücklich auf die Menge, einmüthig verlangten sie, daß das Gesetz gegeben, und ein solches Verdienst nicht unbelohnt bleiben sollte. Umsonst standen verschiedene Senatoren auf, um dawider zu reden; ihre Stimmen wurden von dem Geschrey des Volkes übertäubet. Als Gründe daher kein Gehör mehr fanden, schritt man, wie gewöhnlich, zu Thätlichkeiten. Die jungen Patricier stürzten ins Gedränge, zerbrachen die Urnen zum Stimmensammeln, und zerstreuten den Pöbel, der sich ihnen widersetzen wollte. Dafür wurden sie von den Tribunen zwar um Geld gestraft, dennoch wirkte ihre Entschlossenheit so viel, daß das Ackergesetz für diesmal noch nicht durchging.

In der Regel mußten immer erst auswärtige Händel den innern Unruhen Roms ein Ende machen. Dies war auch jetzt der Fall. Die Aequier streiften bis nahe an die Stadt, und gaben dadurch dem Staate gewissermaßen den Frieden wieder. In diesem Kriege erfocht Sicinius Dentatus, jener Veteran, der das Volk mit so vielem Feuer haranguirt hatte, größere Ehre, als die Consuln, die den Sieg gewonnen. Befehligt, auf verloren hin! den Feind von einer Seite anzugreifen, deren Unzugänglichkeit er kannte, that er anfangs gegen das Mißliche und Verzweifelte eines solchen Wagestücks die gehörigen Vorstellungen; als der Consul ihm aber Feigheit vorrückte, stellte er sich an die Spitze seiner kleinen Schaar, entschlossen

durch

durch seinen Tod ein Beyspiel des Gehorsams zu geben, wie sein ganzes Leben ein Muster der seltensten Tapferkeit gewesen war. Das Glück war ihm jedoch günstiger, als er erwartete. Er entdeckte einen Zugang in des Feindes Lager, den der Consul nicht wahrgenommen hatte, führte seine Veteranen drauf los, und während das ganze Heer den Feind auf der einen Seite beschäftigte, griff er das Lager auf der andern mit solchem Nachdruck an, daß die Römer einen vollkommenen Sieg erhielten. Ueberzeugt jedoch, daß er zu diesem gefährlichen Geschäft erwählt worden sey, bloß um sich Tod oder Schande zuzuziehen, hatte Dentatus nach seiner Rückkunft Einfluß genug, den Consul des Triumphs zu berauben, sich zum Tribun wählen zu lassen, und ein Gesetz durchzusetzen, vermöge dessen jede obrigkeitliche Person wegen mißgebrauchter Gewalt zur Rechenschaft gezogen und die Consuln insonderheit wegen ihres Betragens gegen ihn um Geld gestraft werden sollten. So verminderte das Glück und die Beharrlichkeit der Tribunen die Gewalt der Patricier mit jedem Jahre. Ihre Vorrechte waren beynah' schon alle hingewelkt, und auch ihr Eigenthum, diese Frucht vieljähriger Arbeiten, schwankte auf einer so mißlichen Spitze, daß der geringste Stoß der Volkseifersucht es nothwendig zu Boden werfen mußte.

Zwölftes Kapitel.

Von der Wahl der Decemvirn bis zur Erlöschung dieser Würde.

J. d. St. 302. Sechszig Jahre beynahe war der römische Staat zwischen den zwey kämpfenden Ständen, aus denen er bestand, hin und her geworfen worden, als endlich beyde Partheyen des Kampfes müde und geneigt schienen, von den unaufhörlichen Anstrengungen ihrer beyderseitigen Kräfte auszuruhen. Das Ackergesetz schlummerte, und alle Erbitterung, die dasselbe veranlaßt hatte, schien vertobt zu seyn. Allein es war von jeher das Loos der Menschheit, daß mit dem Zuwachs ihrer Besitzthümer auch ihre Wünsche und Begierden wachsen. Dem zufolge fingen die Bürger aller Klassen jetzt an, über die willkührlichen Entscheidungen ihrer Oberrn zu klagen, und die Entwerfung eines Gesetzbuches zu verlangen, welches allgemein bekannt, sowohl zu Verhütung der Verbrechen, als zu bestimmter Bestrafung derselben dienen könne. Der Senat, als der da hoffte, daß ein solches Gesetz den Erschütterungen, die den Staat bisher zerrüttet hatten, ein Ende machen würde, gab diesem Wunsch des Volks seinen Beyfall. Es ward beschlossen, daß Gesandte nach den griechischen Städten in Italien und nach Athen geschickt werden, und diejenigen Gesetze, die die Erfahrung als die billigsten und nützlichsten bewährt hätte, von dannen mit nach Hause bringen sollten. Drey Senatoren, Posthumius, Sulpicius und Manlius, wurden zu diesem Zwecke gewählt, und Galeeren wurden ausgerüstet, um sie auf eine der Majestät des römischen Volks

würdige

würdige Art zu geleiten. Während diese sich im Auslande aufhielten, ward die Stadt von einer Pest verheeret, die die Aufmerksamkeit des Volks mit andern und ängstlichern Sorgen beschäftigte, als die Erwartung ihrer Heimkunft veranlassen konnte. Binnen Jahresfrist hörte die Seuche auf, und kamen auch die Gesandten wieder, versehn mit einer Anzahl Gesetze, die sie in den gesitteten Städten Griechenlands und Italiens aufgefunden hatten, und diese Sammlung war es, die anfangs in zehn Tafeln vertheilt und in der Folge mit zwey neuen vermehret, jenen berühmten Kodex der zwölf Tafeln bildete, von welchen noch verschiedene Bruchstücke bis auf unsre Zeiten gekommen sind.

Kaum waren die Gesandten zurück gekommen, als die Tribunen forderten, daß eine Gesellschaft Männer gewählt würde, eigends, um die Gesetze zu ordnen, schriftlich abzufassen und in Kraft zu setzen. Nach langen Streitigkeiten, ob die Auswahl nicht aus dem Volke sowohl als aus den Patriciern gemacht werden müßte, beschloß man endlich, daß zehn der vornehmsten Senatoren gewählt und auf ein Jahrlang mit einer Macht versehen werden sollten, die der Macht der Könige und Consuln gleich, und über alles Einreden und Appelliren erhaben wäre; alle Obrigkeiten sollten ihre Aemter niederlegen, bis die Gesetze über sie das gehörige verordnet hätten; mittlerweile aber sollten die zehn Gesetzgeber die Pflichten derselben handhaben, und sowohl des Ansehens als der äußerlichen Zeichen dieser auf eine Zeitlang unterbrochenen Würden genießen. Die gewählten Personen waren Appius und Genutius, die für das folgende Jahr zu Consuln erwählt worden waren, Posthumius, Sulpicius und Manlius, die drey Gesandten, Sextus und Romulus, die vorigen Consuln, nebst Julius, Veturius

turius und Horatius, Senatoren vom vornehmsten Range. So ward die ganze Verfassung mit einemmal umgewandelt, und man begann den mißlichen Versuch, ein Volk nach Gesetzen zu regieren, die ursprünglich für Nationen von andern Sitten, Sprachen und Gebräuchen gegeben waren.

Nachdem die Decemvirn mit der höchsten Gewalt waren bekleidet worden, beschlossen sie, wechselsweise und jeder seinen Tag das Ruder des Staats zu führen. Sie beschlossen ferner, um allem Neide auszuweichen, daß nur derjenige, der die jeweilige Macht in Händen hätte, auch den Pomp derselben führen, die übrigen sich aber bloß durch Begleitung eines unbedeutenden Bedienten, den man Accensus nannte, von dem Haufen unterscheiden sollten.

Das Neue dieser Einrichtung schien dem Volke höchlich zu behagen. Auch zeigten die Decemvirn sich des allgemeinen Zutrauens nicht unwürdig. Appius insonderheit wußte die Gunst des Volks in hohem Grade zu gewinnen. Seine Mäßigung, seine Leutseligkeit, seine republikanischen Aeußerungen machten das Volk seiner Voräldern und jener Zeit vergessen, wo sie vor dem Namen Appius zitterten. — Im ersten Jahre arbeiteten die Decemvirn mit anhaltendem Fleiße. Sie hatten nicht nur unter einem Gewirre griechischer Verordnungen und Gesetze eine Auswahl zu treffen, sondern mußten sie sich auch durch einen Epheser, Namens Hermodorus, verdollmetschen lassen, weil sie selbst die Landessprache nicht kannten, ein Beweis, wie wenig die Römer um diese Zeit in den Künsten der Verfeinerung fortgeschritten waren. Nichts destoweniger schufen sie zuletzt, theils aus den mitgebrachten griechischen Gesetzen, theils aus den Verordnungen ihrer Könige, eine Art von Ganzen, welches unter

zehn

zehn Titel vertheilt war. Diese wurden vom Volk genehmiget, in eherne Tafeln gegraben, und auf dem öffentlichsten Theil des Marktes den Augen aller bloßgestellt.

Nach Endigung der Arbeit hoffte man, die Decemvirn würden ihr Amt im Frieden niederlegen; allein sie hatten einmal die Süßigkeit der höchsten Gewalt gekostet, und schienen wenig geneigt sie wieder fahren zu lassen. Unter dem Vorwande, daß zur Vollendung ihres Werkes noch einige Gesetze fehlten, baten sie den Senat um Verlängerung ihrer Würde, und dieser Staatskörper bewilligte sie. Die Wahl der Personen war der nächste Gegenstand des öffentlichen Erwägens. Appius, von geheimen Durst nach unumschränktem Ansehn brennend, stellte sich, als sey er der Beschwerden seines Amtes überdrüssig, und als wünschte er einen geschickten Nachfolger. Nichts destoweniger ließ er unter der Hand alle ihm bewußte Triebräder spielen, um sich der Gunst des Volks, und wenns zur Wahl käme, ihrer Stimmen zu versichern. Alles ging wie ers eingefädelt hatte. Mit Erstaunen sahen seine Collegen ihn am bestimmten Tage an der Spitze aller derer, die sich um die Würde bewarben, und stärker noch erstaunten sie, als sie ihn von einer großen Mehrheit der schwindelnden Menge, die seinen Ehrgeiz für Liebe zum gemeinen Wesen ansahn, gewählt fanden. Auch seine Freunde wurden vermittelst seiner vollgültigen Empfehlung gewählt. Fabius, Cornelius, Servilius, Minutius, Antonins und Rabulius, lauter Patricier, Petillius, Oppius und Duellius, welche Plebejer waren, bildeten das zweyte Decemvirat. Letztere waren durch Appius Einfluß aus dem Volk erkohren worden, indem dieser schlaue Mann, um bey dem Pöbel sich noch stärker einzuschmeicheln,

he-

bemerkte, daß es recht und billig sey, daß das Volk an der Abfassung von Gesetzen Theil nehme, durch welche es dereinst regieret werden sollte.

Kaum sahe Appius in seine Würde sich wieder eingesetzt, als er seine einzige Angelegenheit seyn ließ, sie fürchterlich und immerwährend zu machen. Er berief seine Gehülfen, und da diese durchgehends seine Kreaturen waren, eröffnete er ihnen ohne Rückhalt seine Absicht, die Macht, die sie in Besitz genommen, nie wieder abzulegen. Schon vorläufig unterrichtet, traten sie seinem Vorschlage einmüthig bey und verbanden sich durch die feyerlichsten Gelübde, einander nie zu verlassen, ihre Autorität nie aufzugeben, und von der Meinung des Senats und Volks nur im äußersten Nothfall Gebrauch zu machen. Von nun an zeigte das Decemvirat sich also in einer ganz andern Gestalt, als im vorigen Jahre. Statt daß damalen nur ein einziger mit Ruthen und Beilen umringt ging, so erschien jetzt ein jeder mit diesen Insignien des Schreckens und der höchsten Gewalt. Statt milder, gerechter und leutseliger Obern sah das Volk jetzt Ungeheuer von Raubsucht, Ausgelassenheit und Grausamkeit. Sie nutzten die Förmlichkeiten der Gerechtigkeit bloß, um eine Menge Bürger theils zum Tode zu verdammen, theils ihres Vermögens und Vaterlandes zu berauben. Kläger und Angeber mußten unter der Zahl ihrer Anhänger auftreten, und zeugen, wie sie es ihnen geheißen hatten, und wer bey dem Gerichte etwas zu suchen hatte, durfte sich mit keinem Erfolge schmeicheln, wofern er nicht in ein strafbares Einverständniß mit den Richtern trat. So verbreitete sich allmälig eine allgemeine Verderbniß durch alle Stände des Volks, während die Guten und Weisen entweder freywillig ins Elend wanderten,

ten, oder den Verfall des Vaterlandes im Stillen beklagten.

Lange konnte jedoch eine so unrechtmäßige Gewalt nicht ohne jene Künste der Verstellung erhalten werden, zu denen auch die trotzigste Tyranney sich zu Zeiten herablassen muß. Um dem Volke zu zeigen, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht gar vergäßen, vermehrten die Decemvirn die schon vorhandenen zehn Tafeln mit zwey neuen, und vollendeten dadurch jenes gesetzliche Ganze, das unter dem Namen der zwölf Tafeln bekannt ist. Diese letztern enthielten unter andern ein Gesetz, das alle Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern untersagte. Auf diese Weise hofften sie den Bruch der beyden Stände noch mehr zu erweitern, und diese gegenseitige Erbitterung zu ihrem Vortheil zu nützen. Ihre Absichten waren zwar nicht schwer zu durchschauen; da die Zeit ihrer Herrschaft sich aber ihrem Ablauf näherte, so ertrug das Volk sie mit Geduld, in Hoffnung, sie nächstens von selbst zu Ende gehen zu sehen. Allein die Tyrannen legten bald ihre Larven ab, und ohne Senat oder Volk zu befragen, beharrten sie noch ein zweytes Jahr im Decemvirat. Hinfort kannte ihre Habsucht weder Maß noch Ziel; alles, was sein Mißvergnügen zu laut äußerte, ward Opfer ihrer Rache. Alles, was etwas zu verlieren hatte, mußte auswandern oder es ihrem unersättlichen Geitze überlassen. In diesem Zustande allgemeiner Sklaverey und gegenseitigen Mißtrauens stand auch nicht ein Bürger auf, der für die Freyheit seines Vaterlandes etwas Muthiges gewagt hätte. Ohne Einschränkung und Einrede fuhren die Tyrannen fort zu herrschen, bewacht nicht nur von ihren Lictoren, sondern auch von zahlreichen Rotten Anhänger, Schutzverwandten und selbst Patricier,

eier, welche die gemeinschaftliche Lasterhaftigkeit mit ihnen verbunden hatte.

So traurig war die Lage des Staats, als die Aequier und Volsker, diese hartnäckigen Feinde Roms, die innern Zerrüttungen des Volks zu nutzen beschlossen, ins Land fielen, und fast bis an die Thore Roms streiften. Sehr unzeitig kam dieser Krieg den Decemvirn, die nicht die Macht hatten ein Heer anzuwerben, und alles Sträubens ungeachtet daher jetzt den Senat um Hülfe ansprechen mußten. Ihn, dessen Rathschläge sie so lange unterbrochen hatten, beriefen sie jetzt wirklich, und Appius trug ihnen in einer studirten Rede sein Anliegen vor; dann verlangte er, daß jeder, so wie er ihn aufrufen würde, seine Meinung sagen sollte; und als Valerius, ein Enkel des Publicola, dennoch unaufgerufen aufstand, hies er ihm sich wieder setzen; aber Valerius gehorchte nicht. — In einer heftigen Rede schilderte er die Tyranney der Decemviru, und die Unverschämtheit, mit der sie hofften, daß der Senat, dessen Macht sie zerstöret hätten, jetzt Maßregeln nehmen sollte, um ihre Verrätherey zu unterstützen. Marcus Horatius unterstützte ihn. Mit noch größerer Freymüthigkeit entwickelte er ihre schrecklichen Eingriffe in die Rechte des Vaterlandes, ihre Habsucht, Grausamkeit und Gewaltsamkeit. Appius schien diesen Reden anfangs ziemlich geduldig zuzuhören, allein zuletzt konnte seine, des Zügels seit so langer Zeit entwöhnte Leidenschaft sich nicht länger halten. Mit Heftigkeit brach er aus, tobte gegen seine Widersacher, und drohete den Horatius vom tarpejischen Felsen herunterstürzen zu lassen. Wider diese unerhörte Störung der alten Freyheit ihrer Berathschlagungen protestirte der Senat aufs äußerste; er erklärte es für die größte Verletzung ihrer Freyheiten und eine unerträg-

trägliche Gewalthandlung. Der Decemvir schien sich zu besinnen, fing an sich zu entschuldigen, sagte, er sey gar nicht Willens, die Freyheit der Verhandlungen zu beschränken; nur verdrösse ihn eine Rede, die ohne den eigentlichen Fragpunkt zu berühren, offenbar auf Erregung eines Aufruhrs berechnet sey; Er und seine Amtsgehülfen hätten vom Volk unumschränkte Gewalt empfangen, bis das große Werk der Gesetzgebung vollendet sey, bis dahin wollten sie sie in ihrem ganzen Umfang üben, und dann unweigerlich von ihrer Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen. Diese Enthüllung ihrer Absichten war deutlich genug. Der uneingenommene Theil des Senats, vornehmlich Claudius, des Appius Oheim, redete mit Verwünschung von ihrem Verfahren. Allein eine starke Parthey des Hauses, welche die Decemvirn schon vorhin gewonnen hatten, und noch andre, welche bloß ihrer Furcht Gehör gaben, zeigten sich geneigt, dem Appius in allem, was er verlangen würde, zu willfahren. Er verlangte demnach, daß er und seine Gehülfen bevollmächtiget werden möchten, das Heer, welches wider die Aequier ziehen sollte, anzuwerben und zu befehligen; und dieser Vorschlag ward augenblicklich durch einen Senatschluß bewilligt.

Jetzt im Besitz der kriegerischen sowohl als bürgerlichen Macht des Staates, theilten die Decemvirn ihr Heer in drey Theile. Mit dem einen blieb Appius in der Stadt zurück, um diese in Ehrfurcht zu erhalten; die beyden andern wurden von seinen Gehülfen, das Eine wider die Aequier, das Andere wider die Volsker geführet. Nun hatten die römischen Heere jüngst das Mittel ausgefunden, Feldherren, mit denen sie unzufrieden waren, dadurch zu züchtigen, daß sie sich schlagen ließen. Dies thaten sie auch

jetzt,

jetzt, und verließen schimpflicher Weise ihr Lager, sobald der Feind sich näherte. Nie war die Zeitung eines Sieges in Rom mit so großer Freude aufgenommen worden, als jetzt die Zeitung ihrer Niederlage; die Feldherren mußten, wie gewöhnlich, die Schuld der Verrätherey ihrer Leute tragen; einige verlangten, man sollte sie absetzen, andere schrieen, daß ein Dictator gewählt werden müsse, keiner aber sprach freymüthiger als der alte biedere Dentatus, damaliger Volkstribun. Mit Verachtung musterte er das Betragen der Feldherren und zeigte alle Fehler, die sie sowohl in der Kriegszucht als im Felde gemacht hätten. Appius ermangelte nicht, die Gesinnungen des Volks zu beobachten. Dentatus insonderheit ward als Opfer seiner Rache von ihm ausgezeichnet; unter dem Schein einer besondern Ehrenbezeugung ernannte er ihn zum Legaten, und stellte ihn an die Spitze eines neugeworbenen Haufens, welcher von Rom aus das Heer verstärken sollte. Die Würde eines Legaten wurde von den Römern als heilig betrachtet, indem sie die Autorität des Feldherrn mit der Ehrwürde des Priesterthums vereinigte. Dentatus, keine geheime Bosheit argwöhnend, eilte mit Freuden ins Lager, wo er mit allen äußerlichen Merkmalen wahrer Achtung empfangen ward. Aber bald fanden die Feldherren Mittel, den Groll, der in ihren Adern kochte, zu befriedigen. Da Dentatus ihnen mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit entdeckt hatte, daß ihre jetzige Lage nichts tauge, so schickten sie ihn an der Spitze von hundert Mann, um einen bequemern Lagerplatz zu suchen. Diese hundert aber waren Mörder; Elende, die lange die Diener der Rachgier des Despoten gewesen waren, und sich jetzt verschworen hatten, ihn zu ermorden, wiewohl mit aller Vorsicht und Verzagtheit, die der Ruf des römischen Achill, wie man ihn

nannte,

nannte, ihnen einflößen mußte. Voll ihrer schwarzen Absicht, führten sie ihn von der Straße ab in den Hohlweg eines entlegenen Berges und hier griffen sie ihn von hinten an. Dentatus, die Verrätherey der Decemvirn zu spät begreifend, beschloß, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Den Rücken an den Felsen gelehnt, empfing er mit unverzagtem Muthe den allgemeinen Angriff der auf ihn losdringenden Mörder. Wiewohl schon alt und grau geworden, besaß er doch noch immer die Ueberbleibsel seiner alten Tapferkeit, tödtete nicht weniger denn funfzehn dieser Treulosen mit eigener Hand und verwundete ihrer dreyßig. Erstaunt über so unerhörte Tapferkeit, zogen die feigen Meuchelmörder sich eine Strecke zurück, und schossen einen Hagel von Pfeilen auf ihn ab, die er alle mit unerschütterter Entschlossenheit auf seinem Schilde auffing. Eine geraume Weile ward der so ungleiche Kampf mit zweifelhaftem Erfolge fortgesetzt, bis die Angreifer endlich den Einfall hatten, den Felsen, an welchen er sich lehnte, zu erklettern und von oben herab Steine auf ihn niederzuwälzen. Dies gelang. Der alte Krieger erlag, nachdem er durch seinen Tod bewiesen hatte, daß ers seiner Tapferkeit und nicht seinem Glücke verdankte, wenn er so oft mit Sieg bekränzt aus den Schlachten und Feldzügen heimgekehret war. Die Decemvirn heuchelten bey dem allgemeinen Jammer um den Verlust eines solchen Mannes die innigste Theilnehmung, und ehrten sein Leichenbegängniß mit allen kriegerischen Ehrenbezeigungen; aber das Volk ermangelte nicht, ihre scheinbare Betrübniß mit ihrem allgemein bekannten Grolle zu vergleichen und verabscheuete sie um desto herzlicher. Ein zweytes noch schwärzeres Bubenstück mußte jedoch erst erfolgen, ehe die Römer sich aufrafften, ihre

schänd-

schändlichen Fesseln sprengten und wieder freye Männer wurden.

Appius, der noch immer zu Rom war, sah' eines Tages, als er zur Verwaltung der Gerechtigkeit auf dem Richtstuhl saß, ein Mädchen von zarter Jugend und auserlesener Schönheit in Begleitung einer alten Frau, ihrer Wärterin, seinen Sitz vorüber in eine der öffentlichen Schulen gehen. Die Reitze des Mädchens, durch alle Unschuld jungfräulicher Sittsamkeit erhöht, fesselten seine Aufmerksamkeit und entzündeten sein Herz. Am folgenden Tage sahe er sie abermal vorübergehen, fand sie schöner, denn vorhin, und beschloß seine wachsende Leidenschaft zu befriedigen, was auch die Folgen davon seyn möchten. Er erkundigte sich nach des Mädchens Namen und Familie: sie hieß Virginia. Sie war die Tochter des Virginius, eines Centurio, der jetzt im Felde war, und die Verlobte des Icilius, eines gewesenen Tribuns, der sie nach geschlossenem Feldzuge heyrathen wollte. Anfangs entschloß sich Appius, dies Bündniß zu trennen und die Jungfrau selbst zu heyrathen. Aber die Gesetze der zwölf Tafeln hatten die Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern untersagt, und eine Verordnung, die er selbst gegeben hatte, zu brechen, unterstand er sich nicht. Nichts war ihm also übrig, als der Versuch strafbaren Genusses, zu welchem er, der der Befriedigung jeder Leidenschaft seit so langer Zeit gewohnt war, sich ohne Bedenken entschloß. Nachdem er die Treue der Wärterin zu bestechen umsonst versucht hatte, nahm er seine Zuflucht zu einem noch verruchtern Mittel. Er bewog den Claudius, einen Elenden, den er lange zum Diener seiner Lüste gemißbrauchet hatte, zu behaupten, daß das schöne Mädchen seine Sklavin sey, und die Sache vor seinen Richterstuhl zur Entscheidung zu bringen.

Digitized by Google

gen. Claudius betrug sich genau nach dem empfangenen Verhaltungsbefehle. Er drang in die Schule (wo Virginia unter ihren Gefährtinnen saß), bemächtigte sich ihrer als seines Eigenthums, und wollte sie mit Gewalt fortschleppen, ward aber durch das herzueilende Volk daran gehindert. Nachdem jedoch die erste Hitze des Widerstandes vorüber war, führte er die weinende Jungfrau vor den Richterstuhl des Appius, und trug seine Ansprüche mit vieler Wahrscheinlichkeit vor. Er behauptete, sie sey in seinem Hause von seiner Sklavin gebohren, und von dieser an die Frau des Virginius, die unfruchtbar gewesen, verkauft worden. Er habe verschiedene glaubwürdige Zeugen zu Behauptung dessen, was er gesagt habe; bis aber diese herbey geschaft werden könnten, sey nichts billiger, als daß die Sklavin ihm, ihrem wahren Herrn, zur Aufbewahrung ausgeliefert werde.

Appius schien von der Gerechtigkeit der Forderung getroffen. Er bemerkte, wenn der vermuthliche Vater gegenwärtig wäre, so möchte er vielleicht bewogen werden können, die Auslieferung des Mädchens eine Weile aufzuschieben; bey gegenwärtigen Umständen aber sey er nicht berechtigt, sie ihrem rechtmäßigen Herrn vorzuenthalten. Er entschied daher, daß Claudius sie als Sklavin aufbewahren solle, bis Virginius im Stande wäre, sein Vaterrecht an ihr zu erweisen. Dies Urtheil ward mit lautem Geschrey und Vorwürfen von der Menge empfangen, die Weiber insonderheit umringten die schuldlose Jungfrau, als wollten sie sie vor der Wuth des Richters schützen, während ihr Liebhaber Icilius sich dem Decrete kühnlich widersetzte, und den Kläger zwang, sich unter das Richtgerüste des Decemvirs zu flüchten. Alles drohete offenbaren Aufstand, als Appius die Folgen

fürch-

fürchtend, für dienlich erachtete, bis zu Virginius Ankunft sein Urtheil zu verschieben, der ungefähr eilf Meilen von der Stadt beym Heere war. Der folgende Tag ward zum Verhöre bestimmt. Mittlerweile aber schrieb Appius dem Feldherrn, sich des Virginius zu versichern, da seine Ankunft in der Stadt leicht Unruhen und Aufruhr erregen dürfte. Dieser Brief ward von des Centurions Freunden aufgefangen, und ihm an dessen Statt ein ausführlicher Bericht von dem ganzen Plan übersandt, der wider seiner Tochter Freyheit und Ehre angelegt sey. Sogleich nahm Virginius unter dem Vorwande, daß ein naher Verwandter von ihm auf dem Tod liege, Urlaub, und flog nach Rom, feurend von Unwillen und Rachgier. Zum äußersten Erstaunen des Appius erschien er den folgenden Tag vor dem Richterstuhl, sein weinendes Kind an der Hand führend, beyde in die tiefste Trauer gekleidet. Der Kläger Claudius war auch zugegen und begann sogleich seine Ansprüche darzulegen. Er sagte, es sey allgemein bekannt, daß die Kinder der Sklaven dem Herrn ihrer Aeltern gehörten, und Virginia sey von seiner Sklavin geboren. Immerhin, sagte er, möchte das Mitleid andere Leute zu Unterdrückung ihres Rechts verleiten; er wolle jede geringfügigere Rücksicht der Gerechtigkeit aufopfern. Dann ließ er eine von ihm bestochene Sklavin auftreten und schwören, daß sie Virginia an das Weib ihres vermeinten Vaters verkauft habe, und endigte mit der Erklärung, daß er dieses Zeugniß mit vielen andern bekräftigen könne, wenn es nöthig wäre. Jetzt redete Virginius: er stellte vor, daß seine Frau mehrere Kinder gehabt habe; daß wenn er Willens gewesen wäre, ein untergeschobenes Kind anzunehmen, er lieber einen Knaben, als ein Mädchen gewählt haben würde, daß allen bekannt sey, wie seine Gattin das

Kind

Kind selbst gesäugt habe; und daß es erstaunlich sey, nach funfzehnjährigem Stillschweigen eine solche Klage zu erheben.

Während der Vater sein theuerstes, was er auf Erden hatte, so mit Kraft und Nachdruck vertheidigte, stand das geängstigte Mädchen zitternd neben ihm, und jeder ihrer unschuldvollen Blicke flehete Mitleid. Das Volk schien von dem rührenden Auftritte durchdrungen, und schon begann es lauter zu werden, als Appius den Eindruck fürchtend, den des Vaters Reden auf die Menge haben möchten, ihn unterbrach und erklärte, daß er von der wahren Beschaffenheit der Sache hinlänglich unterrichtet sey. Ja, sprach er, mein Gewissen nöthigt mich zu bekennen, daß ich selbst die Wahrheit von Claudius Angabe bezeugen kann. Die meisten von dieser Versammlung wissen, daß ich zu dieses Jünglings Vormund ernannt war; und als ein solcher erfuhr ich früh genug, daß er ein Recht an dieses junge Mädchen habe. Die Geschäfte des Staats aber, und die Zwistigkeiten des Volks haben mich gehindert, ihm gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Es ist jedoch noch nicht zu spät, und Kraft der Gewalt, die mir fürs gemeine Beste anvertrauet ist, spreche ich hiermit Virginien ihrem Kläger als sein unstreitiges Eigenthum zu. Geht, Lictoren, zerstreuet das Volk und helft ihm, sich seiner Sklavin zu bemächtigen.

Gehorsam dem Befehle, trieben die Lictoren das drängende Volk ohne Mühe aus einander, bemächtigten sich Virginiens, und wollten sie schon dem Claudius überliefern, als ihr Vater, an allen ferneren Versuchen, sie zu retten, verzweifelnd, und bey dem Urtheile sich scheinbar beruhigend, den Decemvir mit weichem Ton um Erlaubniß bat, derjenigen, die er so lange als seine Tochter betrachtet habe, nur noch ein

Lebe-

Lebewohl sagen zu dürfen, da er denn mit erneuertem Eifer zu seiner Pflicht zurückeilen wolle. Diese Bitte ward zugestanden, mit der Bedingung jedoch, daß der Abschied in des Decemvirs Gegenwart genommen werden sollte. Mit sichtlich kämpfender Herzensangst nahm Virginius seine beynahe leblose Tochter in die Arme, preßte sie eine Weile schweigend an seine Brust, trocknete die Thränen weg, die ihr holdes Antlitz niederträufelten, ergriff dann plötzlich ein Messer, das auf einem der nahen Fleischerblöcke lag; und — mein theures, mein verlornes Kind, rief er, dies allein kann deine Ehre und deine Freyheit retten, begrub den Dolch in ihre Brust, zog ihn wüthend heraus, hielt ihn hoch empor, und Appius, schrie er, bey diesem unschuldigen Blute weihe ich deinen Kopf den Göttern der Unterwelt. — Mit dem blutigen Messer in der Hand, und jedem, der sich ihm widersetzte, den Tod dräuend, rannte er dann durch alle Theile der Stadt, forderte mit wildem Geschrey die Bürger auf, für die Freyheit zu kämpfen, und eilte ins Lager, um auch hier die Flamme des Aufruhrs zu entzünden.

Kaum war er, von einer Anzahl Freunde begleitet, hier angekommen, als er, noch immer das blutige Messer in Händen haltend, dem Heer erzählte, was er gethan habe. Sie und die Götter bat er wegen einer so raschen That um Vergebung, eine That, die jedoch der fürchterliche Drang der Zeiten rechtfertigte. Bey dem Blute, das ihm theurer sey als das seinige, beschwor er sie, ihr sinkendes Vaterland zu retten. Kein Eid, erklärte er, könne sie an Männer binden, die alle Usurpatoren wären, und auf keine wirkliche Gewalt Ansprüche machen könnten. Das schon vorhin wider seine Anführer eingenommene

Heer

Heer jauchzte ihm stürmischen Beyfall zu, brach den Augenblick das Lager ab, und eilte mit Zurücklassung seiner Gewaltiger noch einmal den Berg zu besetzen, auf den es sich vor vierzig Jahren geflüchtet hatte. Das Gerücht dieses Schrittes verbreitete sich im Kurzen auch bey dem andern Heere, welches gegen die Sabiner stand, und ganze Geschwader desselben rissen aus, um sich mit ihren Mitkriegern zu vereinigen.

Appius that mittlerweile sein Aeußerstes, um die Unruhen in der Stadt zu dämpfen. Da er dies aber unmöglich, und überdies seine tödtlichsten Feinde Valerius und Horatius an der Spitze seiner Widersacher fand, so war er anfangs Willens sich durch die Flucht zu retten; auf Zureden seines Gehülfen Oppius wagte er jedoch den Senat zusammen zu berufen, und auf Bestrafung der Rebellen zu dringen. Allein der Senat war weit entfernt, ihm den Schutz, den er suchte, angedeihen zu lassen; zitternd vor der Gefahr und dem Elende, die den Staat, im Falle er sich dem zürnenden Heere widersetzte, bedrohete, fertigte er einen Boten an dasselbe ab, und ließ ihm die Wiederherstellung der alten Verfassung anbieten. Mit Freuden empfing das Volk diesen Antrag. Das Heer gehorchte auf der Stelle, und kehrte nach Rom zurück, wenn nicht mit dem Gepränge, doch wenigstens mit dem Jubel eines triumphirenden Einzuges.

Ein solches Ende nahm das Decemvirat nach einer Dauer von nicht voll drey Jahren. Ich habe das Gemählde dieser Staatsverfassung mit den Farben entworfen, die die römischen Geschichtschreiber dazu gerieben haben; Farben, die freylich oft zu grell, und den wirklichen Thatsachen nicht hinlänglich angemessen scheinen. Man muß gestehen, daß wenn irgend ein Theil der römischen Geschichte mit Partheylichkeit geschrieben worden, es dieser zu seyn scheint.

Die Beschuldigungen von Grausamkeit und Habsucht, die man den Decemvirn zur Last legt, sind, bis auf einen oder zwey Fälle, bloß allgemein; und diese einen oder zwey scheinen für jene Beschuldigungen nicht hinlänglich Gewähr zu leisten. Die Gränzen, die ich bey diesem Werke mir abgesteckt habe, sind jedoch zu enge, als daß ich mich hier in Untersuchung ihrer Wahrhaftigkeit einlassen könnte. Auch scheint es weiser, in einem so späten Zeitalter die Zeugnisse der gleichzeitigen Geschichtschreiber auf Glauben anzunehmen, als mit Anmaßung eines seltenen Scharfblicks Zeugnisse bezweifeln zu wollen, denen man Jahrtausende hindurch Glauben beygemessen hat. So viel dürfte zu bemerken nicht überflüssig seyn, daß die Gesetze, welche von diesen Männern promulgirt worden, allgemeinen Beyfall erhalten, und daß sie nicht nur in den folgenden Zeitaltern Roms, sondern auch überall in Europa bis auf den heutigen Tag unter den Rechtsgelehrten ihr Ansehn behauptet haben.

Dreyzehntes Kapitel.

Von Abschaffung des Decemvirats, bis zu Roms Verbrennung durch die Gallier.

J. d. St. 304. Befreyt von einem Joche, das es sich selbst aufgebürdet hatte, wählte das Volk den Valerius und Horatius zu Consuln des noch übrigen Theils des Jahres, und Virginius und Icilius zu Tribunen. Die Bestrafung der Decemvirn war das erste Augenmerk dieser ganz plebejisch gesinnten Obrigkeiten. Appius ward ein Tag angesetzt, an dem er wegen Hoch-

Hochverraths und Mords ſich verantworten ſollte. Auch Oppius, nächſt ihm der ſtrafbarſte, ward vorgeladen. Aber beyde wußten zu gut, wie wenig Gnade ſie ſowohl von ihren Richtern, die ihre erklärten Feinde waren, als auch vom Volk, deſſen Unwillen ſie auf ſo vielfältige Weiſe gereitzt hatten, erwarten dürften, und kamen einer Wuth, der zu widerſtehen ſie nicht hoffen konnten, durch einen freywilligen Tod zuvor. Die acht andern wanderten in ein freywilliges Elend. Claudius, Virginiens vorgeblicher Gebieter, ward verbannt. So verfolgte die Wuth der Tribunen dieſe Unglücklichen, und ſchien ſelbſt durch deren Untergang noch nicht beſänftigt. Schon beeiferten ſie ſich, diejenigen, die ſie um ihrer Grauſamkeit willen zerſchmettert hatten, in gewaltthätigen Handlungen zu übertreffen, ſchon zitterte der Senat, der ſo viele ſeiner Mitbürger zum Verderben ausgezeichnet ſahe; als glücklicher Weiſe Duillius, ebenfalls ein Tribun, aber von mildern Sitten als ſeine Gehülfen, ihre Furcht durch die Erklärung beſchwichtigte: daß kein Blut mehr bey dieſer Gelegenheit vergoſſen werden ſollte, daß Virginiens Tod ſattſam gerochen ſey, und daß er alle weitere Unterſuchungen in dieſer Hinſicht unterſage.

Dies beruhigte den Senat gewiſſermaßen für diesmal; aber er fand bald Urſache zu neuen Beſorgniſſen. Die beyden Conſuln ſchienen das Intereſſe der Patricier aufgegeben zu haben, und mit den Tribunen in die Wette, nur auf Befriedigung der Volkswünſche zu ſinnen. Sie bewirkten ein Geſetz, Kraft deſſen jeder noch ſo niedrige und unbedeutende Plebejer für ſeine eigene Perſon in allen Wahlen und Berathſchlagungen mit dem angeſehenſten Patricier völlig gleichen Einfluß haben ſollte; der letzte Streich, durch welchen der geringe noch übrige Unterſchied zwiſchen Adel und

Unadel vollends aufgehoben wurde. Ein dem Ansehn des erstern so tödtliches Gesetz mußte natürlicher Weise in diesem das Verlangen hervorrufen, sich an Männern zu rächen, die bloß ihren eigenen Einfluß auf Kosten des ganzen Körpers zu vergrößern suchten; die Gelegenheit dazu fand sich gar bald. Auf einem Feldzuge wider die Aequier und Sabiner gewannen die Consuln einen vollkommenen Sieg, und forderten nach ihrer Heimkunft einen Triumph, dieser aber ward ihnen vom Senat hartnäckig abgeschlagen. Unwillig appellirten die Consuln ans Volk, beklagten vor dessen Richterstuhl sich bitterlich über die Ungerechtigkeiten des Senats, und erzwangen ein Gesetz, nach welchem die Befugniß Triumphe zuzuerkennen, in der Folge auf dem Volk allein beruhen solle. So fuhren die beyden Stände des Staats unaufhörlich fort, mit einander zu kämpfen. Die Patricier wurden nicht müde, den Schatten von Vorrang, den man ihnen noch übrig gelassen hatte, zu vertheidigen; und das Volk machte unaufhörlich neue Forderungen, gerade als ob sein Heißhunger durch jedes Nahrungsmittel, womit man ihn zu stopfen suchte, nur neue Kräfte gewönne.

Es konnte nicht fehlen, daß so ununterbrochene innere Zerrüttungen die Kräfte des Staats aufzehren, und seinen auswärtigen Feinden neuen Muth machen mußten. Noch immer dauerte der Krieg mit den Aequiern und Volscern; verschiedene Jahre hinter einander wurden den Römern allerley unbedeutende Vortheile abgewonnen, zuletzt aber ward der Feind so dreust, daß er bis an die Mauern Roms streifte. Jedoch nicht blos der Muth der Römer, auch ihre andern Tugenden, hauptsächlich ihre Gerechtigkeit schien durch ihre inneren Streitigkeiten gelitten zu haben. Ardea und Dericia, zwey benachbarte Städte, verun-

verunwilligten sich um einige Ländereyen, auf welche beyde Ansprüche machten. Unfähig sich zu vergleichen, bezogen sie sich auf Roms Senat und Volk. Jener, in dem noch einige Funken des altväterlichen Edelmuthes glommen, weigerte sich den Zwist zu entscheiden. Dieses ergriff ihn mit Eifer; ein alter Mann, Namens Scaptius, behauptete, daß gerade diese Ländereyen den Römern zugehörten; sogleich erklärten diese sich für die rechtmäßigen Besitzer, und schickten die streitenden Partheyen voll knirschenden Gefühls ihrer Thorheit und Ohnmacht, und der römischen Ungerechtigkeit zu Hause.

Immer weiter griffen die Tribunen um sich. Sie, die sich einmal in einige Zweige der Staatsverwaltung gedrängt hatten, waren nicht zufrieden zu stellen, bis sie an allen Theil gewonnen hatten. In dieser Hinsicht brachten sie zwey neue Gesetze in Vorschlag; eines, kraft dessen es den Plebejern erlaubt seyn sollte, sich mit den Patriciern zu verschwägern; das andere, kraft dessen auch das Consulat ihnen offen stehen sollte. Die Senatoren beantworteten diese Vorschläge mit ihrem gewöhnlichen Unwillen. Eher, beschlossen sie, das äußerste über sich ergehen zu lassen, als so schmachvollen Zumuthungen sich zu unterwerfen. Da sie aber nur zu bald inne wurden, daß all ihr Widerstand bloß diente, die Unruhen im Senat zu vergrößern und zu verewigen; so gaben sie zu dem Gesetz über die Ehen ihre Einwilligung, in Hoffnung, daß diese Einräumung das Volk zufrieden stellen würde. Er befriedigte sie wirklich, aber nur auf eine sehr kurze Zeit; die Herannäherung eines Feindes gab ihnen Gelegenheit, ihren gewöhnlichen Kunstgriff, die Verweigerung aller Kriegsdienste wieder in Uebung zu bringen, und die Consuln waren gezwungen, über die Lage der Zeiten mit den vornehmsten Senatoren

eine

eine Privatzusammenkunft zu halten. Hier schlug Claudius nach langen Rathschlägen einen Ausweg vor, der ihm bey gegenwärtigen Umständen am fähigsten schien, das Volk zu befriedigen. Dieser Ausweg bestand darin, daß man das Consulat durch Wegwerfung desselben an die Plebejer zwar nicht besudeln, dagegen aber sechs oder acht neue obrigkeitliche Personen mit Consularischer Gewalt erwählen sollte, unter denen die Hälfte Plebejer wären. Im Grunde war dieser Vorschlag ein sehr armseliger Behelf, und gewährte dem Volk wirklich alles, was es verlangte; dennoch fand er allgemeinen Beyfall. Damit es jedoch nicht scheinen möchte, als ob irgend etwas vorläufig von ihnen verabredet worden wäre, so wurden sie eins, daß die Consuln bey der nächsten Senatssitzung zuerst die jüngern Senatoren um ihre Meinung fragen sollten, statt daß es sonst gewöhnlich war, zuerst die ältern zu fragen. Dies geschahe. Der Senat versammelte sich; die Tribunen beschuldigten die Consuln heimlicher Zusammenkünfte und Anzettelungen wider das Beste des Volks. Die Consuln betheuerten ihre Unschuld, und riefen zum Beweise ihrer Aufrichtigkeit die jungen Mitglieder des Hauses zuerst auf, ihre Meinung vorzutragen. Da diese aber stille schwiegen, fingen einige der ältern Senatoren, die als Volksfreunde bekannt waren, an, zu äußern, daß man dem Volk willfahren müsse; daß niemand ein geziemenderes Recht auf Macht und Ansehen habe, als diejenigen, die die Werkzeuge wären, sie zu gewinnen und zu behaupten; und daß der Staat nicht eher frey genannt werden könne, bis allgemeine Gleichheit in ihm herrsche.

Der getroffenen Abrede zufolge redete jetzt Claudius. Wiewohl im Herzen sehr geneigt, die Aeußerung seiner Vorgänger zu unterstützen, ergoß er sich

den-

dennoch in bittere Schmachreden wider das Volk, und stimmte am Ende wider das Gesetz. Schon stürmten und tobten die Plebejer, als Genutius auftrat, Volk und Senat einen Mittelweg einzuschlagen rieth, und verabredeter Maßen den Vorschlag that, für das nächste Jahr sechs obrigkeitliche Personen mit Consularischer Gewalt zur Hälfte aus dem Senat und zur Hälfte aus dem Volk zu wählen, da man denn nach Ablauf ihrer Regierungsfrist sehen würde, ob die neue Einrichtung beybehalten oder das Consulat wiederhergestellt werden solle. — Dieser Vorschlag ward von der neuerungslustigen Menge mit Beyfall angenommen. Jedem Plebejer ward erlaubt, sich um die neue Würde zu bewerben. Allein so wenig einstimmig ist die Menge mit sich selbst, daß, wiewohl ihrer viele sich zu dem Amte meldeten, dennoch keiner desselben würdig geachtet wurde, sondern die Wahl lediglich die Patricier getroffen hatte, die sich als Mitbewerber dem Volke darstellten.

Auf diese Weise erhielt das Volk, dem Veränderung immer Verbesserung däucht, gewissermaßen seinen Willen. Die neuen Gewalthaber erhielten den Namen der Kriegstribunen; anfangs waren ihrer nur drey, in der Folge aber ward ihre Zahl bis zu vieren und zuletzt bis zu sechsen vermehrt. Sie hatten die Macht und führten die Insignien der Consuln; in so fern ihre Gewalt aber zwischen mehrere vertheilt war, war das Ansehen jedes Einzelnen geringer. Die ersten, so gewählt wurden, behielten ihre Würden nicht länger als drey Wochen, indem die Augurn an den Ceremonien ihrer Wahl etwas auszusetzen fanden.

Nach Entsetzung der Kriegstribunen wurden wieder Consuln gewählt. Um jedoch diesen die Last der Geschäfte, die auf ihren Schultern ruhete, einigerma-

ßen

ßen zu erleichtern, ward eine neue Würde errichtet; die Cenſur nämlich, die alle fünf Jahr erneuert wurde. Das Geſchäft des Cenſors war, die Zahl und das Vermögen der Einwohner zu ſchätzen, das Leben und die Sitten der Bürger zu beobachten, Senatoren übler Aufführung halber zu entſetzen, Rittern ihre Roſſe zu nehmen, und Plebejer aus ihren Tribus in niedere herabzuſetzen, wenn ſie eine ſchlechte Lebensart führten. Die beyden erſten Cenſorn waren Papirius und Sempronius, beyde Patricier, wie denn auch die Cenſur die erſten hundert Jahre lediglich in dieſem Orden blieb.

Die Stiftung dieſer Würde diente, dem Staat auf eine Zeitlang ſeinen Frieden wieder zu geben; und ein Triumph, den der Conſul Geganius um dieſe Zeit über die Volſcer erfocht, gewährte der allgemeinen Zufriedenheit, die dermalen im Volke herrſchte, einen neuen Zuwachs. So wie die Griechen einen Sieg in den olympiſchen Spielen als den höchſten Gipfel des Glanzes betrachteten, den ein Sterblicher erklimmen könne, ſo war ein Triumph die allerhöchſte Ehre, wovon ein Römer einen Begriff hatte. Für ihn fochten ihre Feldherren nicht weniger, als für das Beſte des Staats, und auch das Volk verlor, während eines ſolchen Schauſpiels, das Gefühl alles Elends im Mitgenuß der Herrlichkeit ſeines Vaterlandes.

Jedoch auch dieſe Stille war nicht von Dauer. Eine Hungersnoth folgte, deren Schuld die Armen, wie gewöhnlich, den ſchwelgenden Reichen beymaßen, und als ihr Murren unwirkſam blieb, neue Tumulte begannen. Den Conſuln ward zur Laſt gelegt, daß ſie die Stadt nicht beyzeiten mit hinlänglichem Vorrathe verſorgt hätten. Im Bewußtſeyn ihrer Unſchuld verachteten ſie jedoch die Verleumdung des Pöbels, und bemüheten ſich der dringenden Noth aufs

Beſte

Beste abzuhelfen. Allein, wiewohl sie alles thaten, was von thätigen Obrigkeiten zu erwarten steht, so wurden sie in ihrem wohlthätigen Geschäfte doch vom Spurius Mälius, einem reichen Ritter, der alles Korn Toskaniens aufgekauft hatte, bey weitem übertroffen. Dieser Demagoge, der den Erschütterungen des Staats bisher ruhig zugesehen hatte, nährte ein geheimes Verlangen, sich vermittelst der Spaltungen desselben emporzuschwingen. Zu dem Ende vertheilte er Tag für Tag so viel Korn unter die dürftigen Volksklassen, daß sein Haus endlich der Sammelplatz aller Taugenichtse, Faullenzer und solcher Menschen ward, die gegen ein müßiges Sklavenleben gerne die Arbeitsamkeit der Freyheit umgetauscht hätten. Nachdem er sich einer hinlänglichen Parthey versichert zu haben glaubte, ließ er eine große Menge Waffen kaufen, und Nachts in seine Wohnung bringen; sodann zettelte er eine Verschwörung an, vermittelst welcher er das Haupt des Staats werden, und verschiedene Tribunen, die er zu gewinnen Mittel gefunden hatte, nächst ihm auf den Trümmern der Freyheit emporsteigen sollten. Minutius, dem gerade die Versorgung des Volks oblag, entdeckte den Anschlag bald, der wider die Freyheit entworfen war, und eilte den Senat davon zu benachrichtigen. Auf der Stelle beschloß man einen Dictator zu wählen, der, ohne das Volk befragen zu dürfen, die Verschwörung unterdrücken könnte. Cincinnatus, damals schon achtzig Jahr alt, ward noch einmal aufgefordert, um sein Vaterland von der drohenden Gefahr zu befreyen. Er ließ den Verräther sogleich vor seinen Richterstuhl fordern. Dieser, auf den Beystand der Menge trotzend, weigerte sich zu erscheinen. Cincinnatus schickte den Ahala, seinen Magister Equitum zu ihm, um ihn mit Gewalt zu holen, als aber Mälius auch diesem zu folgen

gen sich hartnäckig weigerte, tödtete ihn Ahala auf der Stelle. Der Dictator billigte die rasche That seines Abgeordneten, und befahl die Güter des Verbrechers zu verkaufen, sein Haus nieder zu reißen, und seinen Kornvorrath unter das Volk zu vertheilen.

Die Volkstribunen waren über Mälius Tod nicht wenig aufgebracht. Um den Senat einigermaßen dafür zu züchtigen, drangen sie darauf, daß bey der nächsten Wahl nicht Consuln, sondern Kriegstribunen erwählt würden. Der Senat mußte sich dies gefallen lassen. Allein wiewohl auch den Plebejern der Zugang zu dieser Würde offen stand, so wurden dennoch, wie das vorigemal, drey Patricier gewählt. Im folgenden Jahr stellte man die alte Verfassung wieder her, und wählte wieder Consuln.

Während diesen Zwistigkeiten ermangelten die Vejer und Volscer nicht, ihre alten Streifereyen zu wiederholen, und selbst die Bundsgenossen Roms begannen in ihrer Treue zu wanken. Fidenä, eine alte Pflanzstadt der Römer, fiel ab, und verband sich mit Tolumnius, dem Könige der Vejer. Noch strafbarer aber ermordeten sie die Gesandten, die von Rom abgeordnet wurden, um ihnen über ihre Untreue Vorstellungen zu machen. Um so unerhörte Bosheit mit auszeichnender Rache zu vergelten, ward ein Dictator ernannt, und die Wahl fiel auf Mamertius Aemilius. Die Vejer wurden geschlagen, ihr König blieb und Aemilius kehrte mit aller Pracht des Triumphs, die diesmal durch die fette Beute eines erschlagenen Königs erhöht wurde, nach Rom zurück.

Man sollte glauben, daß der Senat und die Consuln mit ihrem eigenen Ansehn jetzt nicht das mindeste mehr hätten durchsetzen können; denn schon im

folgen-

folgenden Jahr finden wir wieder einen Dictator, um sich einem angedrohten Bündniß aller Vejischen Nationen zu widersetzen. Servius Priscus war es, der diesmal die hohe Würde bediente. — Auch das nächste Jahr ward ein Dictator gewählt, Aemilius Priscus nämlich, der diese Würde nur jüngst bekleidet hatte. Da dieser außerhalb Hauses nichts zu thun fand, machte er sich ein Geschäft daheim, und verkürzte die Dauer der Censur, die vorhin auf acht Jahr bestimmt war, bis zu einem und einem halben. Dafür ward er nach Niederlegung seines Amtes von den Censoren gebüßt und herabgesetzt. Auch dem Volk schien diese Maßregel zu mißfallen, und das nächstemal wurden statt der Consuln Kriegstribunen gewählt. Vier Jahre nachher wählte man wieder Consuln, und da die Aequier mit einem Einfall droheten, einen Dictator, Posthumius Tubero, der sein Regiment mit einem Triumph endigte. Nach abermal vier Jahren wählte die wankelmüthige Menge wieder Kriegstribunen, und da diese unglücklich fochten, ward Aemilius zum drittenmal zum Dictator erkohren, und gewann einen zweyten Triumph. Zwey Jahr nach einander regierten wieder Kriegstribunen, dann Consuln, dann wieder Tribunen, so daß der Staat funfzehn Jahre lang zwischen den verschiednen Ständen hin und her schwankte. Wenig Wichtiges geschahe während dieser Zeit weder auswärts noch daheime. Der Senat schien all sein Ansehen verloren zu haben, und das Volk alle seine kriegerische Tugend. Jener, der den Reichthum des Staats besaß, schien geneigt alle seine Vorrechte aufzugeben, um nur sein Eigenthum vor dem Ackergesetz zu sichern. Dieses verschwendete so viele Zeit mit dem Anhören seiner redseligen Tribunen, daß es arm, grämlich und aufsätzig ward. So oft ein Feind sich näherte, ward die

Ge-

Gefahr entweder durch die Furcht oder wirkliche Schwäche des Staats dergestalt vergrößert, daß nur das verzweifelte Mittel der Dictatorwahl für hinreichend gehalten ward, ihr zu widerstehen. Zehnmal finden wir in einem Zeitraum von zwanzig Jahren, daß das Volk Freyheit, Leben und Eigenthum einem einzelnen Bürger anvertrauet habe, und seine Sicherheit nur dessen Tugenden verdankte. So ward nach Aemilius Abgang Servilius Priscus zum viertenmal gewählt, und nach ihm Cornelius Cossus. Solche unbeschränkte Gewalthaber leisteten freylich ihr Gutes. Sie stellten Kriegszucht in der Armee und Ruhe im Staat wieder her, aber mit Gefahr alles dessen, was das Leben Köstliches hat, war beydes doch zu theuer erkauft. Jetzt zwar ward man der schädlichen Folgen eines so ungebundenen Machtbesitzes noch nicht inne; vielmehr freuete sich der Senat aus seinem Mittel eine Obrigkeit wählen zu sehn, die das Volk in Ehrfurcht erhielt; und die Menge ihrerseits wetteiferte einem Feldherrn zu folgen und zu gehorchen, der sie zur Eroberung und Plünderung führte; denn die Dictatoren pflegten, um sich beym Volk beliebt zu machen, den Raub der Ueberwundenen gänzlich unter die Sieger auszutheilen. So schien die Plünderung von Anxur, einer den Volscern abgenommenen Stadt, neues Leben unter die Menge zu verbreiten, was jedoch nicht länger dauerte, als die vorübergehende Befriedigung ihrer Bedürfnisse.

In diesem Zustande der Verwirrung beharrte Rom eine geraume Weile; die Partheysucht ward täglich stärker, die Regierung schwächer. Immer weiter öffneten die Tribunen den Riß zwischen den verschiedenen Ständen des Staats, und immer weiter trieben sie jene Ausgelassenheit, die sie Freyheit nannten. Zuletzt

letzt verfiel der Senat jedoch auf einen Ausweg, der seine Macht nicht wenig mehrte, und dem Volke höchlich gefiel, zugleich aber einen Beweis abgab, wie sehr die Römer von ihrer ursprünglichen Tugend ausgeartet waren. Bis jetzt hatten die Bürger, die zu Felde zogen, die Schlachten ihres Vaterlandes ohne Belohnung geschlagen; sie waren Ackersleute und Krieger. Die nämlichen Hände, die in einer Jahreszeit das Schwert führten, führten in der andern den Pflug, und nicht nur mit Waffen mußten sie sich auf ihre eigene Kosten versorgen, sondern auch mit Vorrath während des Feldzuges. Sie ertrugen diese Beschwerlichkeiten jedoch ohne Murren, indem die Hoffnung der Beute, und die Ehre im Triumph zurück zu kommen, von ihnen als reichlicher Ersatz betrachtet wurde. Dennoch begegnete nicht selten, daß wenn der Feldzug einmal von längerer Dauer war, ihre kleinen Ländereyen unbestellt blieben, und sie selbst den Rest des Jahres in der äußersten Dürftigkeit schmachten mußten. Daher eben wurden sie genöthigt Schulden zu machen, und daher entsprangen jene mannigfaltige Erpressungen, jener übertriebene Wucher, jene grausamen Plackereyen, mit welchen die Schuldner das Volk unterdrückten. Um so vielen Uebeln vorzubeugen, beschloß der Senat einmüthig, das Heer aus dem öffentlichen Schatz zu besolden; und eine Steuer ward zu dem Ende eingeführt, von welcher kein Bürger ausgenommen war. Diese Einrichtung gab der römischen Sitte Krieg zu führen gewissermaßen einen ganz neuen Schwung. Was bisher nur den Namen von Streifereyen verdiente, ward jetzt regelmäßiger ausdaurender Feldzug. Der Senat durfte von den Tribunen nicht erst Erlaubniß erbitten, ein Heer anwerben zu dürfen, indem das Volk seiner Belohnung gewiß, sich wetteifernd zu den Fahnen

nen drängte. Unbeschreiblich war daher ihre Freude bey dieser Gelegenheit. Sie umringten das Senathaus, sie erboten sich den Vätern des Vaterlandes zu folgen, wohin sie sie führen würden, und versprachen nie wieder zu murren.

So mit dem Volke ausgesöhnt, und eines Heeres Herr geworden, das er so lange es ihm gut däuchte, im Felde behalten konnte, beschloß der Senat, an den Vejern blutige Rache zu nehmen, und selbst ihre Hauptstadt zu belagern, sollte auch Rom über dem dreusten Unternehmen in Gefahr gerathen. Die Stadt Veji war lange ein blühender, starker und furchtbarer Ort gewesen. Sie lag auf einem Felsen und war mit entschlossenen und zahlreichen Vertheidigern versehn. Die Regierungsform, die sonst republikanisch gewesen, hatte sich neuerdings in eine monarchische umgewandelt, und diese Veränderung, die den Bundsgenossen nicht gelegen war, trug ohne Zweifel dazu bey, daß diese die Hauptstadt von dem römischen Heer so geduldig einschließen sahen. Die Römer ihrerseits hatten Ursach genug über Veji zu zürnen. Lange war dieser Ort Roms Mithuhlerin gewesen, immer hatten die Vejer während der innern Zwistigkeiten die Stadt mit ihren Einfällen beunruhigt, und die Gesandten, die sich darüber beschweren sollten, gewöhnlich mit Mißhandlungen zurückgeschickt. Jetzt also schien es beschlossen, daß Veji, es koste was es wolle, fallen sollte, und die Römer, einen langen und muthigen Widerstand erwartend, schlugen ein regelmäßiges Lager vor der Stadt auf. Die Stärke der Stadt ist aus der Länge der Belagerung abzunehmen, die nicht weniger denn zehn Jahre dauerte, während welcher das Heer ununterbrochen um die Stadt gelagert blieb, des Winters unter Gezelten von Thierfellen lag, und des Sommers die Belagerungsope-

rationen

rationen fortsetzte. Abwechselnd war der Erfolg, und viele waren der Befehlshaber, die die Belagerung leiteten. Bisweilen wurden alle Werke der Belagerer zerstört, und ganze Schaaren durch Ausfälle der Belagerten niedergehauen; bisweilen wurden sie von Vejischen Hülfsvölkern angegriffen, die dem Orte von außen beyzustehen versuchten. Eine so hartnäckige Belagerung schien durch das unaufhörliche Bedürfniß frischer Verstärkungen Rom selbst allmälig zu entvölkern, so daß ein Gesetz gemacht werden mußte, daß ledige Mannspersonen die Weiber der Gebliebenen heyrathen sollten. Auch die Volkstribunen ermangelten nicht, diese große Unternehmung durch unaufhörliches Murren und schlaue Erregung innerer Unruhen zu erschweren. Sie tadelten die Befehlshaber, untersagten die Eintreibung der Steuern, mit welchen das Heer bezahlt werden sollte, und um die Verlegenheit des Senats zu vermehren, brachten sie sogar das beynah' vergessene Ackergesetz wieder zur Sprache.

So viel Uneinigkeit auf Seiten der Römer, und so viel Hartnäckigkeit auf Seiten Veji's, ermangelten nicht die feurigen Erwartungen des Senats darnieder zu schlagen. Sie zitterten vor den Folgen so vieles verschwendeten Blutes und verschleuderter Schätze, im Fall die Belagerung fehl schlüge. Entschlossen jedoch vor Aufgebung ihres Lieblingsplanes noch] einen Hauptversuch zu wagen, ernannten sie den Furius Camillus zum Dictator und übertrugen ihm die unbeschränkte Führung dieses so lang ausgesponnenen Krieges. Camillus war ein Mann, der ohne Kabalen oder Zudringlichkeit sich zu den höchsten Würden emporgeschwungen hatte. Er war Censor gewesen, und war von jedermann als die Hauptperson in diesem Kollegio betrachtet worden. Dann war

er

er Kriegstribun geworden, und hatte in dieser Würde manche wichtige Vortheile über den Feind erfochten. Der Tapferkeit und den Fähigkeiten, die er in diesen beyden Posten gezeiget hatte, verdankte ers, daß man ihn bey dieser dringenden Gelegenheit hervorzog, um die Ehre seines Vaterlandes zu retten. Seine Wahl war kaum bekannt geworden, als das Volk schaarenweise herbeyströmte; überzeugt, daß es ihm unter einem so erfahrnen Anführer an Sieg und Beute nicht fehlen würde. Camillus rückte sogleich ins Feld, schlug die Fidenater, eine der kleinen Völkerschaften, die sich wider Rom verschworen hatten, mit großem Blutvergießen, zwang die Capenater um Frieden zu bitten, und nachdem er solchergestalt des Feldes sich bemeistert hatte, zog er alle seine Macht zusammen und rückte vor Veji. Mit Nachdruck fing er sogleich die Belagerungsoperationen wieder an. Da er aber bald einsah', daß die Stadt mit Sturm nicht einzunehmen sey, ließ er mit ungeheurer Arbeit heimlich Minen graben, die sich mitten in der Festung öffneten. Jetzt des Erfolges sicher, und überzeugt, daß die Stadt nicht zu retten sey, schickte er Boten nach Rom, und ließ alle, die an Veji's Beute Theil nehmen wollten, auffordern, unverzüglich ins Lager zu kommen. Jetzt öffnete sich die Mine. Von außen drang Camillus heran, und zum Erstaunen der Belagerten, die den Augenblick vorher noch in stolzer Sicherheit geschlafen hatten, war die Stadt in einem Nu voll Feinde. So ward Veji, einem zweyten Troja ähnlich, nach zehnjähriger Belagerung erobert, und bereicherte seine Sieger mit der Beute; während Camillus, trunken von dem Ruhme, die Nebenbuhlerin seiner Vaterstadt unterjocht zu haben, seinen siegprangenden Einzug zu Rom in einem Triumphwagen hielt, der von vier milchweißen Rossen gezogen wurde, eine

Aus-

Auszeichnung, die der gröſste Theil der Zuschauer ihm nicht wenig übel nahm, da weiſse Rosse als etwas Heiliges betrachtet wurden, und sich mehr für Götter als für Feldherren zu schicken schienen.

Allein nicht lange nachher glaubte das Volk sich zu noch gröſserem Mißvergnügen berechtigt. Die Tribunen hatten vorgeschlagen, daß Senat und Volk in zwey Theile getheilt werden möchten, deren einer in Rom bleiben, der andere aber nach Veji verpflanzt werden sollte. Diesem mißlichen Plane widersetzte Camillus sich, und die Menge gab ihm nach, wiewohl sie ihn deshalb anfeindete. Noch unzufriedener ward sie bald nachher mit ihm, als sie sich gezwungen sah, den zehnten Theil der Beute wieder heraus zu geben, den Camillus vor dem Sturm dem Apollo geweiht hatte. Die meisten hatten ihren Antheil jedoch längst verschwendet, und das Gelübde wäre unbezahlt geblieben, wenn die römischen Frauen nicht mit Hergebung ihres Geschmeides, das acht Talente an Golde betrug, den Abgang ersetzt hätten. Diese patriotische That ward ihnen mit dem Vorrechte vergolten, über ihren Leichnamen Gedächtnißreden sprechen lassen zu dürfen, eine Ehre, die vorhin keinem Frauenzimmer gewähret werden durfte. Camillus aber machte sich durch diese Geschichte dem Volke verhaßter als jemalen.

Ungeachtet des allgemeinen Mißvergnügens ward Camillus dennoch einige Zeit nachher zum Kriegstribun erwählt, und wider die Falisker gesandt, die ihre gewöhnlichen Einfälle ins römische Gebiet gemacht hatten. Sein bisheriges gutes Glück begleitete ihn auch in diesem Feldzuge, er schlug ihr Heer und belagerte ihre Hauptstadt Faleria, die einen langen und muthigen Widerstand drohete. Die Bezwingung dieses kleinen Platzes würde kaum der Erwähnung

werth seyn, wäre sie nicht durch eine That des römischen Feldherrn berühmt geworden, die ihn der Nachwelt ehrwürdiger gemacht hat, als alle seine Triumphe zusammen genommen. Ein Pädagog, dem die Kinder der vornehmsten Einwohner der Stadt anvertrauet waren, fand Mittel, seine Zöglinge ins römische Lager zu locken, wo er sie dem Camillus als das sicherste Mittel übergab, die Bürger zu einer schleunigen Uebergabe der Stadt zu treiben. Erstaunt über die Verrätherey eines Elenden, dessen Pflicht es war, die Unschuld zu beschützen, sahe der edle Krieger den Treulosen eine Weile mit schweigendem Unwillen an. Niederträchtiger, sprach er dann zu ihm, Seelen, die der deinigen gleichen, müssest du deine schändlichen Vorschläge thun, nicht mir; es ist wahr, wir sind Feinde deiner Stadt, allein es gibt natürliche Bande, die alle Menschen an einander binden, es gibt Pflichten für den Krieg sowohl, als für den Frieden, und wir fechten nicht gegen das Alter der Unschuld, sondern gegen Männer; Männer, die uns freylich feindselig behandelt haben, deren Verbrechen jedoch, mit dem deinigen verglichen, Tugenden sind. Gegen so niedrige Künste, geziemt es uns, nichts zu gebrauchen als die Künste des Römers, die der Waffen und der Tapferkeit. Dies gesprochen, ließ er den Verräther entkleiden, ihm die Hände auf den Rücken binden, und in dieser schmachvollen Stellung von seinen eigenen Schülern zur Stadt zurück geisseln. Diese edle That des Camillus leistete mehr, als seine Waffen hätten leisten können. Die Gewalthaber der belagerten Stadt unterwarfen sich dem Senat, und überließen die Bedingungen der Milde des Camillus, welcher sie bloß zur Befriedigung seines Heeres um eine Summe Geldes büßte, und sodann unter Roms Schutz- und Bundesgenossen aufnahm.

Jene

Jene Ehrerbietung, welche die Tugenden des Camillus ihm auswärts erworben hatten, vermochten sie nicht ihm daheim bey den unruhigen Tribunen zu erwerben, die beynahe täglich mit einer neuen Klage wider ihn hervortraten. Außer jenem Verbrechen, dessen er ihrem Vorgeben nach sich durch das Hintertreiben der Verpflanzung des halben Roms nach Veji schuldig gemacht hatte, legten sie ihm jetzt auch dies zur Last, daß er einen Theil der Beute dieser Stadt, namentlich zwey eherne Thore, zu seinem eigenen Gebrauch zurück behalten habe, und setzten ihm einen Tag, an dem er sich deshalb vor dem Volke rechtfertigen sollte. Camillus, der Erbitterung der Menge wohl kundig, und tief gekränkt über ihre schwarze Undankbarkeit, beschloß, die Schmach des Verhörs nicht abzuwarten, umarmte sein Weib und seine Kinder, und bereitete sich Rom zu verlassen. Schon war er einsam, unbegleitet und unbeklagt aus einem seiner Thore herausgewandert, als er seinen gährenden Unwillen nicht länger zu erdrücken vermochte; er wandte sich gegen das Capitol, hob Hände und Augen gen Himmel, und flehete die Götter allzumal, daß sie seinem Vaterlande eines Tages seinen Undank und seine Ungerechtigkeit möchten fühlbar machen, setzte dann seine traurige Wanderschaft fort, und flüchtete nach Ardea, einer benachbarten Stadt, wo er bald vernahm, daß die Volkstribunen ihn um funfzehnhundert Aß gebüßt hatten.

Groß war das Frohlocken der Tribunen um den Sturz dieses Edlen, aber nur zu bald bekamen sie Ursache, ihre Ungerechtigkeit zu bereuen und den Beystand des einzigen Mannes zurück zu wünschen, der allein im Stande war, das Vaterland vom Untergange zu retten; denn jetzt trat ein ungleich furchtbarerer

barerer und schrecklicherer Feind wider die Römer auf, als alle die sich bisher mit ihnen gemessen hatten. Die Gallier, ein barbarisches Volk, waren vor ungefähr zwey Jahrhunderten über die Alpen hereingefallen und hatten sich in Vorder-Italien niedergelassen. Die Köstlichkeit der Landesweine und die Milde des Klimas hatten sie den Wüsten ihres Vaterlandes entlocket. Wohin sie kamen verdrängten sie die ursprünglichen Einwohner, als Männer von überlegenem Muth, außerordentlicher Leibesgestalt, trotzigem Blick und rohen plünderungsgierigen Sitten. Nicht zufrieden, die meisten italischen Provinzen unterjocht und bevölkert zu haben, luden sie immer neue Schwärme ihrer Landsleute jenseit der Alpen ein, herüber zu kommen und in den fruchtbaren Provinzen des neuentdeckten Landes Schrecken und Verwüstung zu verbreiten. Ein Schwarm dieser Barbaren, der so eben aus seinen ursprünglichen Wohnungen hervorgebrochen war, belagerte jetzt Clusium, eine etrurische Stadt, unter Anführung seines Königs Brennus. Geschreckt durch ihre Menge und mehr noch durch ihr wildes Ansehn, fleheten die Clusier die Römer um Beystand oder Vermittelung an. Von jeher hatte der Senat sich es zum Gesetz gemacht, den Bedrängten nie seine Hülfe zu verweigern; auch diesmal war er vorzüglich bereit, vorläufig Gesandten an die Gallier zu schicken, die ihnen ihre Unternehmung widerrathen, und gegen die Ungerechtigkeit ihres Einfalls Vorstellungen machen sollten. Drey junge Senatoren wurden zu diesem Geschäfte ausgewählt, drey Fabier, die sich mehr fürs Feld als für Unterhandlungen schickten. Brennus empfing die fremden Botschafter mit einer Höflichkeit, die nichts von Barbarey ahnden ließ. Er erkundigte sich nach dem Zwecke ihrer Sendung, und bekam zur

Ant-

Antwort, daß es in Italien nicht Sitte sey, ungereizt und ungerechter Weise die Völker zu bekriegen, und daß sie zu wissen begehrten, womit die Einwohner von Clusium diese feindselige Behandlung von ihm verdienten. Mit finsterer Miene äußerte Brennus, die Rechte des Tapferen ruheten in seinem Schwert; die Römer hätten kein anderes Recht zu den vielen Städten, die sie erobert hätten; er aber habe noch besondere Ursach mit den Clusiern zu zürnen, als die sich geweigert hätten, Ländereyen fahren zu lassen, die sie jedoch nicht Hände genug anzubauen, noch Einwohner genug zu bevölkern hätten. Die römischen Gesandten, wenig gewohnt, die Sprache des Eroberers zu hören, verbargen ihren Unwillen über eine so übermüthige Antwort eine Weile, warfen sich aber in die Stadt, und statt hier als Mittelspersonen zu handeln, führten sie, ihres geweiheten Charakters vergessend, die Bürger zu einem Ausfall wider die Belagerer an. In diesem Gefecht tödtete Fabius Ambustus einen Gallier mit eigener Hand, ward aber entdeckt, während er ihn seiner Rüstung entkleidete. Ein so ungerechtes und so ungeziemendes Betragen reizte die Rache des Brennus; durch einen Herold beklagte er sich beym Senat, und als keine Genugthuung erfolgte, hob er auf der Stelle die Belagerung auf und zog mit seinem siegreichen Heer gerade auf Rom los.

Die Gegenden, welche die Gallier auf ihrem reißenden Zuge durchzogen, entsagten bey ihrer Annäherung allen Gedanken des Widerstandes, so heftig schreckten sie diese zahllosen Schaaren, diese ungeheuern Leiber, und ihre kriegerische Miene. Der ganze Grimm des wilden Volks galt indessen Rom allein. Gegen Rom allein Rache schnaubend, zogen sie vorwärts, ohne

rechts

Digitized by Google

rechts oder links die geringste Feindseligkeit auszuüben.

Sechs Kriegstribunen befehligten damals das römische Heer; die Zahl desselben belief sich auf vierzigtausend Mann; ungefähr eben so hoch, als das Heer des Brennus sich belief; aber die Krieger waren minder gehorsam, und die Tribunen traueten einander zu wenig, um mit vereinigter Kraft für die Rettung des Vaterlandes zu wirken. Am Flusse Allia, wenige Meilen von der Stadt, trafen die Heere auf einander, beyde voll Zuversicht des Sieges, beyde gleich unwillig eine Niederlage zu überleben. Die Anführer beyder Partheyen stellten ihre Macht in Schlachtordnung; die Römer, um nicht umzingelt zu werden, dehnten ihre Linien aus und vertheilten die besten Legionen auf beyde Flügel. Gerade umgekehrt stellten sich die Gallier, versammelten den Kern des Heeres in die Mitte, und thaten aus dieser den allerverzweifeltsten Angriff. Unfähig, dem jählingen Sturme zu widerstehen, räumte das Centrum der Römer ihnen augenblicklich das Feld; die beyden Flügel sahen sich von einander gerissen und den Feind in ihrer Mitte. Sie machten einige schwache Versuche sich wieder an einander zu schließen, da sie es aber unthulich fanden, erfolgte eine Flucht, in welcher die Römer alle Kraft, sowohl sich zu wehren als zu fliehen, schienen verloren zu haben. Nichts als Schrecken und Verwirrung herrschte in diesen von einander gesprengten Schaaren. Die elenden Ueberbleibsel des Heeres ertranken theils in dem Versuche über die Tiber zu schwimmen, theils flüchteten sie nach Veji, von wannen einige wenige mit der traurigen Zeitung in Rom anlangten. Hier gab man augenblicklich alles verloren. Die noch übrigen Einwohner, welche die Waffen zu tragen fähig waren, warfen sich ins Capitol, welches sie, um eine

Be-

Digitized by Google

Belagerung darin auszuhalten, befestigten. Der Rest des Volks, ein armer hülfloser Haufe von Greisen, Weibern und Kindern, eilte, sich in den benachbarten Flecken zu verbergen, oder beschloß die Wuth des Ueberwinders abzuwarten, und mit den Trümmern des Vaterlandes unterzugehn. Vorzüglich fühlten die bejahrten Priester und Senatoren sich bey dieser Gelegenheit von einem heiligen Enthusiasmus beseelt. Entschlossen, mit ihrem Leben für die Sünden ihres Volks zu büßen, zogen sie ihre feyerlichsten Kleider an, und setzten sich auf ihren elfenbeinernen Stühlen mitten auf das Forum. Mittlerweile beschäftigten sich die Gallier mit Plünderung des feindlichen Lagers und Theilung des Raubes. Wären sie unmittelbar nach der Schlacht auf Rom losgegangen, so würden sie das Capitol selbst erobert haben; statt dessen verweilten sie zwey Tage auf dem Schlachtfelde, schwelgten und jubelten mit barbarischem Frohlocken mitten unter ihren erschlagenen Feinden. Am dritten Tage nach jenem Siege, dessen Leichtigkeit selbst die Barbaren befremdete, erschien Brennus mit aller seiner Macht vor der Stadt. Erstaunt, die Thore offen und die Mauern unbewahrt zu sehen, besorgte er anfangs einen Hinterhalt und rückte mit aller möglichen Vorsicht in die Stadt ein. Er erreichte bald das Forum, wo er die Väter des Vaterlandes in langer schimmernder Reihe, schweigend, unerschüttert und unerschütterlich sitzen sahe. Die feyerliche Tracht, der majestätische Ernst und die Ehrfurcht gebietenden Blikke dieser alten Männer flößten den Barbaren selber einen Schauer ein; in dem Wahn, die Schutzgötter der berühmten Stadt zu sehen, waren sie im Begriff vor ihnen nieder zu fallen, als Einer, roher denn seine Gefährten, sichs einfallen ließ, den grauen Papirius, welchen wir schon als Dictator gesehen haben,

ben, beym Barte zu zupfen. Eine solche Beschimpfung konnte der edle Römer nicht dulden, er hob seinen elfenbeinernen Scepter auf und schlug den Barbaren damit zu Boden. Dies war die Losung zum allgemeinen Blutbade. Papirius fiel zuerst, dann die übrigen, alle ohne Erbarmen oder Unterschied. Drey Tage dauerte das Blutvergießen, nicht Geschlecht, nicht Alter ward geschont, und da die Stadt eine leblose Wüste geworden, ward sie auf den Leichnamen ihrer ehemaligen Einwohner nieder geäschert.

Alle Hoffnungen Roms beruheten jetzt einzig auf dem Capitol. Außerhalb dieser Festung war alles ein unabsehbarer Schauplatz von Elend, Verheerung und Verzweiflung. Jene prächtigen Gebäude der Stadt, der Stolz Roms, waren jetzt ein Haufe gestaltloser Trümmern geworden. Auch war die Stadt es nicht allein, die den Grimm der Barbaren erfuhr, alle benachbarte Flecken, so weit sie sie nur in ihren Streifereyen abreichen konnten, wurden auf eben die Art geplündert und verbrannt. Nur die Festung hielt sich noch immer. Diese zu bezwingen versuchte Brennus jedes Mittel. Drohend forderte er zuerst die Besatzung zur Uebergabe auf, und als dies nichts half, beschloß er sie förmlich zu belagern, und schloß sie rings mit seinem Heere ein. Alle seine Stürme wurden jedoch von den Römern mit großer Tapferkeit abgeschlagen; die Verzweiflung schien ihnen jene Beharrlichkeit und jenen Heldenmuth wieder einzuflößen, dessen sie im Glücke zu ermangeln geschienen hatten.

Ueber sechs Monden hatte die Belagerung schon gedauert, der Vorrath der Besatzung ging zu Ende, ihre Zahl minderte sich durch die unaufhörlichen Beschwerden, und nichts schien ihnen übrig zu seyn, als zu sterben, oder was schlimmer als sterben war,

sich

Digitized by Google

sich der Barmherzigkeit der Sieger zu übergeben. Schon waren sie zum rühmlichen Tode entschlossen, als ihre gesunkene Hoffnung durch die Erscheinung eines Mannes belebt wurde, der den Felsen heraufklomm, und bey seiner Ankunft für einen Boten ihrer auswärtigen Freunde erkannt wurde. Der Name dieses kühnen Mannes war Pontius Comminus; bey Nachtzeit war er über die Tiber geschwommen, hatte sich durch die feindlichen Wachen geschlichen und war mit unsäglicher Mühe den capitolinischen Fels heraufgeklettert, um den Belagerten die Zeitung zu bringen, daß Camillus, ihr ehemaliger Dictator, ein Heer zu ihrem Beystand aufbrächte, daß er schon eine Heerschaar Gallier auf einer ihrer Streifereyen überfallen und niedergehauen habe, daß die Bürger von Ardea und Veji für sie die Waffen ergriffen und ihn zum Feldherrn gemacht hätten, und daß er nur die Bestätigung seiner Wahl von ihnen erwartete, um ins Feld zu rücken und den Belagerern eine Schlacht zu liefern. Eine Mischung von Entzücken und Beschämung bemeisterte sich der Römer, als sie den Mann, den sie vorhin aus ihrer Stadt ausgestoßen hatten, jetzt zu ihrer Rettung auftreten sahen. Sie ernannten ihn augenblicklich zu ihrem Dictator, und rüsteten sich, die Belagerung mit verjüngtem Eifer auszuhalten. Der Bote hatte kaum seine Antwort und die nöthigen Unterweisungen entgegen genommen, als er seinen alten Weg wieder antrat, und ihn glücklich, wiewohl nicht ohne die äußerste Gefahr zurück legte.

Brennus setzte mittlerweile die Belagerung mit großem Eifer fort. Anfangs hofte er die Belagerten durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, da diese aber seine Absicht merkten, warfen sie, wiewohl sie wirklich Mangel hatten, verschiedene Brode ins Lager herab,

herab, um ihn von der Eitelkeit seiner Erwartungen zu überzeugen. — Brennus ließ hierauf diese Hoffnung wirklich fahren, schöpfte aber neuen Muth, als bald nachher einige Soldaten zu ihm kamen und ihn benachrichtigten, daß sie den Felsen hinauf einen Fußsteig entdeckt hätten, vermittelst dessen das Capitol vermuthlich erstiegen werden könne. Sogleich ward eine erlesene Schaar Männer bey Nachtzeit zu diesem gefährlichen Dienst befehligt, den sie mit großer Mühe und vielen Schwierigkeiten beynahe bewerkstelligten. Schon hatten sie die Mauern selbst erstiegen, die römische Schildwache lag im tiefen Schlafe, kein Hund regte sich, und der Sieg schien in ihren Händen, als das Geschnatter einiger Gänse, die im Tempel der Juno gehalten wurden, die Belagerten weckte. Augenblicklich die drohende Gefahr gewahrend, ergriff ein jeder das nächste beste Gewehr und eilte den Stürmenden entgegen. Manlius, ein Patricier von geprüfter Tapferkeit, war der erste, der die Mauern erreichte und mit seinem Beyspiel alle übrigen entflammte. Kühnlich erstieg er die Mauer, und mit einem einzigen Stoß seiner gewaltigen Hand schleuderte er zwey Gallier den Abgrund wieder hinunter. Bald kamen seine andern Gefährten ihm zu Hülfe, und schneller als es sich sagen läßt, waren die Mauern rein vom Feinde.

Von der Zeit an fingen die Hoffnungen der Barbaren an zu sinken, und Brennus wartete nur auf einen Vorwand, seine Belagerung mit Ehren aufzuheben. Die Gallische Vorhut hatte sich nach und nach gewöhnt, mit den Römischen Kriegern mancherley Gespräche zu pflegen, und schon war unter den Gemeinen eine Art von Vergleich abgeschlossen, ehe die Anführer an etwas ähnliches dachten. Endlich vereinigten auch die beyderseitigen Befehlshaber sich dahin,

dahin, daß die Gallier unverzüglich die Stadt und das Gebiet räumen, und von den Römern dafür eintausend Pfund Goldes empfangen sollten. Mit einem Eide wurde der Vergleich von beyden Theilen bestätigt, das Gold ward herbeygebracht, beym Wägen aber bedienten sich die Gallier allerley betrüglicher Künste, wowider die Römer Vorstellungen thaten. Hohnlachend warf Brennus sein Schwert und Schwertgehenk in die Schale, und rief, den Ueberwundenen gebühre schweigend zu dulden. Die Römer begriffen, daß sie in des Siegers Händen seyn. Sie fühlten, daß sie sich vergeblich gegen jede Bedingung sträuben würden, die es ihm belieben möchte, ihnen aufzulegen. Aber gerade in diesem entscheidenden Augenblick, und während sie noch wegen der Bezahlung wortwechselten, erscholl die Nachricht, daß Camillus an der Spitze eines zahlreichen Heeres ihnen zum Entsatz eile und schon in die Thore Roms einziehe. In der That erschien der Held in wenig Augenblicken, eilte in Person auf den Ort des Streites, erkundigte sich mit der Miene eines Mannes, der nicht entschlossen ist, sich schrecken zu lassen, nach der Ursache des Zanks, und da er sie vernahm, ließ er das Gold zusammenpacken und wieder aufs Capitol tragen. Mit Eisen und nicht mit Golde, rief er, geziemt es den Römern ihr Vaterland zu lösen. Hier ist niemand, der Friede machen darf, als ich, ich, der Dictator Roms, und mein Schwert allein soll ihn erkaufen. Unverzüglich erfolgte eine Schlacht, in welcher die Gallier aufs Haupt geschlagen wurden, und mit so schwerem Blutvergießen, daß das römische Gebiet binnen Kurzen von diesem fürchterlichen Feinde durchaus gereinigt ward.

Der Feind war nun überwunden, aber Rom lag noch in der Asche. Kein Theil seiner alten Herrlichkeit

keit war übrig, das einzige Capitol ausgenommen; auch hatte der größte Theil seiner ehemaligen Bewohner es verlassen, und war nach Veji geflüchtet. Sogleich erneuerten die Tribunen, diese allezeit fertigen Redner, die freylich in Zeiten der Gefahr nichts von sich hören ließen, ihren alten Vorschlag, die Einwohner Roms nach Veji zu verpflanzen. Aber Camillus, seinem alten Grundsatze getreu, widersetzte diesem Vorschlage sich mit großer Standhaftigkeit. Alle Künste der Ueberredung bot er auf, um das Volk zu besänftigen; er stellte ihnen vor, wie unwürdig es ihrer als Römer und römischer Bürger wäre, die ehemaligen Wohnsitze ihrer Vorältern zu verlassen, eine Stadt, wo sie so wiederholte Merkmale des göttlichen Beyfalls genossen hätten, und hin zu gehn, um eine Stadt zu bewohnen, die sie erobert hätten, und die nicht einmal so glücklich gewesen wäre, sich selbst zu vertheidigen. Durch diese und ähnliche Vorstellungen bewog er das Volk, hurtig ans Werk zu gehen, und bald stieg Rom, wiewohl mit minderer Pracht, wieder aus seinen Trümmern hervor.

Camillus thatenreiche Laufbahn war hiermit keinesweges zu Ende. Das nächste Jahr ward er bey Gelegenheit eines Einfalls benachbarter Völker zum Dictator ernannt, und gewann einen neuen Triumph. Drey Jahre nachher überwand er die Latier, die nach einer mehr denn hundertjährigen Unterwerfung von Rom abgefallen waren. So ungewöhnliches Glück machte diesen großen Mann in seinem Vaterlande beynah unumschränkt; aber seine Mäßigung und Vaterlandsliebe hinderte ihn sein Ansehen zu mißbrauchen, es sey denn, daß wir sein Betragen gegen Manlius Capitolinus als eine Handlung übertriebener Strenge betrachten wollten.

Mit

Mit welcher Tapferkeit Manlius das Capitol vertheidigt und die Trümmern Roms gerettet habe, haben wir gesehen. Das Volk war dafür nicht undankbar gewesen, es hatte ihm an dem Ort, wo sich seine Tapferkeit so rühmlich ausgezeichnet hatte, ein Haus gebaut, und aus dem öffentlichen Schatze eine jährliche Rente ausgeworfen. Allein mit so geringfügigen Belohnungen war sein Ehrgeitz nicht zufrieden, er trachtete nicht nur dem Camillus gleich, sondern der erste in Rom zu werden. In dieser Hinsicht suchte er sich beym Pöbel beliebt zu machen, bezahlte seine Schulden und spottete über die Patricier, die er Unterdrücker schalt. Der Senat, seiner Ränke und Absichten nicht unkundig, wählte den Cornelius Cossus zum Dictator, unter dem Vorwand, ihn wider die Volscer, die einige glückliche Einfälle ins römische Gebiet gemacht hatten, zu brauchen, in der That aber um Manlius Ehrgeitz zu zügeln. Der Dictator endigte seinen Feldzug wider die Volscer mit einem baldigen Siege; bey seiner Rückkunft forderte er den Manlius zur Rechenschaft, und ließ wegen seines verdächtigen Betragens ihn ins Gefängniß werfen. Allein Manlius war zu sehr der Liebling der Menge, als daß die Macht des Cossus ihn hätte zerquetschen können; seine Anhänger erhoben ein zu lautes Geschrey, als daß man es hätte wagen dürfen, ihrem Günstling etwas zu Leide zu thun. Cossus war genöthigt, sein Amt niederzulegen, und Manlius ward aus seinem Gefängnisse im Triumph durch die Stadt geführt. Dieser glückliche Anfang entflammte seinen Ehrgeitz noch stärker. Er fing an, von einer Theilung der Ländereyen zu reden, behauptete, daß kein Unterschied der Stände im Staat seyn müßte, und um seinen Reden Gewicht zu geben, erschien er nie anders als von einer zahlreichen Schaar Anhänger aus den Hefen

des

des Volks umringt, das er sich durch seine Freygebigkeit gewogen gemacht hatte. Ein so aufrührisches und stürmisches Betragen nöthigte den Senat zu einer andern Maßregel zu flüchten, und die Macht des Camillus dem Ansehn des Demagogen entgegen zu stellen. Camillus, dem zufolge zu einem Kriegstribun erwählt, setzte dem Manlius einen Tag, wo er für sein Leben sprechen sollte. Der Ort des Verhörs war in der Nähe des Capitols. Dorthin wandte er sein Auge, als er des Aufruhrs und des Hochverraths verklagt wurde, streckte seine Hand gegen jene Mauern aus, die er mit seinem Arm verfochten hatte, und erinnerte die Versammlung an seine Verdienste um das Vaterland. Die Menge in ihrem Mitleid eben so wenig von vernünftigen Triebfedern geleitet, als in ihrer Gerechtigkeit, konnte sich nicht entschließen, ihn im Gesicht des Capitols zu verdammen. Als er aber in den Petelinischen Hayn gebracht ward, wo man das Capitol nicht sehen koynte, verurtheilten sie ihn, vom Tarpejischen Felsen herunter gestürzt zu werden. So ward der nämliche Platz, der der Schauplatz seines Ruhmes gewesen, jetzt derjenige seiner Schande und seiner Strafe. Sein Haus, in dem die geheimen Verschwörungen angezettelt worden waren, ward dem Erdboden gleich gemacht, und seiner Familie ward untersagt, den Namen Manlius hinfort zu führen.

Der wohlverdiente Tod dieses Hochverräthers ermangelte dennoch nicht, das Murren der Tribunen und des Volkes wider den Camillus, den es als das Hauptwerkzeug seiner Verfolgung betrachtete, zu erneuern. Nie gerecht genug um sich selbst einer Strenge schuldig zu wähnen, zu der sie gleichwohl ihre Einwilligung gegeben hatten, fingen sie schon an, mit neuer Niederträchtigkeit sich wider den würdigsten

Mann

Mann im Staat zu verschwören. Jedoch es schien, als wenn es dem Camillus nie an Gelegenheit fehlen sollte, sie zur Ehrfurcht gegen sich zurück zu bringen. Zum sechstenmal, wiewohl sehr wider seine Neigung, zum Kriegstribun erwählt, rückte er mit seinem Gehülfen Lucius wider die Volscer ins Feld, letzterer ganz Ungeduld mit den Feinden zu schlagen, jener des andern Ungestüm mit weiser Kaltblütigkeit mäßigend. Diese Saumseligkeit anzugreifen, schrieb Lucius der Furchtsamkeit des Alters, oder wohl gar dem Neide eines Mannes zu, der keinen Jüngern seinen Ruhm wollte theilen lassen; er ergriff daher, da Camillus krank zu Bette lag, die Gelegenheit, sein Heer zum Angriffe zu führen. Aber nur zu bald fühlte er die Verwegenheit seines Schritts. Sein Heer begann zu weichen, und schon ließ alles sich zur allgemeinen Flucht an, als Camillus, von seinem Bette sich aufraffend, sich in den Sattel heben ließ und an der Spitze einer kleinen Schaar Krieger auf das Schlachtfeld sprengte, den Flüchtigen Einhalt that, und sie mit erneuertem Grimme zurück wider ihre Verfolger führte. Die Unverzagtheit Eines Mannes verbreitete sich durch das ganze Heer. Die Kämpfer sammelten sich wieder, entschlossen einen Feldherrn nicht zu verlassen, unter dem sie so manchen Sieg erfochten hatten. So wurden die Feinde für diesmal zurückgeschlagen. Am folgenden Tage erneuerte Camillus die Schlacht, schlug sie aufs Haupt, und kehrte noch einmal mit der Beute der Ueberwundenen nach Rom zurück. Aber jede auswärtige Eroberung schien daheim nur neuen Samen der Zwietracht auszustreuen. Denn schon wieder begonnen die Schuldner über unerträglichen Druck zu klagen. Auch wagten die Präneſtiner, Latier von Herkunft, verschiedene Einfälle ins römische Gebiet. Beydes, jene innern und diese äußern

Unru-

Unruhen zu beschwichtigen, ward Quintius Cincinnatus zum Dictator ernannt, der Präneste durch Uebergabe einnahm und mit der Bildsäule des Jupiter Triumphator triumphirend nach Rom zurückkehrte. Die Bildsäule stellte er in das Capitol, ein Umstand, der, wiewohl dem Anschein nach von geringer Erheblichkeit, dennoch zuerst das Verlangen ausgebreiteter Eroberungen unter den Römern weckte.

Zwey Jahre nachher brachen die Zwistigkeiten zwischen Volk und Senat mit mehr denn gewöhnlicher Heftigkeit aus. Verschiedene Plebejer waren während der Drangsale des Vaterlandes theils durch Zufall, theils durch Fleiß und Muth zu beträchtlichen Glücksumständen gelanget, welche das Verlangen in ihnen weckten, nicht nur die Regierung, sondern auch die Ehren Roms zu theilen. Schon vorhin, wie wir bereits gesehen haben, hatte das Volk nach dem Consulat getrachtet, und der Senat hatte vermittelst einer armseligen Ausflucht ihm Kriegstribunen zugestanden, welche mit consularischer Gewalt bekleidet waren. Aber dies schien ihren Ehrgeitz nicht mehr zu befriedigen, und die Volkstribunen erneuerten ihre Ansprüche, während der ärmere Theil der Bürger, mit Erwerbung der Bedürfnisse des Lebens hinlänglich beschäftigt und von den Verzierungen desselben wenig gerührt, den Streitern ruhig zusah. Um diese Zeit lebte Fabius Ambustus, ein Kriegstribun, welcher vier Töchter hatte, deren eine er an einen Patricier, die andere an einen Plebejer verheirathete. Die Gattin des Plebejers besuchte eines Tages ihre Schwester, und der Anblick der Ehrenbezeugungen, die ihrer Schwester vermöge ihres Standes wiederfuhren, erregte einen Neid in ihr, der in finstere Schwermuth überging. Lange Zeit beschwuren ihr

Vater

Vater und Gemahl sie umsonst, ihnen die Ursache ihrer so ganz umgewandten Gemüthsstimmung zu entdecken. Endlich that sie es, obgleich ungern. Sie zu trösten, gab der Vater, wiewohl selbst Patricier, ihr sein Wort, daß er alles, was in seinen Kräften stünde, thun wolle, um ihr an den Würden des Staats gleichen Antheil mit ihrer Schwester zu verschaffen, und von der Zeit an rathschlagte er mit seinem Eidam eifrigst über die Durchtreibung des Gesetzes, daß Einer der Consuln aus dem Volk gewählt werden solle. Der erste Schritt, den sie zur Erreichung ihrer Absichten thaten, war der, daß der Gemahl zum Volkstribun erwählt wurde; sodann brachten sie ihr Gesetz in Vorschlag, nicht allein jedoch, sondern um den Pöbel zu gewinnen, mit ihm auch jenes alte Ackergesetz über die gleiche Vertheilung der Ländereyen, eine Maßregel, welche, wie sie wußten, ihrem Ehrgeitz den Anstrich der Volksliebe geben mußte. Die Streitigkeiten über diese beyden Gegenstände wurden so heftig, daß fünf Jahre lang überall keine höchste Obrigkeiten erwählt wurden; blos Aedilen und Tribunen regierten während dieser Zeit, wofern das Regierung heißen kann, was eigentlich Anarchie und Verwirrung war. Dann wurden zwey Jahre hintereinander Kriegstribunen gewählt; dann erkohr der Senat einen Dictator. Camillus ward es, legte seine Würde aber nieder, da er das Volk bey seinen Ansprüchen auf das Consulat eigensinnig beharren sahe. Der Senat ersetzte seinen Abgang zwar durch einen neuen Dictator, allein diese hohe Würde war nun so oft ohne dringende Noth besetzt worden, daß ihr Ansehen zu sinken begann, während die Macht der Tribunen auf ihren Trümmern immer höher emporstieg. Des neuen Dictators Name war Publius Manlius; er scheint wenig merkwürdiges gethan zu haben, wenn wir die

Wahl seines Magister Equitum des Licinius Stolo ausnehmen, der der erste Plebejer war, welcher diese Würde bekleidete. Dieser Stolo war es, der das Gesetz gab, daß niemand mehr denn fünfhundert Morgen Acker besitzen sollte, ein Gesetz, das den Patriciern und in der Folge selbst dem Stolo schädlich ward, indem sichs fand, daß auch er mehr Ländereyen, als ihm zukämen, besitze, daher er denn seinem eigenen Gesetze zufolge gestraft wurde.

So fuhr die Flamme innerlicher Zwietracht zwischen beyden Ständen unablässig fort zu lodern, während auswärtige Feinde sie zwar wohl zu dämpfen, aber nie ganz auszulöschen vermochten. Diese Wirkung hatte unter andern auch ein neuer Einfall der Gallier, welchen zu wehren Camillus zum fünftenmal zum Dictator erwählt ward. Die Furcht vor diesem wilden Volke war unter den Römern damalen so groß, daß das Gesetz, welches die Priester vom Kriegsdienste befreyte, ausdrücklich gallische Einfälle ausnahm. Jedoch Camillus lehrte seine Landsleute die Mittel, sie zu überwinden. Da er inne geworden war, daß das Schwert die fürchterlichste Waffe dieses rohen Volks sey, so versah er seine Soldaten mit eisernen Helmen und mit Tartschen, die mit Erz überzogen waren, und lehrte sie zu gleicher Zeit ihrer eigenen Waffen sich möglichst vortheilhaft bedienen. Mittelst diesen machte er die Schwerter der Gallier so gänzlich dienstlos, daß er in einer Schlacht neben dem Flusse Anio einen sehr leichten Sieg über sie erhielt, die Römer aber von nun an die Gallier zu verachten und über ihren vormaligen Kleinmuth sich zu wundern begannen.

Ein

Ein Sieg, wie dieser, sollte man glauben, müsse den Camillus zu Rom unumschränkt gemacht haben. Aber gerade das Gegentheil! Es sey nun Folge seines zunehmenden Alters oder der alles verschlingenden Gewalt der Tribunen gewesen, auch er schien nachgerade jenes Ansehen zu verlieren, das er ehedem besessen hatte. Mit neuer Erbitterung drang das Volk auf Theilnehmung am Consulat; der Senat widerstand ihm mit seinem gewöhnlichen Steiffinn. Da er unter Camillus Einfluß seine Ehre gegen die Anmaßungen des Volks am besten behaupten zu können glaubte, so verbot er diesem, die Dictatur niederzulegen. Camillus gehorchte und fuhr fort die Geschäfte zu verwalten. Mit einem Mal befahlen die Tribunen, die Stimmen des Volks über ihr Lieblingsgesetz zu sammeln. Camillus widersetzte sich dem, und nun schickten die Verwegenen ihre Lictoren ab, um den Dictator zu greifen und ins Gefängniß zu schleppen. Eine solche Unwürdigkeit, der unverletzlichsten Person des Staates zugemuthet, erregte einen unerhörten Lärmen. Die Patricier, die um den Dictator standen, trieben muthig die Lictoren zurück, während das untenstehende Volk mit gleichem Grimm schrie: Nieder mit ihm! nieder mit ihm!

Mitten in dem allgemeinen Aufruhr blieb Camillus allein unerschüttert. Er ersuchte die Tribunen, mit ihrem Verfahren eine kleine Weile inne zu halten, rief dann die Senatoren um sich her und führte sie in einen nahen Tempel, wo er sie bat, durch zeitiges Nachgeben dem Vaterlande den Frieden wieder zu schenken. Dann wandte er sich, als der eben jetzt allen weiteren Bemühungen seinem Vaterlande zu dienen auf immer entsagen wollte, zum Capitol, und gelobte der Eintracht einen Tempel zu bauen, wenn

es ihm gelänge, den Staat noch einmal beruhigt zu sehen. Der Senat gehorchte ihm und das lang bestrittene Gesetz ging durch, daß in Zukunft einer der beyden Consuln ein Plebejer seyn sollte. Sextus, seit langer Zeit ein sehr unruhiger Volkstribun, war der erste plebejische Consul. Ihm folgte Licinius, der Gatte jenes Weibes, deren Neid und Ehrsucht so viele Unruhen veranlaßt hatte. Auch wurden um diese Zeit zwey neue obrigkeitliche Personen aus den Patriciern erwählet, die Prätoren nämlich, die die Stelle der Consuln während ihrer Abwesenheit vertreten und sowohl in bürgerlichen als Kriminalfällen der Gerechtigkeit pflegen mußten, eine Würde, die man dem Staate so zuträglich fand, daß die Zahl der Prätoren in der Folge bis zu sechzehn vermehret wurde. Ferner wurden zwey curulische Aedilen gestiftet, Staatsbediente, die von den Volksädilen sich dadurch unterschieden, daß jene sich des obrigkeitlichen Stuhles und der übrigen Insignien bedienen durften, welches diesen nicht erlaubt war. Ihr Hauptgeschäft bestand in der Aufsicht über die öffentlichen Spiele und über alles Korn und allen Lebensvorrath, der in Kriegen erbeutet wurde. Nachdem Camillus solchergestalt dem Staat die Ruhe wieder gegeben hatte, hielt ers Zeit sein achtzigjähriges Leben, welches ganz dem Dienste seines Vaterlandes geweiht gewesen, und während dessen langen Laufes er einen Heldenmuth geäußert hatte, welchen keine Gefahr erschüttern, und einen Patriotismus, welchen auch die Undankbarkeit seines Volkes nicht schwächen konnte, in Ruhe zu endigen. Er legte seine Dictatur daher nieder, bauete der Eintracht den gelobten Tempel und starb wenig Jahre nachher mit Hinterlassung des Ruhmes, seines Vaterlandes zweyter Stifter gewesen zu seyn.

Um-

Umsonst waren inzwischen alle Maßregeln, die man zu Befestigung eines dauerhaften Friedens zwischen Volk und Patricier genommen hatte; ihre Zänkereyen erneuerten sich bey jeder Gelegenheit: so oft neue Obrigkeiten gewählt werden sollten, so bediente sich jede Parthey alles ihres Einflusses, um die Wahl zu ihrem Vortheil zu lenken, und weder Ränke noch Gewalt wurden gespart, um ihre Absichten durchzusetzen. So setzte der Senat alle auswärtige Angelegenheiten bey Seite, damit nur der plebejische Consul den Ruhm nicht theilen möge. So erzwang das Volk es bald nachher durch seine Klagen, daß die kuruliſchen Aedilen jedes zweyte Jahr aus ihrem Mittel gewählt werden sollten. Ja am Ende schwang ein Plebejer, Namens Marcus Rutilius sich sogar zum Dictator empor. Zum Ersatz nahmen die Patricier im folgenden Jahr dem Volk das Consulat, nachdem es dessen zehn Jahre genossen hatte, mußten es ihm aber nach vier Jahren wieder geben. Die Wahl eines Censors verursachte ähnliche Feindseligkeiten, und nach manchem Zanke ward der nämliche Plebejer, der vorhin Dictator gewesen war, alles Widerspruchs der Patricier ungeachtet, zu diesem Amt ernannt.

Wir müssen uns jedoch nicht einbilden, als wenn die Römer während so vieler innerlichen Unruhen in auswärtigen Kriegen durchaus nachlässig oder unglücklich gewesen seyen. Sie erhielten einen Sieg über die Hernicer, welcher dem Dictator Claudius Crassus, der ihn erfochten hatte, eine Ovation verschaffte. Einen andern gewannen sie über die Gallier und Quintus Pennus der Dictator kehrte mit Triumph nach Rom zurück. Zwey nächstfolgende Siege wurden über das nämliche Volk ebenfalls von zwey

Dicta-

Dictatoren erfochten, nämlich von Servilius Ahala und Sulpitius Deticus, die beyde nach der Reihe triumphirten. Hierauf lesen wir von zwey Dictatoren, Namens Manlius Torquatus und Cajus Silius, die, ohne dringende Noth gewählt, wenig thaten, und folglich das Ansehen der Dictatur nothwendig herabsetzen mußten. Dann lesen wir von einem vierten Einfall der Gallier, und von einem Triumph, welchen Furius Camillus als Dictator über sie erfocht. Auch die Arunker, ein Volk, das jenseits der pelsgischen Gränzen wohnte, wagten einige Einfälle, wurden aber vom Camillus zurück getrieben, der zu dem Ende zum zweytenmal mit der Dictatur bekleidet worden war.

Nicht bloß zur Abwehrung plötzlicher feindlicher Einfälle, sondern auch zu weit unbedeutenderen Absichten wurden jetzt Dictatoren gewählt. So finden wir, daß während einer Pest ein gewisser Manlius Capitolinus diese Würde erhalten habe, bloß um zur Hemmung der Seuche einen Nagel einzuschlagen, ein Geschäft, das er mit großer Feyerlichkeit vollzog, und den Nagel an der rechten Seite des Tempels des Jupiters auf dem Capitolio einschlug. Zwey Dictatoren wurden nach einander gewählt, bloß um die Comitien, oder die Volksversammlung zur Wahl eines Consuls zu halten. Furius Camillus und Manlius Torquatus waren es, die zu diesem wichtigen Geschäfte erkoren wurden.

Solches waren die stufenweisen Fortschritte der Römer zwischen Unruhen und Aberglauben daheim, und erfolgreichen Unternehmungen auswärts. Ihre einheimischen Gezänke mußten ihre Kriege ihnen natürlicher Weise weniger lästig machen, und ihnen einen

nen Hang zu kriegerischem Ruhme einflößen. Selbst ihr Aberglaube beförderte ihre Fortschritte. Denn wenn die Bande der bürgerlichen Autorität sie nicht länger halten konnten, so waren die Priester immer sicher, sie durch die Bande der Religion zu halten. Mit welchem unbedingten Gehorsam sie ihren Priestern gehorchten, haben wir schon bey manchen Gelegenheiten gesehn. Wie bereitwillig sie auf ihren Wink sogar dem Tode trotzten, lehrt das Beyspiel des Curtius, der um diese Zeit, da auf dem Markte sich ein Schrund geöffnet hatte, von dem die Augurn behaupteten, daß er sich nicht schließen würde bis die Römer ihr Köstlichstes hereingeworfen hätten, zu Pferde und in voller Rüstung in den Abgrund hinab sprang, überzeugt, daß nichts köstlicher sey, als echter Heldenmuth und wahrer Patriotismus. — Der Schrund, sagen die Geschichtschreiber, schloß sich augenblicklich, und Curtius ward nicht mehr gesehen. Dieser Geist des Heldenmuths und der Religiosität hatte jetzt Roms Herrschaften schon um zweymal so weit ausgedehnt, als sie zu den Zeiten der Könige sich erstreckt hatten. Dennoch hatten sie bis jetzt hauptsächlich nur mit ihren nächsten Nachbaren zu thun gehabt, ihre Kriege waren fast einzig Vertheidigungskriege gewesen, bald aber wird sich uns ein Schauplatz öffnen, wo wir ihren Ehrgeiz werden Feuer fangen und nicht eher wieder erlöschen sehn, als bis die Gränzen des Erdbodens seinem Brande ein Ziel zu setzen schienen.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Kriegen mit den Samnitern und dem Pyrrhus, bis zum Anfang des ersten Punischen Krieges.

In dem Zeitraum, den wir jetzt erreicht haben, war es dahin gekommen, daß alle Vorrechte der Patricier nur noch ein leerer Name waren, und Reichthum allein die Individuen auszeichnete. Rom war bis hieher ein unbedeutender, wenig bekannter Staat gewesen, furchtbar bloß den noch schwächern Völkerstämmen um ihn her, kämpfend weniger um Eroberung als um seine Erhaltung. Jetzt aber, da die Römer die Sabiner, Etrurier, Latier, Aequier und Volsker überwunden hatten, begannen sie nach größeren Eroberungen zu lüstern. Sie wandten ihre Waffen wider die Samniter, ein Volk, das ungefähr hundert Meilen von Rom wohnte.

Die Samniter waren ein muthiges Volk, das von den Sabinern abstammte und einen großen Strich des südlichen Italiens bewohnte, welcher jetzt den beträchtlichsten Theil des Königreichs Neapel ausmacht. Sie waren an Zahl und Kriegszucht den Römern gleich, und standen wie diese mit einer Menge benachbarter Staaten im Bunde. Zwey so anmaßende Nationen, beyde gleich kriegslustig und gleich beutebegierig, konnten nicht lange eines Vorwandes zum Bruche ermangeln. Den Anfang machten nach der Römer Vorgeben die Samniter; diese bedrängten die Sidiciner, welche zu schwach, ihnen allein Widerstand zu leisten, die Campanier zu Hülfe riefen; aber auch die Campanier fühlten sich ihnen nicht gewachsen und fleheten die Römer um Beystand an. Der Se-

nat

nat, um seinem Ehrgeitz die Farbe der Gerechtigkeit anzustreichen, schien anfangs Bedenken zu tragen, sich wider die Samniter, seine Freunde und Bundesgenossen, zu erklären; aber das ungestüme Anliegen der Campanischen Gesandten, das Anerbieten der reichen Landschaften, die sie bewohneten, und mehr noch die Weigerung der Samniter, auf der Römer Vorstellung von Verwüstung eines Landes abzulassen, welches diese für ihr Eigenthum erklärten, bestimmten sie, den Krieg zu unternehmen. Valerius Corvus und Cornelius waren die beyden Consuln, denen der erste Feldzug in dem fürchterlichen Kampfe zwischen zwey nebenbuhlerischen Nationen anheimfiel, welcher Italien sechszig Jahre nach einander mit Blut überschwemmte. Valerius war einer der größten Feldherren seiner Zeit. Den Zunamen Corvus bekam er von dem seltsamen Umstande, daß ein Rabe ihm in einem Zweykampf siegen half, in welchem er mit einem Gallier von riesenmäßiger Größe focht und ihn zu Boden streckte. Sein Gehülfe ward angewiesen, ein Heer nach Samnium, der Hauptstadt des Landes, zu führen, während Corvus Capuen, der Hauptstadt Campaniens, zum Entsatz geschickt wurde. Nie gab es einen Feldherrn, der fähiger gewesen wäre zu befehlen. Mit seltener natürlicher Stärke und athletischer Leibesgestalt verband er die einschmeichelndesten Sitten; er war der trotzigste und zugleich gutherzigste im Heer; er ging mit dem gemeinsten Soldaten um wie Freund mit Freunde, und wußte ihn zugleich aufs pünktlichste zu seiner Pflicht anzuhalten. Unter einem solchen Feldherrn mußten solche Krieger, durch ihr neuliches Unglück abgehärtet, unüberwindlich seyn. Die Samniter waren das tapferste Volk, mit dem sie sich bis jetzt gemessen hatten, und der Streit dieser beyden Nationen zeichnete sich durch die hartnäckigste

Ent-

Entschlossenheit aus. Aber Roms Glück siegte. Die Samniter flohen, und gestanden, daß sie der Römer grimmigen Blick und feuerschleudernde Augen nicht ertragen könnten. Weniger glücklich war anfangs der andere Consul; denn da er unbesonnener Weise sein Heer in Engen geführt hatte, lief er Gefahr abgeschnitten zu werden, wenn nicht Decius, ein Tribun des Heeres, sich in Besitz eines Hügels gesetzt hätte, der den Feind beherrschte. So auf beyden Seiten angegriffen, mußten die Samniter die Flucht nehmen, nachdem ihrer dreyßig tausend auf dem Schlachtfelde geblieben waren.

Bald nachher ersuchten die Einwohner von Capua die Römer um eine Besatzung, die sie für den Winter vor ihren Feinden schützen könnte. Ihr Verlangen ward zugestanden, wiewohl Capua schon damalen in dem üblen Rufe stand, daß es der Kriegszucht gefährlich sey und seine Beschützer entmanne. — Auch die römische Besatzung machte diese Erfahrung. Die Wollüste des Ortes, und die Befriedigung aller ihrer Leidenschaften lähmte nicht nur ihren Muth, sondern ermordete selbst ihre Tugend. Sie faßten den Entschluß, die Einwohner zu vertilgen, und die Stadt für sich zu behalten. Dies schwarze Vorhaben theilten sie ihren in andern Theilen des Landes zerstreuten Kameraden mit, die begierig an demselben Theil nahmen. Glücklicher Weise erfuhren die Anführer die Verschwörung. Voll Abscheu vor einer solchen Niederträchtigkeit, führten diese die Legionen sogleich ins Feld, und erhielten sie in beständiger Bewegung, um sie ihres treulosen Plans vergessen zu machen. Aber jetzt fürchteten diese ausgearteten Krieger die verdiente Strafe, empörten sich, vereinigten ihre zerstreuten Geschwader, und zogen geradesweges auf Roni los.

Eine

Eine Zeitlang blieben sie ohne Führer, da niemand kühn oder niederträchtig genug war, ein Heer führen zu wollen, dessen Zusammenrottung Verrätherey war. Endlich zwangen sie den Quintus, einen alten und erfahrnen Krieger, der jetzt auf dem Lande wohnte, ihr Oberhaupt zu seyn; und fortgerissen, mehr von ihrer Wuth als von ihrem Anführer, rückten sie der Stadt bis auf zwey Meilen nahe. So ein fürchterlicher Feind vor den Thoren beunruhigte den Senat nicht wenig. Valerius Corvus ward unverzüglich zum Dictator erwählt, und mit einem schleunig aufgebrachten Heer den Aufrührern entgegen geschickt. Schon standen beyde Heere gegen einander über, Vater und Sohn und die theuersten Freunde sahen sich in grausamer Nothwendigkeit, einander angreifen und wechselseitig morden zu sollen.

Jeder andere Feldherr, als Corvus, würde dem Bürgerkriege freyen Spielraum gelassen haben; allein Corvus, der seinen Einfluß auf die Soldaten kannte, legte jede Miene und jedes Zeichen von Feindseligkeit bey Seite, und ging zutraulich zu den Aufrührern, als verlange es ihm, seine alten Bekannten noch einmal wieder zu umarmen. „Meine Tapferkeit zu zeigen,“ rief er, „hab' ich Gelegenheit genug gehabt. Nichts mangelt mir, als der Ruhm, auch Frieden stiften zu können. Ihr könnet in mich kein Mißtrauen setzen, meine Freunde. Ihr könnt gewiß nicht glauben, daß Valerius Corvus strenge seyn werde, er, der nie etwas dem Senat vorgeschlagen hat, was eurem Vortheil entgegen war. Ihr könnt nicht glauben, daß derjenige strenge gegen euch seyn werde, der immer am strengsten gegen sich selbst war. Was ihr aber auch thun möget, so bin ich entschlossen, zu handeln, wie mir ziemet; ziehe ich mein Schwert, so soll es nicht eher geschehen, als bis ihr das eurige gezogen habt; muß Blut fließen,

so

so fließe denn das erste wenigstens durch eure Hände. — Aber wen denkt ihr zu vertilgen? Eure Feinde? Die Samniter? Die Volscer? Nein eure Väter, Brüder, Kinder und Mitbürger. — Doch das sey fern von euch! Du Quintus, wenn du anders wirklich der Rädelsführer dieses verabscheuungswürdigen Unterfangens bist, trage deine Beschwerde mit Anstand vor, und wir werden zu schonen und zu erhören wissen.“ Das ganze Heer schien durch diese Vorstellungen erschüttert; Quintus, ihr Wortführer, verlangte bloß uneingeschränkte Verzeihung ihres Aufstandes; für sich selbst hatte er, der unschuldig an ihrer Verschwörung war, keine Ursache, Vergebung zu erflehen. So ward eine Empörung, die Rom hätte gefährlich werden können, durch die Klugheit und die Mäßigung eines Feldherrn gestillt, dem es eigen war, leutselig gegen seine Freunde und fürchterlich nur seinen Feinden zu seyn. Die Aufrührer wurden begnadigt, und der Dictator, der grade auswärts nichts zu thun fand, legte seine Würde nieder.

Nachdem hierauf der Krieg wider die Samniter eine Zeitlang mit abwechselndem Glücke geführt worden war, ward ein Friede geschlossen, der den Latiern und Campaniern so unbillig schien, daß sie die Fahne des Aufruhrs erhoben. Die Latier insonderheit trieben den Uebermuth so weit, daß sie unter keinen Bedingungen Friede machen wollten, es sey denn, daß die Hälfte des Senats und einer der Consuln aus ihrer Mitte gewählt würde. Anfangs suchten die Römer sie durch gelinde Mittel von ihrem Vorsatze abzulenken; da sie aber, diese Gelindigkeit für Feigheit nehmend, auf ihrem Trotz beharrten, mußten jene zu ernsteren Maßregeln schreiten, und die Consuln Manlius Torquatus und Decius Mus wurden abgeschickt,

ſchickt, um in ihrem eigenen Lande ſie zu züchtigen. Die Latier ſäumten nicht die beſten Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Von gleicher Erbitterung beſeelt, trafen beyde Heere bald auf einander, und lieferten ſich eine blutige und hartnäckige Schlacht. Bey dieſer Gelegenheit entfaltete die römiſche Mannszucht und der erſtaunliche Patriotismus dieſes ſeltenen Volkes ſich auf eine Weiſe, die mehr das Erſtaunen als die Bewunderung der Nachwelt erregt. Da die Latier und Römer, als benachbarte Nationen, an Kleidung, Waffen und Sprache einander gleich waren, ſo bedurfte es der ſtrengſten Mannszucht, um Unordnungen im Gefecht zu verhüten. In dieſer Hinſicht ließ der Conſul den Befehl ergehen, daß kein Krieger unter keinerley Vorwand ſich unterſtehen ſollte, aus ſeinen Gliedern zu rücken, und daß der, welcher dieſen Befehl überſchritte, auf der Stelle mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Die beyden Heere ſtanden in Schlachtordnung einander gegenüber. Mit jedem Augenblick erwarteten ſie die Loſung zum Angriff, als Metius, der Feldherr der Feinde, aus ſeinen Linien trat und irgend einen römiſchen Ritter zum Zweykampf herausforderte. Eingedenk des Verbotes ihres Feldherrn, und ſich ſcheuend es zu übertreten, regte ſich eine Weile kein Menſch. Allgemeine Verzagtheit ſchien des römiſchen Heeres ſich bemächtigt zu haben, bis endlich der feurige Titus Manlius, des Conſuls eigner Sohn, unfähig den Hohn des Herausfordernden zu dulden, kühnlich wider ihn hervortrat. Die Krieger beyder Heere verſchoben das Handgemenge eine Weile, um Zeugen des merkwürdigen Kampfes zu ſeyn. Mit verhängtem Zügel rannten die Kämpfer auf einander ein; Metius verwundete ſeines Gegners Streitroß im Nacken; Manlius aber ſtreckte mit beſſerem Glück das ſeinige todt zu Boden; der gefallene Latier ſuchte, auf

ſei-

seinen Schild sich stützend, sich wieder aufzuhelfen, aber Manlius hieb so gewaltig auf ihn ein, daß er bald entseelt auf dem Kampfplatze niedersank. Dann beraubte er ihn seiner Rüstung und kehrte triumphirend zu dem Consul seinem Vater zurück, der sich mit Vorbereitung und Anordnungen zur bevorstehenden Schlacht beschäftigte.

So lauten Beyfall dem jungen Helden auch seine Mitsoldaten zugejauchzt hatten, so ahndete seinem Herzen von dem Empfange seines Vaters dennoch wenig Gutes. Halb hoffend, halb fürchtend nahte er ihm, legte den Raub des besiegten Feindes zu seinen Füßen, und äußerte mit bescheidener Miene, daß was er gethan, bloß Wirkung angeerbter Tugend wäre. Aber ach wie schrecklich ward er seines Irrthums inne, als der strenge Vater, seinen Blick von ihm wegwendend, ihn vor die Stirne des Heeres zu führen befahl. Hier sprach er mit finsterm Ernst, und zwischendurch hervorbrechenden Thränen zu dem unglücklichen Jüngling: Titus Manlius, da du weder die Würde des Consulats noch die Gebote deines Vaters ehrtest; da du die Schranken des kriegerischen Gehorsams durchbrachst und dem ganzen Heer ein böses Beyspiel gabst, so setztest du mich in die fürchterliche Nothwendigkeit, entweder meinen Sohn oder mein Vaterland aufzuopfern. Laß jedoch in dieser schrecklichen Enge uns nicht lange schwanken. Schön aufgeopfert sind tausend Leben für eine solche Sache. Ich weiß, du weigerst dich nicht zu sterben, wenn nur das Vaterland deines Todes Früchte erntet. Geh' Lictor, binde ihn, und sein Tod sey euch allen Warnung. — Ein Schauder ergriff das Heer bey diesem fürchterlichen Befehl; das Entsetzen fesselte eine Weile ihren Geist und ihre Zunge. Als sie das

Haupt

Haupt des jungen Helden abgeschlagen, und sein Blut auf den Boden strömen sahen, stieg das Getöse ihrer Verwünschungen und ihres Jammers himmelan. Der Leichnam ward zum Thore hinausgeführt, und, mit dem Raube des bezwungenen Feldherrn geschmückt, mit aller Pracht kriegerischen Leidtragens bestattet.

Mittlerweile hatte die Schlacht begonnen; die beyden Heere, die sonst unter einerley Fahnen gestritten, fochten mit aller Erbitterung des Bürgerkrieges. Die Latier verließen sich hauptsächlich auf ihre körperliche Stärke, die Römer auf ihren unüberwindlichen Muth. Schaaren, die einander so ganz gewachsen waren, schienen, um der Schale des Sieges den Ausschlag zu geben, nur des Beystandes der Götter zu bedürfen, und in der That hatten die Auguren vorhergesagt, daß, was immer für ein Theil des römischen Heeres ins Gedränge käme, der Befehlshaber dieses Theils sich den Göttern weihen und für sein Vaterland sterben solle. Lange blieb die Schlacht unentschieden, dann schien es als wenn der linke Flügel der Römer werde weichen müssen. Hier stritt Decius. Unverzüglich beschloß er für das Vaterland sich aufzuopfern und sein Leben hinzugeben, ein Sühnopfer zu Rettung seines Heeres. Mit lauter Stimme rief er dem Manlius seinen Entschluß zu, und verlangte von ihm, der zugleich Hoherpriester war, Anweisung, mit welcher Feyerlichkeit und welchen Formeln er sich weihen müsse. Manlius unterwies ihn, und nun legte er ein langes Gewand an, verhüllte sein Haupt, stellte sich mit ausgestreckten Händen auf einen Wurfspies und weihte sein Haupt den Göttern des Himmels und der Unterwelt für die Rettung Roms. Nachdem er sich hierauf wieder gepanzert und gewapnet hatte, stieg

er

er zu Pferde, und sprengte ins Dickigt der Feinde, wo er Tod und Verderben rings um sich her verbreitete, bis er mit Wunden bedeckt todt zu Boden fiel. Diese heldenmüthige Aufopferung betrachteten die Römer als Unterpfand des Sieges. Den nicht minder abergläubigen Latiern lähmte sie allen Muth; sie wankten, wichen, flohen; die Römer folgten ihnen auf den Ferse, und das Blutbad war so groß, daß kaum ein vierter Theil des Heeres die Niederlage überlebte. Dies war die letzte Schlacht von Erheblichkeit, welche die Latier mit den Römern hatten. Sie wurden gezwungen um Frieden zu bitten, und erhielten ihn auf sehr harte Bedingungen. Zwey Jahre nachher ward ihre stärkste Stadt Pädum eingenommen und sie wurden der römischen Macht gänzlich unterworfen.

Noch waren die Samniter unbezwungen. Es hatten zwar die Römer vor einiger Zeit einen Frieden mit ihnen geschlossen, aber keiner beyder Theile schien sonderlich geneigt zu seyn, ihn zu halten. Der Beystand, welchen die Samniter den Campaniern leisteten, diesem wankelmüthigen Volk, welches erst die Römer um Schutz wider die Samniter angesprochen hatte, und nun diese um Schutz wider die Römer bat, erneuerte einen Krieg, der zwar durch häufige Verträge und Waffenstillstände unterbrochen ward, jedoch nicht eher als mit dem Untergange einer oder der andern der beyden kriegenden Völkerschaften enden zu wollen schien. Welche von beyden das Schicksal treffen würde, blieb eine Zeitlang unentschieden. Denn wiewohl die Samniter im Durchschnitt gewöhnlich den kürzern zogen, so traf die Römer doch um diese Zeit ein Unfall, vor dem ihr gewöhnliches gutes Glück sie bisher noch immer gesichert hatte, und der die Schale desselben auf eine Zeitlang auf die

Seite

Seite des Feindes lenkte. Da der Senat den Samnitern den Frieden abgeschlagen hatte, so beschloß ihr Feldherr Pontus, durch Kriegslist zu gewinnen, was er im offnen Felde so oft verloren hatte. Er führte sein Heer in einen engen Paß, genannt Caudinum, besetzte alle Außenlinien desselben, und schickte dann zehn seiner Soldaten, wie Schäfer verkleidet, mit der Anweisung fort, sich den Römern wie von ungefähr in den Weg zu werfen. Alles ging wie ers wünschte. Die vermeintlichen Hirten wurden aufgefangen, der Consul fragte sie, welches Weges die Samniter gezogen seyen, und sie antworteten mit scheinbarer Gleichgültigkeit: nach Luceria, einer Stadt in Apulien, die sie zu belagern Willens seyen. Der römische Feldherr beschloß sogleich, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Ohne die Schlinge zu ahnden, die ihm gelegt wurde, wählte er den kürzesten Weg, der gerade durch jene Engen führte, und ward seines Irrthums nicht eher inne, als bis er das Heer umringt und auf allen Seiten eingeschlossen fand. Kaum war Pontus seines Streichs gewiß, als er zu seinem Vater Herennius schickte und ihn fragen ließ, wie er in dieser Lage sich zu verhalten habe. Der alte schlaue Samniter, der wohl wußte, wie hohen Sinnes die Römer seyen, und daß man einen trotzigen Feind entweder durchaus zermalmen oder durchaus gewinnen müsse, rieth seinem Sohne, entweder alle ohne Unterschied nieder zu machen, oder alle ohne Beschimpfung und Beleidigung los zu geben. Eine dieser beyden Maßregeln, fügte er hinzu, sey durchaus nothwendig, die erstere möchte sie außer Stand setzen, fernere Feindseligkeiten zu üben, die letztre würde ihnen eine Verpflichtung auflegen, der sie sich nie entbürden könnten. Dieser Rath, wiewohl der klügste, der sich erdenken ließ, ward verworfen und ein Mittelweg gewählt, der wohl dienen konnte,

die Römer zu erbittern, nicht aber sie zu bezwingen. Pontus zwang das ganze Heer, nach Ablegung seiner Oberkleider unterm Joche hindurch zu gehen, ließ sie schwören, daß sie unverzüglich das Gebiet der Samniter verlassen und hinfort mit ihnen Friede halten wollten, und schickte sie sodann sicher und wohlbehalten nach Hause.

Beschimpft, entwaffnet, entkleidet und brennend vor Begierde, den unerträglichen Schimpf wieder auszulöschen, rückten die Römer in Capua ein. Als sie zu Rom anlangten, gerieth die Stadt über eine so schimpfliche Heimkunft in die tödtlichste Bestürzung. Wuth und Rache spiegelten sich auf allen Gesichtern, während die unglücklichen Urheber der schmachvollen Geschichte sich in ihren Häusern versteckten und die nothwendigen Pflichten ihres Amtes zu verwalten sich weigerten. Ein Dictator ward gewählt, der, nichts zweckmäßiges zu thun findend, sein Amt niederlegte, und so blieb die Stadt eine Zeitlang ohne Oberhaupt, versunken in Schmerz und Unwillen, und in aller Unthätigkeit des tiefsten Grams.

Jedoch das Uebel war nicht unheilbar. Der Ruhm des Staats hatte gelitten, keineswegs aber seine Macht. Man erwartete nur einen Vorwand, um einen Vertrag zu brechen, zu dem das Heer lediglich gezwungen war. Die beyden Consuln, die ihn bewilligt hatten, beschlossen, sich deshalb zu bestrafen, und überlieferten sich dem Feinde. Aber Pontus bemerkte mit Recht, daß das Leben zweyer Männer kein Ersatz für das Leben eines ganzen Heeres sey, verwarf ihre Genugthuung und schickte sie mit großen Ausrufungen über Roms Treulosigkeit zurück. Der Krieg ward demnach erneuert, und da die Samniter in verschiedenen Schlachten geschlagen wurden, so begegneten ihnen die Römer auf eben die Art, wie jene ihnen begegnet hatten. Ein

Waffen-

Waffenstillstand folgte und nach dessen Ablauf wieder ein Krieg, der mehrere Jahre hindurch dauerte und die Macht der Samniter sichtbarlich schwächte, während die Römer mit jedem Siege neues Zutrauen gewannen. Unter Papirius Cursor, der zu verschiedenen Zeiten Consul und Dictator gewesen war, wurden wiederholte Triumphe gewonnen. Auch Fabius Maximus that in diesem Kriege sich hervor, und Decius, der Sohn des Decius, der sich ungefähr vierzig Jahr vorher für sein Vaterland aufgeopfert hatte, entflammt durch seines Vaters Beyspiel, rettete, ins Gedränge der Feinde sich stürzend, gleich jenem, die Leben seiner Mitbürger auf Kosten des eigenen. Unbegreiflich wäre es, wie die Samniter der römischen Macht so lange hätten widerstehen können, wenn wir nicht wüßten, daß sie von allen Staaten umher wären unterstützt worden, die theils durch die Bande des Eigennutzes, theils durch die Eifersucht über Roms wachsende Größe mit ihnen verbunden waren. Die Tarenter, die Lucaner, die Thurier und alle südlichen Völker Italiens nach der Reihe, schickten ihnen Hülfsschaaren, welche die Fortschritte der Eroberer ein wenig hemmten. Doch diese Hemmung war von kurzer Dauer. Beyde, sie und die Samniter, sahen sich nach wiederholten Niederlagen ihrer Städte und des größten Theils ihrer Länder beraubt, sie fanden ihre Kräfte erschöpft, zweymalhunderttausend ihrer besten Krieger in Schlachten aufgerieben und die noch übrigen durchaus unfähig, den Eroberern die Spitze zu bieten. Gänzlich außer Stande sich selbst länger zu vertheidigen, sahen sie sich also, wollten sie ihr Vaterland anders vom bevorstehenden Unglücke retten, genöthigt, eine fremde Macht um Beystand anzusprechen, und Pyrrhus, König von Epirus, war derjenige, an den sie sich wandten.

Pyrrhus, ein König von großer Tapferkeit, Macht und Ehrbegierde, hatte sich ganz nach Alexandern, seinem großen Vorgänger, gebildet. Er ward für den erfahrensten Feldherrn seiner Zeit gehalten, so wie sein Heer für das bestgeübteste und disciplinirteste des Erdbodens. Jetzt also sollten die Römer nicht länger mit ungeordneten und rohen Schwärmen kämpfen, die, zur Zeit der Noth zusammen gerafft, kein Hülfsmittel des Sieges kannten, als ihre eigene Tapferkeit. Sie sollten mit einem Heer sich messen, das unter den verfeinertsten Völkern der damaligen Welt angeworben, unter dem größten Feldherrn gebildet und von einem Befehlshaber von geprüften Verdiensten angeführet wurde. Die Tarenter waren es eigentlich, die sich zuerst an den Pyrrhus gewandt hatten; im Namen der untergehenden Staaten Italiens beschworen sie ihn, sie von dem drohenden Verderben zu retten, und er versprach zu kommen. Vorläufig sandte er ihnen einen Haufen von dreytausend Mann unter Anführung des Cineas, eines erfahrnen Kriegers und Schülers des großen Demosthenes. Er selbst säumte nicht ihm zu folgen. Mit einem Heer von dreytausend Reitern, zwanzigtausend Fußkämpfern und zwanzig Elephanten, in welche Thiere die Feldherren jener Zeit anfingen großes Zutrauen zu setzen, ging er zur See, brachte aber nur einen kleinen Theil dieser Macht nach Italien, indem ein Sturm den größten Theil seiner Schiffe zerstreute, viele auch durchaus zu Grunde richtete.

Nach seiner Ankunft in Tarent ließ er sich vorzüglich angelegen seyn, das Volk, dem er zu Hülfe gekommen war, zu reformiren. Erstaunt über die gänzliche Sittenverderbniß dieser schwelgerischen Stadt, deren Einwohner mehr mit den Freuden des Badens, Schmau-

Schmausens und Tanzens als mit kriegerischen Uebungen beschäftiget waren, ließ er alle Orte der öffentlichen Belustigung verschließen, und alle Zeitvertreibe, die den Krieger verweichlichen und entnerven, zugleich untersagen. Dieses Volk hatte die Gewohnheit, sich an seinen Oberhäuptern durch witzige Einfälle zu rächen; es schonte seinen Reformator nicht. Pyrrhus erfuhr es und ließ einige der Spötter vor sich fordern. Die sinnreiche Art, mit der sie ihre Vergehung eingestanden, hinderte ihn jedoch sie zu strafen. „Ja, sagten sie, wir haben das alles wider dich gesagt, und wir würden ungleich mehr gesagt haben, wenn uns der Wein nicht ausgegangen wäre.“ Wiewohl er nun diesen Witzlingen lachend vergab, so nahm er doch die behutsamsten Maßregeln, um sich wider den wohlbekannten Wankelmuth des Volks zu sichern, schickte seinen Sohn zur Stadt hinaus und entfernte alle, die er am fähigsten hielt, Aufruhr anzurichten. Mittlerweile thaten die Römer alles, was die Klugheit erforderte, um des furchtbaren Feindes sich erwehren zu können. Mit einem zahlreichen Heer ward Lävinus abgeschickt, um seine Fortschritte zu hemmen. Pyrrhus, dessen Heer noch nicht ganz herüber war, bereitete sich ihm zu begegnen, schickte aber vorläufig einen Gesandten zu ihm, durch den er um Erlaubniß bat, zwischen den Römern und Tarentern vermitteln zu dürfen. Mit fast zu vielem Selbstgefühl sagte Lävinus, er schätze ihn weder als Vermittler noch fürcht' er ihn als Feind, leitete seinen Gesandten durch das ganze Lager, und hieß ihn, was er sähe sorgfältig merken und seinem Herrn wieder berichten.

Da solcher Gestalt der Krieg auf beyden Seiten erklärt war, rückten die Heere einander entgegen und lager-

lagerten sich jedes im Gesicht des andern an den beyden Ufern des Flusses Liris. Pyrrhus, der nicht nur in der Wahl seines eigenen Lagerplatzes äußerst vorsichtig war, sondern auch des Feindes seinen aufs genaueste zu beobachten pflegte, sahe mit Verwunderung die Lagerungsweise der Römer. Diese Barbaren, sprach er zu einem seiner Vertrauten, sehen mir ganz und gar nicht wie Barbaren aus, und nur zu bald fürchte ich, werden wir ihre Thaten ihrem Muthe zusagend finden. Dann hieß er einen Theil seines Heeres sich längs dem Flusse lagern, bereit zu schlagen, im Fall der Feind versuchen sollte, vor dem Eintreffen seines ganzen Heeres über die Furthen des Flusses zu setzen. Seine Erwartung trog ihn nicht. Mit allem Ungestüm der Unerfahrenheit gebot der Consul über den Fluß zu setzen, und der epirische Gewalthaufen ward nach einem vergeblichen Widerstande gezwungen sich zum Hauptheere zurück zu ziehen. Pyrrhus, der Römer rasches Vordringen gewahrend, hoffte anfangs ihre Reiterey abzuschneiden, bevor sie von dem Fußvolk, das noch nicht herüber war, unterstützt werden könnte, und drang an der Spitze einer auserlesenen Schaar Reiter auf ihn ein. Ganz seines großen Rufes würdig zeigte er sich bey dieser Gelegenheit; immer an der Spitze seiner Krieger führte er sie jetzt mit Feuer zum Angriff, milderte dann ihre Hitze mit weiser Kaltblütigkeit, focht jetzt wie ein gemeiner Krieger, lenkte dann die Schlacht wie der erfahrenste Feldherr, und vereinigte durchgehends die höchste persönliche Tapferkeit mit nie ermattender Gegenwart des Geistes. Ausgezeichnet durch den Adel seines Anstandes und durch den Reichthum seiner Rüstung, riß er überall den Strudel des Gefechts um sich zusammen. In der Mitte des Handgemenges fiel sein Pferd. Eiligst wechselte er die Rüstung mit seinem Gefährten

und

und begab sich in eine andere Gegend des Schlachtfeldes, die seine unmittelbare Gegenwart erforderte. Mittlerweile hieben die römischen Reiter unverdrossen auf seinen Begleiter ein, den sie für den König hielten, erschlugen ihn endlich, und brachten seine Rüstung zum Consul. Sogleich verbreitete durch beyde Heere sich das Gerücht, der König sey erschlagen; die Griechen wurden von plötzlichem Schrecken ergriffen; die Römer frohlockten als des Sieges jetzt sicher. Allein mit einemmal erschien Pyrrhus barhaupt unter den Vorderstreitern seines Heeres, rief aus, er lebe noch, und flößte den Seinigen neues Leben ein. Jetzt endlich waren die römischen Legionen über den Fluß gekommen und das Schlachtgedränge wuchs. Die Griechen fochten mit dem Bewußtseyn ihres alten Ruhmes, die Römer mit heißem Eifer neuen zu gewinnen. Nie hatte man vormalen Völker von so ungleicher Kriegsweise mit einander kämpfen sehen, und bis auf den heutigen Tag ist es noch nicht entschieden, ob die griechische Phalanx oder die römische Legion den Vorzug verdienten. Lang schwankte die Schlacht. Siebenmal hatten die Römer den Feind zurückgetrieben. Endlich hieß Pyrrhus mit den Elephanten vorrücken und diese entschieden den Tag. Die Römer, die nie vorher Geschöpfe von solcher Größe gesehen hatten, geriethen über die fürchterliche Gestalt und über die Kasteele voll gerüsteter Männer, die sie auf dem Rücken trugen, in das alleräußerste Erstaunen. Nicht sowohl Thiere schienen sie ihnen zu seyn, die zum Kampfe abgerichtet wären, als vielmehr Ungeheuer, von denen sie gepanzert und gewapnet, wie sie waren, würden zermalmet und verschlungen werden. Einer solchen Probe erlag ihr Heldenmuth; die Pferde theilten die Bestürzung ihrer Reiter; unfähig, weder den Anblick noch den Geruch der schrecklichen

Thiere

Thiere auszuhalten, wurden sie wild, warfen ihre Reiter ab und füllten die Glieder mit Verwirrung; da sahe Pyrrhus, daß der Tag sein sey, ließ die vortreffliche Thessalische Reiterey den schon in Unordnung gebrachten Feind angreifen, und nun ward die Flucht allgemein. Fürchterlich war das Menschengemetzel in dieser Schlacht. Funfzehntausend brave Römer blieben auf dem Wahlplatz, gefangen wurden nur achtzehnhundert. Auch befanden sich die Sieger in keinem viel bessern Zustande. Ihrer dreyzehntausend deckten das Schlachtfeld und Pyrrhus selbst war verwundet. Erst die folgende Nacht machte dem Blutvergießen ein Ende, und Pyrrhus rief mitten in den Glückwünschen seiner Freunde finster ahndend aus: Noch einen solchen Sieg, und wir sind verloren! Am folgenden Tage besah er das Schlachtfeld und konnte nicht umhin den Leichnamen der gefallenen Römer die aufrichtigste Bewunderung zu zollen. Nur durch ehrenvolle Wunden waren sie gefallen. Noch im Tode trug jedes Antlitz die Züge des Trotzes und einer edlen Entschlossenheit, die Ehrfurcht einflößte. Krieger, wie diese, waren dem kriegerischen Abentheurer noch nicht vorgekommen. Ach, rief er aus, mit welcher Leichtigkeit würde ich die Welt erobern, wenn ich die Römer zu Soldaten, oder die Römer mich zu ihrem König hätten. So viel Gerechtigkeit gegen Feinde gefiel den Römern höchlich; mehr aber noch die Höflichkeit und Menschlichkeit, mit der er die Gefangenen behandelte. Leutseligkeit gegen Gefangene war eine Stufe der Verfeinerung, die die Römer noch von den Griechen zu lernen hatten, aber es bedurfte auch nur Eines mahnenden Winkes, es sey in den Sitten oder im Kriege, um dieses edle Volk augenblicklich zur Nacheiferung zu entflammen.

Geschlagen waren nun die Römer zwar, aber nicht bezwungen. Vielmehr ergänzten sie ihr Heer

in

in aller erdenklichen Eil, und rüsteten sich dem Sieger Einhalt zu thun, der von den südlichen Staaten Italiens jetzt geradesweges auf Rom losrückte. Er war jedoch noch immer nicht Willens, die Republik aufs Aeußerste zu treiben. Unterrichtet von den großen Zurüstungen, die sie träfen, erwog er, daß nach einer gewonnenen Schlacht mit dem Feinde sich am besten unterhandeln lasse; und beschloß seinen Freund Cineas, den Redner, an sie abzuschicken und diesen alle seine Kunst versuchen zu lassen, um sie zum Frieden zu bewegen. Der verschlagene Grieche übernahm den Auftrag mit Freuden. Er eilte nach Rom, und fing seine Unterhandlungen mit Angriffen auf die römische Redlichkeit an, die er in der Person der angesehensten Senatoren und sogar ihrer Frauen durch Geschenke, so er ihnen im Namen seines Königs überreichte, zu erschüttern hoffte. Allein dies war das Zeitalter der römischen Tugend. Die Senatoren weigerten sich, Verehrungen anzunehmen, durch die man sie zu Verräthern des Vaterlandes schien erkaufen zu wollen, und die Frauen blieben hinter der edelmüthigen Uneigennützigkeit ihrer Eheherren keinesweges zurück. Sie hießen ihn, seine Kleinodien seinem Herrn wieder mit nehmen, die sie jetzt als Bestechung betrachten müßten, und erst dann würden annehmen dürfen, wenn der Senat denselben seiner Freundschaft gewürdiget hätte.

In der That hat Rom keine Periode gehabt, in welcher seine bürgerlichen sowohl als kriegerischen Tugenden einen helleren Glanz geworfen hätten als eben diese. Die Senatoren, deren Vermögen durch das letzte Gesetz sehr zusammen geschmolzen und dem bescheidnern Gleichmaß der Menge näher gebracht worden war, fingen an ihre Auszeichnung bloß in der Tugend zu suchen und jene Reichthümer zu verachten, die

die sie doch nicht in dem Grade aufzuthürmen hoffen durften, daß sie durch sie über den Pöbel hervorgeragt hätten. Solchergestalt fand Cineas die Römer gegen alle seine geheime Künste unverwundbar; nichts blieb ihm übrig als sein Gewerbe öffentlich vorzutragen. Er that es in voller Rathsversammlung. Er begann mit Lobpreisungen des Muthes und der Milde seines Herrn, seiner Vorliebe für tapfere Männer, und seiner besondern Achtung für die Römer. Dann verbreitete er sich über die Segnungen des Friedens und über die glückliche Gelegenheit, die sich zu Wiederherstellung desselben den Römern darböte. In seines Herrn Namen erbot er sich, die in der letzten Schlacht gemachten Gefangenen ohne Lösegeld loszugeben, und den Römern bey jeder künftigen Ereigniß beyzustehen, wogegen er nichts anders verlangte, als nur Bündniß und Freundschaft der Römer, und Erlaubniß die Tarenter in den Vergleich mit einzuschließen. Solche Anerbietungen mit solcher Beredsamkeit vorgetragen, machten sichtbaren Eindruck auf die Versammlung. Aller Herzen schienen für den Antrag des Königs gewonnen zu seyn, und in der Stadt redete man vom Frieden als von einer ausgemachten Sache. In dieser Lage der Dinge ließ Appius Claudius, ein bejahrter und vom hohen Alter schon erblindeter Senator, der längst den Staatsgeschäften entsagt hatte, sich in einer Sänfte in die Sitzung tragen. Erstaunt, einen Mann noch einmal unter sich zu sehen, welchen von einem ihm so beschwerlichen Schritte tausend Schwächlichkeiten hätten abschrecken sollen, saßen die Senatoren ehrerbietig schweigend da. „Lange, rief er und raffte vom Polster sich mühselig auf, lange habe ich meine Blindheit und Kränklichkeiten als ein Elend betrachtet. Als Züchtigungen habe ich sie betrachtet, mit welchen die Götter die letzten Tage meines

meines Lebens für die Verirrungen meiner frühen Jahre strafen und eine Jugend voll Thorheit mit einem Alter voll Jammer mir vergelten wollten. Aber jetzt, ihr Väter des Vaterlandes! finde ich, daß dasjenige, was mir Elend däuchte, wahrhaftige Wohlthat ist, indem das Dunkel dieser meiner Augen mich hindert, die Schmach meines Vaterlandes zu sehen. Ja, wenn mir jetzt noch etwas zu wünschen ziemte, so wäre es das, daß ich auch des Gehörsinnes beraubt, daß ich taub seyn möchte, um auch nicht hören zu dürfen, was die Brust jedes tugendhaften Römers mit bitterm Unwillen füllen muß. O wie gar andere Römer seyd ihr jetzt, als die ihr noch vor wenig Jahren waret! Alexander, den die Welt den Großen nennt, vermochte damalen weder unsere Bewunderung zu erregen, noch unsern Neid. Seinem Glücke schriebt ihr seine Eroberungen zu, nicht seiner Tapferkeit; daß die Fluth des Krieges ihn möchte nach Italien geschwemmt haben, wünschtet ihr, bloß um der Welt zu zeigen, ihr wärt ihm überlegen. Aber wie tief gefallen seyd ihr jetzt! Ihr, die ihr mit dem Ueberwinder Griechenlands zu kämpfen wünschtet, scheut euch jetzt, euch mit den Völkern zu schlagen, die er in den Staub trat. Ihr, die ihr euch mit Alexandern zu messen dürstetet, weigert euch jetzt einem Abentheurer die Stirne zu bieten, der seinem Vaterland entrann, mehr aus Furcht vor seinen alten Feinden, als aus Verlangen einen neuen zu suchen. Nur zweyerley ist übrig: entweder dem Pyrrhus muthig die Stirne zu bieten, oder die Verachtung des ganzen Italiens zu übernehmen, und durch Vermeidung eines Krieges uns in hundert andere zu verflechten. Wählet!“ — Diese Rede löschte alle Eindrücke wieder aus, die Eineas glatte Worte auf die Versammlung gemacht hatten. Appius erntete Beyfall

und

und Dank, Cineas aber wurde mit dem Bescheide zurück geschickt, daß der Senat geneigt sey, mit seinem Herrn um den Frieden zu unterhandeln, wenn derselbe zuvor seine Völker aus Italien zurückgezogen hätte.

So in seinen Erwartungen getäuscht, kehrte Cineas zu seinem Herrn zurück, gegen welchen er nicht müde werden konnte, die Größe sowohl als die Tugenden der Römer zu preisen. Der Senat, sagte er, habe ihm eine Versammlung von Halbgöttern geschienen, und die Stadt der Tempel, darin sie wohnen. Von der Wahrheit dieser hochgespannten Beschreibungen konnte Pyrrhus bald nachher mit seinen eignen Augen urtheilen, indem die Römer Gesandte an ihn schickten, um über das Lösegeld und die Auswechselung der Gefangenen mit ihm zu handeln. An der Spitze der Gesandschaft war Fabricius, ein alter Senator, der seine Mitbürger seit langer Zeit durch eignes Beyspiel gelehrt hatte, wie glücklich die alleräußerste Armuth mit der heitersten Zufriedenheit zu vereinigen sey. Dieser ausübende Weise, der vorhin Consul gewesen, und jetzt Botschafter Roms war, besaß nicht mehr Silbergeschirr in seinem Hause als einen kleinen Becher, dessen Boden noch dazu von Horn war. Seine Tochter, jedes eignen Vermögens ermangelnd, hatte der Senat aus dem öffentlichen Schatze ausgesteuert. Als die Samniter ihm einstens große Geschenke boten, schlug er sie mit der Erklärung aus, daß er schon reich genug sey, indem er durch Einschränkung seiner Gelüste die Kunst gelernet habe, seine Bedürfnisse zu mindern.

Pyrrhus empfing diesen gefeyerten alten Mann mit vieler Güte. Um zu erfahren, ob der Ruf von ihm die Wahrheit sage, bot er ihm reiche Geschenke, die

die der Römer ohne anmaßenden Uebermuth ausschlug. Am folgenden Tage wollte er seine Gleichmüthigkeit auf die Probe stellen, ließ einen Elephanten hinter die Teppiche bringen, diese auf ein gegebenes Zeichen in die Höhe ziehen und das Ungeheuer seinen furchtbaren Rüssel über dem Kopf des Gesandten schütteln; aber Fabricius, ruhig um sich schauend, betrachtete das Thier mit Neugier und mit Muße; dann erklärte er dem König lächelnd, daß die Schrecken von heute gerade so viel Eindruck auf ihn machten, als die gestrigen Lockungen. Erfreuet, so viel Tugend bey einem Volk zu finden, das er unter dem allgemeinen Namen der Barbaren verloren hatte, eilte Pyrrhus, dem edlen Römer das einzige Geschenk zu machen, das ihm schmeicheln könnte. Er überlieferte ihm was nur immer unter den Gefangenen den Römernamen trug auf Treu und Glauben, und bedung sich bloß aus, daß er, im Falle die Römer den Krieg fortzusetzen entschlossen wären, sie zurückfordern dürfe, wenn es ihm gut däuchte.

Um diese Zeit hatte das römische Heer sich von der Niederlage erholt, und Sulpicius und Decius, Consuln fürs folgende Jahr, stellten sich an seine Spitze. Jener Schrecken, der die römischen Krieger beym ersten Anblick der Elephanten übermannt hatte, war verschwunden, und die Feldherren beeiferten sich mit großer Emsigkeit, des Pyrrhus Taktik und die griechische Art zu lagern nachzuahmen. So lernte diese Nation, bereit auch des Feindes bessere Sitte sich anzueignen, selbst durch ihre Niederlagen die Kunst, sich unüberwindlich zu machen. Die beyden Heere, jedes ungefähr vierzigtausend Mann stark, trafen auf einander bey der Stadt Asculum. Pyrrhus fand sich in eine waldigte Gegend verwickelt, die seine Pferde sowohl als seine Elephanten so frey, als

in

in der Ebene zu wirken, hinderte. Er verhielt sich also eine Zeitlang bloß vertheidigungsweise, bis ihm die Nacht Gelegenheit gewährte, eine vortheilhaftere Stellung anzunehmen. Am nächsten Morgen befahl er einem Theil seiner Reuterey, die Höhen in Besitz zu nehmen und den Feind in die Ebenen zu drängen; nachdem dies gelungen war, ordnete er seine Elephanten an der Spitze des Heeres, untermengte sie mit Schleudrern und Bogenschützen, und bildete solchergestalt einen Körper, dem die Römer kaum zu widerstehen vermochten. Da sie ohnehin für heute des Vortheils entbehrten, nach Erforderniß der Umstände vorrücken oder sich zurückziehen zu können, so ward die Schlacht bald allgemein. Umsonst suchten die Legionen die Phalanx niederzuwerfen; so erbittert sie auch auf sie einhieben, so fürchterliches Blutvergießen sie auch mit Aufopferung unzähliger eigner Leben in ihr anrichteten, so waren sie doch nicht fähig sie zu durchbrechen. Lang und hartnäckig ward gefochten. Dann siegte die griechische Taktik noch einmal. Rings um und hauptsächlich durch die Elephanten bedrängt, wichen die Römer in ihr Lager zurück, und ließen sechstausend Todte auf dem Wahlplatze liegen. Doch hatte der Feind nicht Ursache sich seines Triumphs zu erheben. Viertausend seiner tapfersten Krieger deckten das Schlachtfeld, und Pyrrhus fühlte mehr denn jemalen, daß es Siege gäbe, die den Niederlagen glichen. Der Kern seines Heeres war vertilgt; seine besten Feldherrn und seine liebsten Freunde waren dahin.

Der Feldzug endigte sich mit dieser Schlacht, begann aber im folgenden Frühjahr auf beyden Seiten mit gleicher Lebhaftigkeit. Pyrrhus hatte aus Griechenland neue Verstärkungen erhalten, und die Römer, ungeschreckt durch ihre bisherigen Niederlagen, wur-

wurden durch den grauen Fabricius, der sammt Aemilius zum Consul gewählt worden war, ins Feld geführt. Während die beyden Heere sich einander näherten, und nur noch ein geringer Zwischenraum sie trennte, ward dem Fabricius ein Brief von des Königs Arzt gebracht, des Inhalts, daß er seinen Herrn für eine schickliche Belohnung mit Gift aus dem Wege räumen, und so die Römer von einem furchtbaren Feinde und gefährlichen Kriege befreyen wolle. Bey diesem niederträchtigen Vorschlage fühlte Fabricius augenblicklich, was er der Redlichkeit und seinem Rufe schuldig sey. Er theilte den Inhalt des Briefes seinem Gehülfen mit, und beyde beschlossen einmüthig, dem Pyrrhus von der Verrätherey, die wider ihn angezettelt würde, Nachricht zu geben. Sogleich ward ein Brief an ihn geschrieben, der Vorgang ihm entdeckt, und zugleich bemerkt, wie unglücklich er in der Wahl sowohl seiner Feinde als seiner Freunde sey. Mördern vertraue er, und rechtschaffene und tapfere Männer erwähle er zu bekriegen.

Nicht ohne Beschämung empfand Pyrrhus, daß diese Römer, die er so oft Barbaren gescholten, sein hoch verfeinertes Volk an Zartheit des sittlichen Sinnes erreichten; an Bereitwilligkeit, dessen Mahnungen zu gehorchen, jenes weit hinter sich zurückließen. „Edler Fabricius!“ rief er aus: „eben so leicht ließe die Sonne sich aus ihrer Bahn rücken, als du aus dem Pfade der Ehre“. Nachdem er hierauf über seinen Diener eine scharfe Untersuchung verhängt, und von der Wirklichkeit der Verrätherey sich überzeugt hatte, schickte er auf der Stelle alle Gefangene ohne Lösegeld nach Rom zurück, und ließ noch einmal Friedensbedingungen vorschlagen. Letztere lehnten die Römer ab, es sey denn, daß Pyrrhus das Land räumte; dagegen erledig-

erledigten sie eben so viele Samniter und Tarenter, als Pyrrhus von den ihrigen freygelassen hatte. Der König gerieth durch die Standhaftigkeit der Römer in keine geringe Verwirrung, er schwankte zwischen Scham und Nothwendigkeit; seine Umstände nöthigten ihn gewissermaßen den Kampf abzubrechen, während seine Ehre litt, wenn er ihn unvollendet liegen ließ. Aus einer so großen Verlegenheit riß ihn eine Einladung der Siculer, die ihn um Beystand wider die Karthager ersuchten, deren eisernes Joch und tyrannische Behandlung sie nicht länger dulden konnten. Dieser Feldzug versprach ihm größere Belohnungen und weniger Arbeit, das Einzige, was dieser kriegerische Herumschwärmer suchte. Ohne Zeitverlust legte er daher ganz wider die Neigung der Tarenter eine Besatzung in ihre Stadt, schickte seinen Freund Cineas vor sich her, und folgte ihm baldigst mit dem Reste seiner Völker.

So der Gnade oder Ungnade der Römer Preis gegeben, hörten die Samniter und Tarenter nicht auf ihren flüchtigen Beschützer aufs dringendste um seine baldige Zurückkunft anzuflehen. Zwey Jahre hindurch blieb Pyrrhus, durch seine Fortschritte an Sicilien gefesselt, gegen alle ihre Bitten taub. Als er aber am Ende auch hier seine Erwartungen getäuscht fand, als er spürte, daß seine Siege ihm mehr Ehre als Vortheil brächten, war er froh, das Land unter eben dem scheinbaren Vorwande zu verlassen, unter dem er vorhin Italien verlassen hatte. An der Spitze von zwanzigtausend Fußvölkern, und dreytausend Reutern, kehrte er, mit einiger Schwierigkeit, noch einmal nach Tarent zurück. Die Römer, wiewohl von einem so furchtbaren Feinde bedrängt, hatten die alte Erbitterung zwischen den beyden Ständen des Staats noch

nicht

nicht vergessen; und als, um den Pyrrhus widerstehen zu können, ein Heer angeworben werden sollte, weigerten sich viele vom Volk zu dienen. Allein die Consuln, die durch diese Widersetzlichkeit das Reich an dem Rande des Unterganges taumeln sahen, beschlossen muthig durchzugreifen, ließen die Namen der Bürger durchs Loos hervorziehen, und hießen den ersten, der sich weigern würde ins Feld zu rücken, als Sclaven verkaufen. Diese wohlangebrachte Strenge leistete die gehoffte Wirkung, und so oft in der Folge jemand aufgefordert ward und sich zu dienen weigerte, ward er von den Consuln augenblicklich auf die beschriebene Art behandelt.

Jetzt mit hinlänglichem Volke versehen, theilten die Consuln ihr Heer in zwey Theile und rückten mit beyden zugleich in Feindes Land ein, der eine in Lucanien, der andere ins Gebiet der Samniter. Diese Maßregel erfuhr Pyrrhus. Auch er hatte sein Heer ergänzt und verstärkt, und theilte es ebenfalls in zwey Haufen, deren einen er wider den Lentulus abordnete, mit dem andern aber den Curius Dentatus anzugreifen eilte, eh' sein Gehülfe herankäme. Sein Hauptzweck war, den Feind bey Nachtzeit zu überraschen; da er aber unglücklicher Weise durch Wälder ziehen mußte, in welchen seine Wegweiser sich verirrten, verfehlte er des Weges, und kam nicht eher als mit Tagesanbruch vor dem Lager der Römer an, die er in Schlachtordnung seiner harren fand. Der Vortrab der Heere gerieth sogleich an einander, und die Römer gewannen einigen Vortheil. Bald nachher ward das Gefecht allgemein. Pyrrhus sahe, daß das Glück ihn verlasse und nahm noch einmal zu seinen Elephanten seine Zuflucht. Doch mit diesen waren die Römer schon zu bekannt, als daß sie sich noch eit-

lerweise hätten von ihnen schrecken lassen. Sie hatten entdeckt, daß das Feuer das wirksamste Mittel wäre, sich ihrer zu erwehren, und daher eine Menge Kugeln aus Hanf und Harz verfertigen lassen, die ihnen, so wie sie thürmend daher wandelten, brennend entgegengeschleudert wurden. Unfähig den Flammen sowohl, als dem Pfeilhagel der Feinde zu widerstehen, wurden die Elephanten wüthend. Statt vorwärts zu rücken, stürzten sie auf ihr eigenes Heer zurück, warfen die Glieder zu Boden und erfüllten alles mit Schrecken und Verwirrung. So erklärte der Sieg sich endlich für die Römer. Umsonst suchte Pyrrhus der Flucht und dem Blutvergießen der Seinigen Einhalt zu thun; er verlor nicht nur drey und zwanzigtausend seiner besten Krieger, sondern auch sein Lager. Dies Lager, das die Römer eroberten, diente diesem gelehrigen Volke zu einer Lection, die sie zu nutzen nicht vergaßen. Bisher hatten sie ihre Zelte ohne Ordnung neben einander hingeworfen; aus Pyrrhus Lager aber lernten sie den Boden gehörig ausmessen und das Ganze mit Wall und Gräben befestigen, so daß manche ihrer folgenden Siege ihrer verbesserten Art sich zu lagern zugeschrieben werden müssen.

Während die Consuln triumphirend in Rom einzogen, ertrug Pyrrhus seine Niederlage mit ungebrochnem Muth; seine erste Sorge war, sich den Rückweg zu sichern; seine zweyte, durch Vorspiegelung besserer Zukunft die Gemüther seiner Bundesgenossen aufrecht zu erhalten. In der That nutzte er alle Hülfsquellen, die seine fruchtbare Erfindungskraft, und sein nicht geringer Einfluß ihm gewährten, um sich zu noch einem Feldzuge gehörig auszurüsten. Da er aber alle seine Hoffnungen vereitelt sahe, beschloß er ein Land zu verlassen, wo er nichts als verzweifelte

Feinde

Feinde und unzuverlässige Bundsgenossen fand. In dieser Rücksicht rief er die Tarenter zusammen, eröfnete ihnen, daß er Versicherungen schleunigen Beystandes aus Griechenland empfangen habe, ersuchte sie, den Ausgang ruhig abzuwarten, und nachdem er zu Rettung des äußern Scheines eine Besatzung in Tarent zurückgelassen, schiffte er sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres ein, um in sein angeerbtes Königreich zurück zu kehren.

So endigte sich der Krieg mit dem Pyrrhus, nachdem er sechs Jahre gedauert hatte; ein Krieg, in welchem wir die Römer griechische Verfeinerung mit der ursprünglichen Rohigkeit ihrer eigenen Sitten vereinigen, und eine edlere Rolle spielen sehn, als in irgend einem vorigen Zeitraum. Ein Geist der Nüchternheit, der Verachtung alles Reichthums, und des Wetteifers in jeder Tugend hatten sich in dem ganzen Staat verbreitet. Fabricius hatte durch sein Beyspiel nicht nur die Armuth ehrwürdig gemacht, sondern strafte auch, Kraft seines obrigkeitlichen Ansehens, allen Hang zur Verschwendung. So ward, während seines Censorats, Rufinus, der zweymal Consul und einmal Dictator gewesen war, aus dem Senat gestoßen, und gewissermaßen für ehrlos erklärt, bloß weil er zehn Pfunde silbernen Tafelgeschirrs brauchte. Durch eine solche Liebe zur Mäßigkeit und solches Glück im Kriege ward das gemeine Wesen reich, wenn gleich die Individuen arm blieben; auch die Zahl der Bürger war bis zu zweymalhunderttausend waffenfähigen Männern angewachsen, und der Ruf ihrer Thaten verbreitete sich so fern, daß Ptolemäus Philadelphus König von Egypten ihnen durch eine friedliche Gesandtschaft Glück wünschen und sie zu einem Bündniß einladen ließ.

Was nun die armen Tarenter, die eigentlichen Urheber dieses Krieges, anbetrift, so fanden sie in der Besatzung, die ihnen zum Schutze war hinterlassen worden, bald einen ärgeren Feind, als in den Römern, die sie von außen ängstigten. Ihr Haß gegen Milo, den Befehlshaber der Festung, ging so weit, daß nur die Furcht vor ihren eingewurzelten Feinden, den Römern, ihm die Wage halten konnte. In dieser Enge wandten sie sich an die Carthager, die den Hafen von Tarent sogleich mit einer großen Flotte einschlossen, so daß dies unglückliche, seiner Prachtliebe und Schwelgerey halber vor Zeiten in ganz Italien berühmte Volk, zu gleicher Zeit drey verschiedne Heere um sich kämpfen sah, ohne die Freyheit, seinen Herrn sich wählen zu dürfen. Endlich gelang es den Römern, die Besatzung auf ihre Seite zu bringen, worauf es ihnen ein leichtes war, sich auch der Stadt zu bemeistern, deren Mauern sie niederrissen, den Einwohnern aber Schutz und Freyheit angedeihen ließen.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Anfang des ersten punischen Krieges bis zum Anfang des zweyten, da Rom anfing mächtig zur See zu werden.

Jetzt hatten die Römer alle nebenbuhlende Mächte in Italien zerstört; die Tarenter, die Samniter, die Lucanier waren entweder nicht mehr, oder hatten gehorchen gelernt. Ihr Sieg über den Pyrrhus gab ihnen nicht nur auswärts Ruf, sondern entzündete auch in ihnen die Begierde nach auswärtigen Eroberungen.

Digitized by Google

rungen. Von nun an waren die Verfeinerungen der Griechen und der Tarenter, die sie besiegt hatten, ihnen nicht länger unbekannt, und wiewohl sie sie nicht gleich nachahmten, so fing doch die Zahl ihrer Ackerleute allmälig an abzunehmen, während, wie in allen mächtigwerdenden Staaten zu geschehen pflegt, ihre Künstler und so genannten feinen Leute sich vermehrten. Die Umlage der Stadt war jetzt nicht mehr im Stande die zunehmende Volksmenge mit Korn zu versorgen, und man mußte zu den Ausländern seine Zuflucht nehmen. Von diesen lieferte Sicilien bey weitem den größten Vorrath, so daß das Volk anfing nach dem Besitze eines Landes zu lüstern, welches Rom seit geraumer Zeit zur Kornkammer gedient hatte. Einen Vorwand auszufinden, war nicht schwer. Den größten Theil der Insel besaßen jetzt die Carthager, welche so wie die Römer nur auf eine Gelegenheit lauerten, die verschiedenen Völkerstämme des Landes zu vereinigen, und mittlerweile sich des Ganzen zu bemeistern. Diese Gelegenheit fand sich bald. Hiero, König von Syracus, einem der noch unerbeuteten Staaten, ersuchte sie um ihre Hülfe wider die Mamertiner, ein kleines Volk des nämlichen Landes, und sie gewährten sie ihm zu Wasser und zu Lande. Die Mamertiner, um dem bevorstehenden Untergange zuvor zu kommen, begaben sich unter den Schutz der Römer. Diesen schien ein Bündniß mit den Mamertinern etwas zu Verächtliches zu seyn. Ohne sich daher laut zur Unterstützung dieses Volkes zu bekennen, erklärten sie ohne Aufschub den Carthagern selbst den Krieg, als die in den neulichen Kriegen den südlichen Völkern Italiens wider die Römer Beystand geleistet hätten. So entstanden die Fehden zwischen diesen zwey mächtigen Nationen, die zu groß geworden waren, um eine der an-

deren

deren steigenden Macht geduldig länger zusehn zu können.

Carthago, eine Pflanzstadt der Phönicier, lag an der Küste von Africa, wo jetzt Tunis liegt, und war ungefähr hundert und dreyßig Jahr älter als Rom. Während seines Jahrhundertlangen Wachsthums hatte es seine Herrschaft nicht nur längs den Küsten, sondern auch über verschiedene Inseln des mittelländischen Meeres ausgebreitet. Seine Hauptstärke lag jedoch in seiner Flotte und seinem Handel; durch diesen gewann es unermeßliche Reichthümer, und nur durch Geld konnte es Heere aufbringen und aussenden, um seine Nachbaren zu bezwingen oder in der Unterwürfigkeit zu halten. Der Ueberfluß, in dem es schwelgte, ermangelte aber doch nicht, alle Uebel in seiner Verfassung hervorzubringen, welche die gewöhnliche Folge zu großer Reichthümer sind. Wenn in der römischen Republik die öffentlichen Staatsämter in der Regel nur den Tüchtigen zu Theil wurden, und gerade die höhern Würden nur auf überwiegende Gefahren und Mühseligkeiten ein ausschließendes Vorrecht gaben; so im Gegentheil waren in Carthago alle Ehrenämter feil, und wer sie erstanden hatte, suchte auf jede rechtliche und widerrechtliche Weise das Aufgewandte mit Wucher wieder einzubringen. So ungleich organisirt, begonnen diese beyden großen Mächte den sogenannten ersten punischen Krieg. Die Carthager besaßen Gold, das erschöpft werden kann; die ärmeren Römer Beharrlichkeit und Patriotismus, die mit jeder Niederlage zuzunehmen schienen.

In dem engen Bezirk, worin die Römer sich bisher herumgetummelt hatten, war es ihnen nicht möglich gewesen, von der Kunst, Heere zur See fortzubringen, einige Wissenschaft zu erlangen. Appius Claudius war der erste, der vermittelst einer schwachen

chen Flotte, oder, wie andere wollen, mittelst eines zusammengeschlagenen Flosses eine nicht sehr bedeutende Heerschaar nach Sicilien übersetzte, wo, wie gewöhnlich, Sieg und Glück jeden Schritt der Römer begleitete. Ein Bündniß, das bald nach des Consuls Ankunft mit Hiero, König von Syracus, geschlossen ward, machte den Römern Hoffnung, daß sie die Carthager einst aus der Insel vertreiben, und ihrer Seits Herren von derselben werden würden. Aber diesen ehrgeitzigen Absichten stellte sich ein, wie es schien, unüberwindliches Hinderniß entgegen. Es fehlte ihnen an einer Flotte, wenigstens verdiente, was sie von Fahrzeugen besaßen, keinesweges diesen Namen zu führen; während die Carthager im Besitz einer furchtbaren Seemacht dem Meere geboten und alle Seestädte in Ehrfurcht erhielten. In solcher Lage würde jedes andere Volk als das römische seinem Plane entsagt und dem Verbote der Natur sich geduldig unterworfen haben. Nur die Römer vermochte nichts zu beugen noch zu schrecken. Sie begannen, sich mit Ernst auf das Seewesen zu legen, und wiewohl es ihnen an einem Modell ein Schiff zu bauen, und an Seeleuten sie zu regieren fehlte, so beschlossen sie dennoch mit unbiegsamer Beharrlichkeit, jedes Hinderniß zu überwältigen. Ein carthagisches Fahrzeug, das von ungefähr auf ihren Strand lief, war hinreichend, in ihnen die Idee einer Flotte zu erwecken, mit der sie einstens den Carthagern die verjährte Herrschaft zur See streitig machen könnten. Sie schritten ohne Zeitverlust zum Werk und baueten nach dem Muster dieses Fahrzeugs, das wenig mehr denn Wrak war, eine Flotte von nicht weniger als hundert und zwanzig Segeln, die freylich ziemlich plump und zum Segeln wenig tauglich seyn mochten; aber jetzt fehlte es ihnen noch an Seeleuten. Die Römer, im Acker-

baue erzogen, waren des Seewesens durchaus unkundig, und die neueroberten Völker hatten entweder schlechte Lust zur See zu dienen, oder waren auch nicht zuverläßig genug. In dieser Verlegenheit lehrten sie ihre Leute zu Lande rudern, andere unterwiesen sie in der Kunst zur See zu fechten so gut sie konnten, und überließen das übrige ihrem Glücke und ihrem Muthe.

Der Consul Duilius war der erste, der sich mit dieser rohen Flotte zur See wagte; er fand aber nur zu bald, daß der Feind in der Kunst des Seekriegs sowohl als in jener, die Fahrzeuge ins Gefecht zu bringen, ihm überlegen wäre. Den unermüdsamen Muth der Römer vermochte auch dies nicht zu brechen. Duilius erfand ein Hülfsmittel zur Erleichterung seiner Operationen, gewisse Haken nämlich, mit denen er ein feindliches Schiff so fest an das seinige klammern konnte, daß vor entschiedenem Siege an kein Loslassen zu gedenken war. Mittelst dieser Erfindung gewann die Seeschlacht mehr Aehnlichkeit mit dem den Römern wohlbekannten Landgefechte, und so geschah' es, daß bey dem nächsten Zusammentreffen der beyden Flotten die Römer siegten, die Carthager aber funfzig Segel, und was ihnen wichtiger war, die bisher unbestrittene Herrschaft zur See verloren. Der Senat war über dies kaum erwartete Glück so erfreut, daß er dem Duilius nicht nur einen herrlichen Triumph, sondern auch die sonderbare Ehrenbezeugung zuerkannte, so oft er zum Schmause ginge, von einer Schaar Musiker begleitet zu werden. Mittlerweile ward der Landkrieg in Sicilien mit abwechselndem Glücke fortgeführt, indem bald die Carthager, bald die Römer unterlagen. Das Betragen der beyden Nationen während dieses Krieges war jedoch auffallend verschieden. Die Carthager ermangelten nie, ihre Feldherren nach irgend einem unglücklichen Treffen

zur

zur Rechenschaft zu ziehen, zu strafen, ja wohl gar zu tödten, während die Römer, immer zufrieden und gleichmüthig, nach einer Niederlage eben so munter als vergnügt nach einem Siege waren. Ihre Hauptfortschritte während des letzten Theils des Krieges in Sicilien verdankten die Römer dem Muth und der Klugheit ihres Consuls Regulus, der nicht nur die Inseln Lipari und Melita, in spätern Zeiten als Sitze der Maltheserritter so berühmt, eroberte, sondern auch die Stadt Agrigent in Sicilien und Alberia in Corsica mit dem Gebiete der Römer vereinigte.

So viel bedeutende Vortheile waren jedoch nicht fähig die feurigen Erwartungen des Volks zu befriedigen. Die Carthager, wiewohl zur See geschlagen, waren noch immer auf diesem Element die mächtigsten, und konnten die Insel nach Belieben mit Mannschaft und mit Zufuhr versehen. Siciliens Eroberung schien also nur durch Demüthigung Carthagos innerhalb seinen eigenen Gränzen bewerkstelligt werden zu können. In dieser Hinsicht beschloß der Senat, den Krieg nach Africa zu spielen, und Regulus und Manlius wurden mit einer Flotte von dreyhundert Segeln abgesandt, um in diesem Welttheil eine Landung vorzunehmen. Regulus galt für den erfahrensten Krieger, den Rom damalen besaß. Er war ein Muster strenger Nüchternheit, wiewohl weniger streng gegen andere als gegen sich selbst. Er tadelte nur solche Fehler, die er selbst um die Welt nicht möchte begangen haben. Allein sein Patriotismus war noch größer als seine Mäßigkeit. Alle Privatleidenschaften schienen in ihm erloschen oder verschlungen zu seyn von jener vorherrschenden Leidenschaft, der Liebe seines Vaterlandes. Ab segelten die beyden Feldherren mit ihrer Flotte, der größten, die je aus einem italischen Hafen hervorgegangen war, indem sie hundert und

vier-

vierzigtausend Mann führte. Mit einer eben so ansehnlichen, aber des Seewesens kundigern Flotte begegneten ihnen die Carthager. So lange das Gefecht in einer gewissen Entfernung mehr zwischen Schiff und Schiff als zwischen Mann und Mann dauerte, schienen die Carthager die stärksten zu seyn; als es den Römern aber erst gelungen war, zu entern, zeigte sich der Unterschied zwischen gedungenen Soldaten und einem Heer, das für die Ehre kämpfte, auf die auffallendste Art. Die Entschlossenheit der Römer ward mit dem rühmlichsten Erfolge gekrönt. Die feindliche Flotte zerstreuete sich und vier und funfzig ihrer Schiffe wurden genommen. Die Folge dieses Sieges war die unmittelbare Landung in Africa und die Eroberung der Stadt Clypea, in welcher zwanzigtausend Mann zu Kriegsgefangenen gemacht wurden.

Unterrichtet von so glücklichen Ereignissen und um neue Verhaltungsbefehle angesprochen, entbot der Senat den Manlius zur Fortsetzung des sicilischen Krieges nach Italien zurück. Regulus erhielt Befehl in Africa zu bleiben, und da sein Consulat zu Ende ging, unter dem Titel eines Proconsuls die dortigen Eroberungen weiter zu treiben. Glücklich im Beyfall seines Vaterlandes drang Regulus tiefer ins Land, und führte sein Heer an die Ufer des Flusses Bagrada. Hier war es, wo, während er die Ankunft der Carthager erwartete, seine Leute beym Wasserholen von einer ungeheuern Schlange angefallen wurden, die sich längs des Flusses, als wolle sie den Zugang desselben versperren, in schrecklicher Länge gelagert hatte. Sie maß in die Länge nicht weniger denn hundert und zwanzig Fuß und ihre Schuppen waren jedem Geschoß undurchdringlich. Einige der kühnsten im

Heere

Heere wagten es sie anzugreifen; wurden aber bald die Opfer ihrer Unbesonnenheit, indem sie theils von den verschlingenden Kinnbacken des Ungeheuers zermalmet, theils von ihrem unringelnden Schweif erdrückt wurden. Die giftigen Dünste, die das Unthier aushauchte, machten es noch fürchterlicher, und dem Volke grauete so heftig vor ihm, daß es versicherte, lieber dem ganzen carthagischen Heer die Spitze bieten zu wollen, als diesem gräßlichen Gewürm. Eine Zeitlang blieb es unentschieden, wer des Flusses Meister bleiben sollte, ob das Ungeziefer oder das Kriegsheer. Die gewöhnlichen Waffen konnten wider den Schuppenpanzer der Schlange nichts ausrichten. Regulus sahe sich also gezwungen, die Wurfmaschinen, deren man sich bey Belagerung zur Niederwerfung der Mauern bediente, wider sie zu brauchen. Auch diesen widerstand sie eine Weile, und erwürgte nicht wenig von seinen Leuten, bis endlich ein gewaltiger Stein aus einer der Maschinen auf sie herabgeschleudert, ihr das Rückgrat zerbrach und ihre Bewegung lähmte, worauf die Soldaten sie umringten und vollends umbrachten. Regulus erfreut als hätte er eine Schlacht gewonnen, sandte ihre Haut nach Rom, wo sie noch zu Plinius Zeiten zu sehen war.

Mittlerweile hatten die Carthager ein neues und beträchtliches Heer zusammen gebracht, um dem Regulus, der geradesweges auf ihre Hauptstadt eindrang, Widerstand zu leisten. Eine Schlacht folgte, in welcher Carthago noch einmal geschlagen ward und den Kern seiner Völker verlor. Diese Niederlage brachte sie der Verzweiflung nahe. Achtzig ihrer Städte unterwarfen sich den Römern. Die Numidier, ihre alten Bundsgenossen, empörten sich wider sie und halfen den Römern das Land verheeren. Von allen Gegenden flüch-

flüchtete der Landmann in die Stadt, den einzigen noch übrigen Zufluchtsort, in welche er nichts als Kummer und Hunger hereinbrachte. Aufs Aeußerste getrieben, und eines Feldherrn, der dem Sieger Regulus gewachsen wäre, durchaus ermangelnd, sahe dies stolze Volk sich gezwungen nach Lacedämon zu schicken, und den Oberbefehl ihres Heers dem Xantippus anzutragen, einem Feldherrn von großer Erfahrung, der die Führung desselben auch übernahm. Zu gleicher Zeit schickten sie einige ihrer vornehmsten Bürger an den Regulus, um den Frieden von ihm zu erbitten. Schon lange hatte der römische Feldherr den Krieg zu endigen und in sein Vaterland zurück zu kehren gewünscht. Schon vor einiger Zeit hatte er den Senat ersucht, ihm einen Nachfolger zu geben und ihn nach Hause ziehn zu lassen, indem er erfahren habe, daß der Wirthschaftführer, dem er die Bearbeitung seiner kleinen Länderey, die nicht mehr denn sieben Morgen betrug, übertragen habe, todt sey, und seine Knechte alle zum Ackerbau gehörige Geräthe entwandt hätten. Er meldete dem Senat, daß, während er die Heere des Staats führte, sein Weib und seine Kinder des Brodes entbehrten, und daß sein kleines Hauswesen seine Gegenwart unumgänglich erfordere. Auf diese Vorstellung versorgte der Senat seine Frau und Kinder mit zulänglichem Unterhalt, versahe sein Gehöft mit dem nöthigen Geräthe und hieß ihn an der Spitze seines Heeres bleiben. Als die Carthager ihm nun Friedensvorschläge thaten, war er nicht abgeneigt ihnen Gehör zu geben; hielt sich aber, indem er sich gewissermaßen als Carthagos Herrn betrachtete, für befugt und berechtigt, die Bedingungen vorzuschlagen. Diese waren, daß die Carthager die Städte abtreten sollten, die sie in Sicilien und Sardinien besäßen, daß sie alle Gefangne ohne Lösegeld ausliefern, die ihrigen von den

den Römern lösen sollten. Diese und andere ähnliche Bedingungen wurden vorgeschlagen, schienen den Carthagern aber so hart, daß sie die Unterhandlungen auf der Stelle abbrachen und beyde Theile sich zur Fortsetzung des Krieges rüsteten.

Xantippus, der Lacedämonische General, war jetzt angelangt, und lehrte die Carthager tüchtige Mannschaft ausheben; er versicherte sie, daß ihre Heere bis jetzt nicht durch die Stärke des Feindes, sondern durch die Unwissenheit der Anführer zerstört worden wären; er verlangte von ihnen nichts als bereitwilligen Gehorsam gegen seine Befehle und versprach ihnen unter dieser Bedingung einen leichten Sieg. Das Zureden des erlauchten Kriegers schien der Stadt neues Leben einzuhauchen. Noch einmal ward ihre Verzweifelung Hoffnung, und die Hoffnung wuchs bald zur Zuversicht. Dies war der Geist, den der griechische Feldherr ihnen einzuflößen suchte. Kaum sahe er sie zum Kampf reif, als er sie getrost ins Feld führte. Die Macht war auf beyden Seiten nur geringe. Das carthagische Heer bestand aus zwölftausend Mann zu Fuß und viertausend Reitern, und die Römer zählten eben so viel, oder doch nur wenig mehr. Der erste Umstand, der den Regulus beunruhigte, war die Bemerkung, daß der Feind nach einem ganz anderen Plan sich lagere, und Gegend und Boden mit großer Sorgfalt wähle. Bis jetzt hatten die Carthager immer waldigte und ungleiche Gegenden vorgezogen, in denen weder die Reiterey sich frey entwickeln, noch die Elephanten von Nutzen seyn konnten. Jetzt aber hielten sie immer das offne Feld, und zwackten das römische Heer so unaufhörlich, daß Regulus genöthigt ward, sich in die Ebene zu begeben und über den Fluß zu setzen, um ihnen eine Schlacht zu liefern.

Der

Der Lacedämonier ordnete sein Heer mit entschiedener Einsicht. Er stellte die Reiterey auf den Flügeln, vertheilte die Elephanten in schickliche Zwischenräume hinter der Linie des schwerbewaffneten Fußvolks, hieß die leichten Truppen vor die Fronte rücken, ihr Geschoß abschießen, und dann durch die Linie des Fußvolkes sich zurückziehen. Dies war die meisterhafte Stellung, deren die Römer in manchen folgenden Gelegenheiten sich mit dem besten Erfolg bedienten, nachdem sie ihre Bewährtheit diesmal mit ihrem Schaden erfahren hatten. Das Gefecht begann. Die Römer stritten ihrer alten Thaten würdig; aber nach dem langwierigsten und hartnäckigsten Gefecht wurden sie mit fürchterlichem Gemetzel geworfen, der größte Theil ihres Heeres ward aufgerieben und Regulus selbst gefangen. Dieser große und unerwartete Sieg erfüllte die Straßen von Carthago mit unbändiger Freude. Man drängte sich um den Sieger. Man konnte nicht satt werden, den Mann zu sehen, der in einem kleinen Körper und unter einem unansehnlichen Aeußerlichen eine solche Heldenseele verberge. Allein diese Gesinnungen waren von kurzer Dauer. Nur zu bald verwandelte sich ihre Bewunderung in Neid. Unerträglich war es ihnen, einem Fremden eine Rettung zu verdanken, die sie nicht durch ihren eigenen Muth und ihre eigene Tugend hatten bewerkstelligen können. Xantippus, der ihre Bösartigkeit kannte, und um des Lobes der Barbaren willen sich keinen Augenblick höher geschätzt hatte, beschloß durch freywillige Entfernung den Neid zu versöhnen, und ersuchte sie um ein Schiff, mit dem er nach Hause kehren könnte. Eben hier aber zeigte, wie die Geschichtschreiber versichern, der Undank dieses Volks sich in seiner größten Schwärze; sie bewilligten sein Ansuchen mit großer scheinbarer Höflichkeit, gaben ihm eine ehrenvolle

renvolle Bedeckung, befohlen aber insgeheim den Seeleuten, ihn und seine Gefährten über Bord zu werfen, damit die Ehre dieses großen Sieges nicht einem Fremden zufallen möchte.

Dem sey indessen, wie ihm wolle, so schien die Lage der Carthager von der Zeit an sich immer mehr zu verbessern, während der Römer ihre sich sichtbar verschlimmerte. Die Ueberbleibsel des römischen Heeres wurden in Clypea, einer Stadt an der Küste Africas, die Regulus erobert hatte, belagert; und obgleich ein Seesieg, welchen Aemilius Paulus erfocht, ihnen einigermaßen Luft verschafte, so wurden sie doch endlich gezwungen den Ort zu räumen. Bald nachher verloren die Römer ihre ganze Flotte in einem Sturm, und Agrigent die vorzüglichste Stadt, die sie in Sicilien besaßen, ward von Carthalo, dem carthagischen Feldherrn, erobert. Die Römer, nicht gewohnt, durch dergleichen Unfälle sich abschrecken zu lassen, erbaueten vielmehr eine andere Flotte, die das Schicksal der erstern hatte. Die Seeleute, die der Küsten des Mittelmeers noch nicht sattsam kundig waren, führten sie auf Sandbänke, und nicht lange hernach blieb der größte Theil derselben in einem Sturm. Nach so mancherley mißlungenen Versuchen gaben die Römer auf eine Zeitlang die Hoffnung auf, den Carthagern die See streitig zu machen, und begnügten sich mit ihren Fortschritten in Sicilien, welches schöne Land sie wirklich größtentheils eroberten.

Mittlerweile hofften die Carthager, die des Krieges satt hatten, nach den jüngsterhaltenen Vortheilen die Römer billiger denn vormalen zu finden, und beschlossen Gesandte nach Rom zu schicken, welche theils neue Friedensvorschläge thun, theils über die Auswechselung der Gefangenen unterhandeln sollten. Regulus

gulus, der jetzt schon vier Jahre in Ketten und Banden unter ihnen geschmachtet hatte, glaubten sie, würde der brauchbarste zu diesem Geschäfte seyn. Der langen Einsperrung müde, hofften sie, würde er sein Möglichstes thun, um seine Landsleute zur Schließung eines Friedens zu bewegen, der seiner mühseligen Gefangenschaft ein Ende machen würde. In dieser Erwartung schickten sie ihn mit ihren Gesandten nach Rom, doch nicht ohne ihm vorläufig das Versprechen abgenommen zu haben, daß er, im Fall er nichts ausrichte, in sein Gefängniß zurückkehren wolle. Man gab ihm sogar zu verstehen, daß sein Leben von dem Erfolg dieser Unterhandlungen abhinge.

Als dieser edle Feldherr mit den Gesandten von Carthago sich seiner Vaterstadt näherte, kamen Schaaren seiner Freunde heraus ihm entgegen, um zu seiner Rückkunft ihm Glück zu wünschen. Die Stadt erscholl von Freudengeschrey; aber Regulus weigerte sich mit gesetztem Trübsinn in die Thore einzugehn. Umsonst bat man ihn, doch noch einmal seine kleine Wohnung wieder zu besuchen und jene Freude zu theilen, die seine Wiederkunft in ihr verbreitet hätte. Beharrlich sagte er, er sey jetzt nichts weiter als ein Sclave der Carthager, und unfähig unter seinen freyen Mitbürgern aufzutreten. Der Senat mußte sich also, wie gewöhnlich, wenn er auswärtigen Gesandten Gehör geben wollte, außerhalb den Mauern versammlen, da denn Regulus nach Anweisung des carthagischen Senates seinen Auftrag eröffnete und von den Gesandten in seinen Vorschlägen unterstützt ward. Nun war der Senat eines Krieges, der schon über acht Jahr gedauert haete, ziemlich müde, und von einem Friedensschlusse gar nicht abgeneigt. Allgemein glaubte man, daß die Feindseligkeiten zwischen beyden

den Mächten schon zu lange gedauert hätten, und daß man keine Bedingungen ausschlagen müsse, die nicht nur den beyden Nationen die Ruhe, sondern auch einem alten tapfern Feldherrn, den das Volk ehrte und liebte, die Freyheit wieder geben könnten. Regulus allein hatte noch seine Meinung nicht gesagt. Man fragte ihn darum, und er stimmte, zum Erstaunen aller Anwesenden, wider den Frieden. Er versicherte den Senat, daß die Hülfsquellen der Carthager erschöpft, daß der Adel uneins, und das Volk der Beschwerden des Krieges müde sey; daß ihre besten Feldherren in der Gewalt der Römer wären, während Carthago nur den Auswurf des römischen Heers besitze; daß Roms Vortheil nicht nur, sondern auch sogar seine Ehre, die Fortsetzung des Krieges erfordere, indem ihre Altvordern nie anders, denn als Sieger, Frieden geschlossen hätten.

Ein so unerwarteter Vortrag verwirrte den Senat nicht wenig. Er begriff dessen Richtigkeit, allein er begriff auch die Gefahren, denen der edelmüthige Greis sich dadurch preis gäbe; er schien von der Nützlichkeit des ferneren Krieges überzeugt, die einzige Schwierigkeit war nur, denjenigen zu retten, der zur Fortsetzung desselben gerathen hatte; er bedauerte und bewunderte einen Mann, der wider sein eigenes Privatinteresse so viel Beredsamkeit verschwendet hatte, und konnte sich nicht zu einer Maßregel entschließen, die mit dessen Untergang enden müsse. Aus dieser Verlegenheit riß Regulus ihn heraus, indem er allen weitern Unterhandlungen ein Ende machte, aufstand, und sich rüstete, zu seinem Kerker zurück zu kehren. Umsonst fleheten der Senat und seine theuersten Freunde ihn zu bleiben. Umsonst füllten sein Weib und seine kleinen Kinder die Stadt mit ihrem Klaggeschrey; vergebens flehten sie nur um den einzigen Trost, ihn sehn zu dürfen. Stand-

haft beharrte er auf Erfüllung seines Versprechens, und, wiewohl der Martern sattsam kundig, die bey seiner Rückkehr seiner harrten, schied er ohne die Seinigen zu umarmen, oder von seinen Freunden Abschied zu nehmen, von dannen, und zog mit den Gesandten nach Carthago zurück.

Nichts glich der Wuth und Befremdung der Carthager, als sie von ihren Gesandten erfuhren, daß Regulus, statt den Frieden zu befördern, die Fortsetzung des Krieges bewirkt habe. Mit den erlesensten Martern beschlossen sie seine große That zu vergelten. Sie beraubten ihn der Augenlieder und stürzten ihn in seinen dunkeln Kerker zurück. Dann mit einmal stellten sie sein entblößtes Angesicht den stechenden Sonnenstrahlen bloß. Dann verspündeten sie ihn in ein Faß, das nach innen mit spitzigen Nägeln ausgeschlagen war, und in dieser martervollen Lage ließen sie ihn umkommen.

Erbitterter denn jemalen griffen beyde Theile jetzt zu den Waffen. So manche Schiffbrüche, so vieler braver Krieger Verlust, konnte die unerschütterlichen Römer nicht abschrecken, noch einmal eine Flotte auszurüsten und Carthago von neuem Trotz zu bieten. Es schien jedoch, als ob das Verhängniß beschlossen habe, ihnen dies unbeständige Element durchaus zu verleiden. Durch die schlechten Maßregeln ihres Consuls Claudius Pulcher und durch andere Unfälle ward diese Flotte, wie alle vorigen zerstört, und mit ihr schienen alle Quellen zur Ausrüstung einer neuen versiegt zu seyn. Sieben Jahre hindurch waren sie genöthigt alle Seerüstungen aufzugeben. Dann ermannten sie sich noch einmal, erbaueten eine furchtbarere Flotte denn jemalen, und vertraueten sich dem trüglichen Elemente mit ungebrochenem Muth. Diesmal ward ihre Beharrlichkeit belohnt. Sieg folgte auf

Sieg.

Sieg. Fabius Bukeo war der erste, der ein Geschwader feindlicher Schiffe schlug, aber Lutatius Catulus zerstörte die ganze Seemacht der Carthager durch einen glorreichen Sieg, in welchem er, der untrüglichsten Berechnung nach, hundert und zwanzig ihrer Schiffe eroberte. Dieser unersetzliche Verlust zwang die Carthager um Frieden zu bitten, und Rom fand rathsam, ihn ihnen zuzugestehen, unter keinen andern Bedingungen jedoch, als jenen, die ihnen einst Regulus an den Thoren ihrer Hauptstadt auferlegt hatte. Diese waren, daß sie tausend Talente Silbers zur Erstattung der Kriegskosten auf der Stelle, zweytausend zweyhundert aber binnen zehn Jahren bezahlen; Sicilien und alle umliegenden Inseln räumen; mit den Bundesgenossen der Römer nie Krieg führen, noch mit Kriegsschiffen ins römische Gebiet kommen, endlich auch alle Gefangene und Ueberläufer ohne Lösegeld ausliefern sollten. Diese harten Bedingungen unterschrieben die erschöpften Carthager mit vieler Bereitwilligkeit; und so endigte sich der erste punische Krieg, der vier und zwanzig Jahr dauerte, und vielleicht noch länger fortgedauert hätte, wenn nicht beyde Völker außer Stande gewesen wären, ihre Feindseligkeiten länger fortzusetzen.

Sechszehntes Kapitel.

Vom Ende des ersten punischen Krieges bis zum Ende des zweyten.

Auf diesen blutigen Krieg folgte ein so tiefer Friede, daß ungefähr sechs Jahre nachher, zum zweyten Mal nach Erbauung der Stadt, der Janustempel geschlossen ward. So mit allen Nationen in Freundschaft hatten die Römer Muße, die Künste des Friedens anzubauen. Sie gewannen Geschmack an der Dichtkunst, der ersten von allen, die in jeder gesitteten Nation emporkommt und wieder verfällt. Bis dahin hatten die Römer sich an den rohen Schwänken niedriger Possenreißer ergötzt. Ihre fescenninischen Spiele wurden von einer Art von Mimikern gegeben, denen Schmutz für Witz, und Zote für Humor galt. Diese wurden durch eine höhere Dichtungsgattung verdrängt, die sogenannte Satire, eine Art von Dramen, welche die Sitten der Großen schilderte und dem Gelächter des Volks preis gab. Denen folgten die Tragödie und Komödie, die von den Griechen geborgt wurden, wie denn auch der erste dramatische Dichter Roms Livius Andronicus von Geburt ein Grieche war. Sobald das Volk dieses geschmackvollen Unterhaltungen gekostet hatte, so entsagte es dem vorigen Unrath mit Abscheu. Von nun an arbeitete man nur nach griechischen Mustern, und wiewohl die Römer diese ihre Meister in der dramatischen Dichtkunst nie erreicht haben, so übertrafen sie sie doch bald in den zartern Dichtungsgattungen. Die Elegie, die Ekloge, das Lehrgedicht, gewannen neue Schönheit im römischen Idiom, und die Satire, nicht

J.d.St. 514.

jener

jener rohe Dialogism, dessen wir schon gedacht haben, sondern eine edlere Art, die Lucilius erfand, war ganz ihr eigen.

Diese friedlichen Beschäftigungen waren jedoch nicht fähig, dies kriegerische Volk in Unthätigkeit einzuwiegen. Jede Frist des Ausruhens schien ihnen mehr zu neuen Unternehmungen frische Kraft zu geben, als ihre alte Schnellkraft zu erschlaffen. Die Illyrier waren die ersten, die es erfuhren. Dies Volk, das ganz ungestraft auf dem Mittelmeer Räuberey getrieben hatte, fing jetzt an, auch an römischen Handelsleuten sich zu vergreifen. Die Römer beklagten sich darüber bey ihrer Königin Teuta. Diese ließ statt der Genugthuung die Gesandten umbringen. Nun kam es zum Kriege, in welchem die Römer siegten. Eine Menge illyrischer Städte ward erobert, und zuletzt ein Friede geschlossen, Kraft dessen den Römern der größte Theil des Landes abgetreten, ein jährlicher Tribut zugestanden, und das Versprechen geleistet werden mußte, daß die Illyrier niemalen mit mehr denn zwey, noch dazu unbewaffneten Fahrzeugen sich jenseit des Flusses Lissus wollten sehen lassen. J.d.St. 527.

Die Gallier waren das nächste Volk, das sich die Ungnade der Römer zuzog. Wähnend, daß eine Frist des Friedens, wo die Heere beurlaubt waren, die bequemste Zeit zu neuen Einfällen sey, hatten sie neue Schwärme der ihrigen über die Alpen gezogen, fielen in Etrurien ein, und verwüsteten alles mit Feuer und Schwert, bis sie der Hauptstadt selbst bis auf drey Tagereisen sich nahten. Ein Prätor und ein Consul wurden wider sie abgeschickt, welche, in den Künsten der verbesserten Taktik unterwiesen, die noch immer in ursprünglicher Barbarey beharrenden Gallier mit leichter Mühe umzingelten. Umsonst formirten diese rohen Völker, die nichts als ihre Tapferkeit für sich hatten, zwey Fronten, um

ihren

ihren Gegnern die Spitze zu bieten; ihre nackenden Leiber und ungeübten Kräfte waren nicht fähig dem Stoß eines überall geharnischten und aller kriegerischen Evolutionen kundigen Feindes zu widerstehen. Ein fürchterliches Blutbad folgte. Vierzigtausend Gallier blieben auf dem Platz und zehntausend wurden gefangen. Diesem großen Siege folgte ein anderer, den Marcellus über sie gewann, und durch Erlegung ihres Königes Viridomar verherrlichte, dem er die dritte fette Beute abnahm, deren Rom bis jetzt sich rühmen konnte. Diese fürchterliche Niederlage zwang die Gallier, einen Frieden zu erbitten, der das Gebiet des Reiches ansehnlich erweiterte. So glücklich focht Rom jetzt. Von allen seinen vorigen Einbußen genesen, bedurfte es nur eines Feindes, der seiner Waffen würdig sey, um einen neuen Krieg zu beginnen.

Die Gelegenheit hiezu mangelte nicht lange. Die Carthager, die nur Friede geschlossen hatten, weil sie den Krieg zu führen nicht länger im Stande waren, ergriffen den ersten besten Vorwand, den Vergleich zu brechen. Sie belagerten Sagunt, eine Stadt in Spanien, und ließen die Vorstellungen der Römer sich nicht hindern, ihre Operationen mit Nachdruck fortzusetzen. Gesandte wurden von Rom nach Carthago geschickt, die sich über den Bruch der Friedensartikel beklagen und verlangen sollten, daß Hannibal, der carthagische Feldherr, der zu diesem Schritte gerathen, ihnen ausgeliefert würde. An dem Abschlage dieser Forderung merkten die Gesandten, daß die Carthager zu einem Bruche geneigt wären. Um gleichwohl ihrer wahren Gesinnungen sich zu vergewissern, schlug einer der Gesandten die Zipfel seines Gewandes zusammen, erklärte, indem er dem versammelten Senat das gefaltete Gewand darbot, daß er ihnen hier Krieg oder Frie-

Frieden bringe und forderte sie auf, zu wählen. Sie überließen die Wahl seinem Gutdünken. Wohlan, sprach er, so sey es denn Krieg, schüttelte das Gewand aus einander, und verließ augenblicklich die Versammlung, um nach Rom zurück zu kehren.

Als solchergestalt der Krieg zwischen den beyden Nebenbuhlerinnen erklärt war, übertrugen die Carthager den Oberbefehl ihres Heeres dem Hannibal, einem Sohn Hamilkars, ihres vormaligen Anführers. Schon mit der Milch der Mutter hatte Hannibal den Haß Roms eingesogen. Als einen noch zarten Knaben hatte sein Vater ihn vor den Altar geführt, und ihm einen schauerlichen Eid abgenommen, daß er nie mit Rom in Freundschaft leben, noch jemalen aufhören wolle, seiner Macht zu steuern, bis er oder jene nicht mehr da wären. Früh gewöhnte Hannibal sich zu den Waffen. In seinem ersten Feldzuge schon äußerte er das Talent zu befehlen und zu gehorchen in gleichem Grade. Dieses gewann ihm die Liebe seiner Obern, jenes die der Schaaren, die seiner Leitung anvertrauet waren. Galt es, irgend einer Gefahr zu trotzen, so zeigte er den unerschütterlichsten Heldenmuth; ihr auszuweichen, die äußerste Geistesgegenwart. Keine Beschwerden waren fähig seinen Körper zu überwältigen, kein Unglück groß genug, um seinen Geist zu knicken. Gleich abgehärtet gegen Hitze und Kälte, genoß er nur gerade so viel, als die Natur, nie, was die Lüsternheit verlangte; arbeitete oder ruhte nie zu bestimmten Zeiten, sondern wie die Geschäfte und die Sorge fürs Vaterland es erforderten; oft fand man ihn in der Mitte der Gemeinen mit einem schlechten Reitermantel zugedeckt, auf bloßer Erde schlafen. Seine Kleidung war von der gemeinsten Krieger ihrer in nichts unterschieden, außer J.d.St. 536.

daß

daß er in seinen Pferden und in seiner Rüstung eine besondere Zierlichkeit liebte. Er war der gewandteste Reiter und deren schnellster Renner. Immer im Angriff der erste, der letzte auf dem Rückzug: immer weise in seinen weitgreifenden Planen, unerschöpflich in Erfindungen, die den Feind verwirren oder ihn selber aus Verlegenheiten retten konnten; erfahren, schlau, scharfsichtig, vorsichtig und kühn. Dies waren die bewundernswürdigen Eigenschaften dieses unnachahmlichen Kriegers, der allgemein für den größten Feldherrn des Alterthums gehalten wird. Auf der andern Seite war er grausam und treulos. Ohne Rechtlichkeit und Religion, und dabey so sehr Heuchler, daß er die Miene von beyden bis zur täuschendsten Wahrheit anzunehmen wußte; Mängel, die jene schöne Eigenschaften freylich sehr im Schatten setzen, dabey man aber nicht vergessen muß, daß es nur seine Feinde sind, die ihn derselbigen beschuldigen. — Von einem solchen Krieger und Staatsmann unterhielt Carthago mit Recht die allerhöchsten Erwartungen, und diese Erwartungen wurden durch die Eroberung Sagunts nicht wenig bestätigt und erhöhet. Allein Hannibal gab bald Proben eines viel umfassendern Genies, als seine Mitbürger ihm je zugetrauet hatten. So wie Rom seiner Vaterstadt ehedem im Herzen ihres Gebietes getrotzet hatte, so beschloß er es jetzt hinwiederum in Italien selbst anzugreifen, durchzog ganz Spanien, sammelte ein Heer aus allerley Zungen und Nationen, ließ dann den Hanno mit hinlänglicher Macht zur Verwahrung der neuen Eroberungen in Spanien zurück, und drang an der Spitze eines Heeres von funfzigtausend Mann zu Fuß und neuntausend Reitern queer durch die Pyrenäen in Gallien ein. Dies weitläuftige und damals größtentheils wilde, wenigstens mit feindlichen Völkerschaften angefüllte

Land

Land durchzog er kühn und unerschrocken. Nicht zu hemmen vermochten seinen Heldenzug die unermeßlichen Wälder und Ströme; nicht der Rhodanus mit seinem reißenden Strome und den von Feinden bedeckten Ufern; nicht die Dura mit den unzähligen Kanälen, darin man sie zerschnitten hatte. Mit Muth und Beharrlichkeit überstand er alle Schwierigkeiten, und langte binnen zehn Tagen an dem Fuß der Alpen an, durch die er sich jetzt eine Bahn in Italien brechen wollte. Es war in der Mitte des Winters, da er dies erstaunliche Abentheuer übernahm. Die Jahrszeit vermehrte die Schrecken einer Scene, welche die Natur schon an sich aufs Grausende und Entsetzliche schien berechnet zu haben. Die ungeheuere Höhe und die schwindelnde Jähe der schneebedeckten Berge; die dürftigen Hütten, die an den Abgründen schroffer Wände schwebend hingen; die verkümmerte Gestalt halb verklommener Heerden, und von Hunger gestachelter wilder Thiere; das schreckliche wilde Aussehn der barbarischen Bergbewohner, die in Felle gekleidet, und mit struppigen Haaren bewachsen, ihren wilden Nachbarn Sitte und Lebensart schienen abgelernet zu haben; alles vereinigte sich zu einem Gemälde, das dem Zuschauenden Staunen und Entsetzen einflößte. Nur Hannibals Muth zu brechen waren diese Schrekken zu ohnmächtig. Er hielt eine Rede an sein Heer, versicherte sie, daß sie jetzt die Mauern Roms, nicht Italiens erklettern sollten, und führte sie ohne Zeitverlust zu dem kühnsten Wagestück, das im ganzen Alterthum ist bestanden worden.

Allein nicht bloß mit eiteln Schreckbildern hatte das Heer auf diesem Zuge zu kämpfen, sondern mit zahllosen unvorhergesehenen Drangsalen. Die Kälte, die Schrunde, die Felszacken, das glatte Eis, vor allen

allen aber die unaufhörlichen Feindseligkeiten der Eingebornen, die von unersteiglichen Höhen herab ungeheuere Felsenstücke auf die vorbeyziehenden Geschwader herunterwälzten; alles vereinigte sich, das Heer zu entmuthigen. Neun mühselige Tage schleppte sich Hannibal durch diese unbetretnen Pfade; dann gewann er die Gipfel des Gebirges, von dessen Scheitel herab er mit seinen erschöpften Völkern des erquickenden Anblicks der Fluren und Thäler Italiens genoß, die weit ausgebreitet in blühender Schöne zu ihren Füßen lagen. Zwey Tage ruhete das Heer; dann begann es den Gebirgrücken hinabzuklimmen, eine noch gefahrvollere Arbeit als die vorige. Unermeßlicher Schnee war jüngst gefallen, und verschlang fast allein so viele Menschen, als vorhin der Feind zerstört hatte. Jeder neue Schritt schien die Gefahren zu mehren, bis endlich eine dreyhundert Ruthen senkrecht hohe Felsenwand ihnen alles weitere Fortrücken durchaus versperrte. Hier las man die Verzweifelung auf jedem Angesicht, nur Hannibal blieb unerschüttert. Nachdem er vermittelst eines Umwegs einen bequemeren Durchgang zu entdecken vergebens versucht hatte, beschloß er, den Fels zu sprengen. Unzählige hohe Bäume wurden gefällt, ein mächtiger Scheiterhaufen an jener Felswand aus ihnen aufgethürmt, und dieser in Brand gesteckt. Der Fels, sagt Livius, begann zu glühen; der durchglühete Stein ward durch Weinessig erweicht, und auf diese Weise ohne bedeutende Schwierigkeit eine Straße geöffnet, welche dem ganzen Kriegsheer einen sichern Durchzug bot. Es schien dies das letzte Hinderniß zu seyn, das sie auf diesem beschwerlichen Zuge antreffen sollten, denn so wie sie tiefer herunterstiegen, wurden die Thäler zwischen den Gebirgen allmälig fruchtbarer; das Vieh fand Weide, das Volk einige Muße sich zu erholen. Funfzehn

Tage

Tage hatte der Zug durchs Gebirge gedauert, die Hälfte des Heeres hatten Kälte und die Eingebornen aufgerieben; mit der noch übrigen Hälfte befand sich Hannibal jetzt in den Ebenen Italiens.

Kaum war zu Rom die Zeitung erschollen, daß Hannibal an der Spitze eines furchtbaren Heeres durch die Alpen ziehe, um ins Vaterland einzufallen, so schickte der Senat ihm den Scipio entgegen, einen Feldherrn, auf den man großes Zutrauen setzte. Entschlossen eine Hauptschlacht zu liefern, ehe Hannibals Heer sich von den ausgestandenen Beschwerden erholet habe, brachte Scipio eiligst seine Völker zusammen und griff ihn bey Ticinum an. Eine Weile blieb das Gefecht unentschieden; als eine Schaar numidischer Reiter aber mittelst einer plötzlichen Schwenkung den Römern in den Rücken fiel, wurden sie genöthigt, sich mit beträchtlichem Verlust zurückzuziehn. Der Consul ward gleich zu Anfang des Treffens verwundet, und würde dem Feind in die Hände gefallen seyn, wenn sein Sohn Scipio, in der Folge der Africaner genannt, sich nicht in das heißeste Schlachtgedränge geworfen, und seines Vaters Leben mit Gefahr des eignen gerettet hätte. Nach diesem Siege traf Hannibal die vorsichtigsten Maßregeln zu Verstärkung seines Heeres, indem er dem Mago, dem Anführer der Reiterey, Befehl gab, auf seinen Streifereyen bloß die Besitzungen der Römer zu plündern, der Gallier ihre aber sorgfältigst zu schonen. Diese Unterscheidung gefiel dem arglosen Volk. Sie erklärten sich dem größten Theile nach für ihn und schwärmten schaarenweise zu seinen Fahnen.

Sempronius, der zweyte Consul, voll Verlangen, des Gehülfen Unbild zu rächen, und durch der

der Gallier fortdauernden Abfall Hannibals Stärke mit jedem Tage wachsen sehend, beschloß bey der ersten Gelegenheit zu schlagen. Hannibal ließ es an dieser ihm nicht lange fehlen. An den Ufern des Trebia trafen die beyden Heere auf einander. Hannibal, des römischen Ungestüms, den er in beynahe jedem Gefechte wohl zu nutzen wußte, sattsam kundig, hieß etwa tausend seiner Reuter, deren jeder einen Fußknecht hinter sich auf dem Pferde hatte, über den Fluß setzen, und Angesichts der Römer das Land verwüsten. Die Römer säumten nicht diese Mordbrenner anzugreifen, die sich mit verstellter Flucht über den Fluß zurückzogen, und eben so eifrig von dem Consul verfolgt wurden. Nicht eher, als bis das ganze Heer den Fluß im Rücken hatte, fühlte Sempronius sich schon halb überwunden, indem seine Leute bis an die Achseln in dem eiskalten Wasser hatten waten müssen, und mit den verklommenen Gliedern kaum die Waffen führen konnten. Aber jetzt noch an einen Rückzug zu denken war zu spät; denn schon that Hannibal mit seinen frischen Völkern einen so lebhaften Angriff, daß das Treffen sogleich allgemein ward. Der römische Heldenmuth widerstand allem Nachtheiligen ihrer Lage ungeachtet eine Zeitlang, und hielt den Sieg unentschieden; als sich aber die Legionen von einer Schaar Reiter, die der Carthager zu dem Ende in einen Hinterhalt gelegt hatte, im Rücken angegriffen sahen, flohen sie unaufhaltsam. Ihrer sechs und zwanzigtausend kamen um, theils durch das Schwert des Feindes, theils auf dem Versuche, wider über den Fluß zu setzen. Nur zehntausend tapfere Männer öffneten mit verzweifelter Tapferkeit sich einen Weg mitten durch den sie umzingelnden Feind, und zogen sich fechtend zurück, bis sie in der Stadt Placentia Sicherheit fanden.

Der

Der Ausgang dieser beyden Schlachten vermehrte Hannibals Vorsicht und Roms Wachsamkeit. Von beyden Seiten rüstete man sich mit größerer Lebhaftigkeit denn jemalen zu dem bevorstehenden Feldzuge, und der Carthager, das Land jetzt offen findend, beschloß sich der Hauptstadt durch Etrurien zu nähern. Zwey Wege führten in das Land, ein langweiliger aber sicherer, ein anderer kürzerer durch die Sümpfe des austretenden Arno. Hannibal wählte den letztern; aber alle Beschwerden, welche die Carthager bisher ausgestanden hatten, glichen denen nicht, womit sie jetzt zu kämpfen hatten. Drey Tage und Nächte hintereinander mußten sie ohne Schlaf und Ruhe bis an die Knie im Wasser waten; die Pferde verloren die Hufe, das Zugvieh sank todt in den Schlamm zu Boden. Hannibal, auf dem letzten noch übrigen Elephanten reitend, hatte außer dem tödtenden Anblick des vervielfachten Elendes so vieler tapferer Männer, noch mit eigenen Leiden zu kämpfen. Seine Gesundheit hatte schon im vorigen Frühling gelitten, und eine Augenentzündung, die ihn damalen befiel, verschlimmerte sich jetzt so sehr, daß er das eine Auge gänzlich einbüßte. Als er endlich wieder trocknen Boden gewann, erfuhr er, daß der Consul Flaminius bey Aricia stehe, und den Zuzug des andern Consuls mit Verstärkungen erwarte. Nun war es eine von Hannibals Feldherrntugenden, daß er sich allemal aufs sorgfältigste nach dem Charakter der Anführer erkundigte, mit denen er zu thun hatte, und so erfuhr er denn auch diesmal, daß Flaminius rasch, übermüthig, stolz auf ehemalige Thaten, und ganz unbesorgt um die Zukunft sey. Sogleich beschloß er ihn zur Schlacht zu bringen ehe sein Gehülfe käme. Flaminius lag mitten in der Straße nach Rom. Er aber, als bemerke er ihn nicht, oder verachte ihn zu bemerken,

ken, ließ ihn seitwärts liegen, rückte unbekümmert vorwärts, als wenn er Rom belagern wollte, und verheerte das Land umher mit Feuer und Schwert auf schreckliche Weise. So viel Hohn war dem übermüthigen Flaminius zu stark. Unfähig sich ins Angesicht trotzen zu lassen, dürstete er zu schlagen, und nicht der Rath der Senatoren, nicht die Warnung der erfahrensten Krieger, mit einem Feinde, dem er nicht gewachsen sey, nicht einen ungleichen Streit zu wagen, vermochte seine Ungeduld zu dämpfen. Auf der Stelle befahl er dem Heere aufzubrechen. Mit Freuden gehorchte es, frohlockend in dem Muth seines Führers und in eiteln Hoffnungen schwelgend, während die Weisern und Verständigern den bevorstehenden Unfall ahndeten. Hannibal stand mit seinem Heere damalen an dem See Thrasimene. Keine bessere Stellung hätte er nehmen können. Eine Kette von Gebirgen strich bis an den See, und zwischen See und Gebirgen führte ein schmaler Paß in ein rings mit Hügeln umschlossenes Thal. Auf jenen Hügeln stellte er seine besten Völker, und in dieses Thal leitete Flaminius die Seinigen um ihn anzugreifen. Eine den Carthagern in jeder Rücksicht so vortheilhafte Stellung ward durch den Zufall unterstützt. Ein Nebel stieg aus dem See empor, und hinderte die Römer den Feind zu sehen, während dieser über die Region des Nebels erhaben, die ganze Schlachtordnung der Römer überschauete. Es ließ sich errathen, welchen Ausschlag das Betragen zwey so ungleicher Feldherren dem Tage geben müßte. Das römische Heer ward geschlagen und niedergemetzelt, ehe es den Feind noch wahrnahm, der es zu Grunde richtete. Ueber funfzehntausend Römer fielen in dem Thale und mehr denn sechstausend wurden genöthigt sich gefangen zu geben. Mitten in dem allgemeinen Blutbade that

Flami-

Flaminius Wunder der Tapferkeit. Ueberall, wo der Feind am schrecklichsten würgte, warf er an der Spitze einer Schaar auserlesener Begleiter sich ihm entgegen; endlich aber am Siege verzweifelnd, und unwillig, den Tod so vieler tapferer Tausende zu überleben, stürzte er sich einsam in der Feinde dichtestes Gedränge, und ward von einem gallischen Reuter getödtet, der ihm seine Lanze in den Leib stieß. Hannibal bediente seines Sieges sich mit gewöhnlicher Klugheit; die Römer behielt er gefangen, die Latier gab er mit vieler Leutseligkeit frey; auch wollte er den Leichnam des Consuls auf ehrenvolle Art begraben lassen. Man konnte ihn aber unter den Haufen der Erschlagnen nicht herausfinden.

Als die Zeitung dieser dritten Niederlage nach Rom kam, und die erste dumpfe Betäubung kühlerem Nachdenken Raum gegeben hatte, beschloß man einen Befehlshaber von unumschränkter Macht zu wählen, um seiner Weisheit die Rettung des Staates anzuvertrauen. Derjenige, den diese ehrenvolle Wahl traf, war Fabius Maximus, ein Feldherr von entschiedener Tapferkeit, aber auch von unbestechlicher Klugheit, weniger geblendet von dem Glanz des Sieges, als gerührt von dem stilleren Ruhm, ihn zu verdienen. Dieser alte Feldherr traf eiligst so gute Zurüstungen, als er vermochte, und rückte sodann ins Feld, fest entschlossen jedoch, mit einem Feinde nicht zu schlagen, dessen Ueberlegenheit er kannte. Schon lange vorher hatte er sich einen Operationsplan entworfen, den er den ganzen Feldzug hindurch mit pünktlicher Strenge befolgte. Er war überzeugt, daß der einzige Weg den Carthager in dieser weiten Entfernung von seiner Heimath aufzureiben, der sey, daß man ihn abmüde, nicht aber mit ihm schlage. Zu

dem

dem Ende lagerte er sich beständig auf Anhöhen, die der feindlichen Reuterey unzugänglich waren. So oft der Feind sich rührte, regte auch er sich, beobachtete alle seine Bewegungen, verengerte seine Quartiere, schnitt die Zufuhr ihm ab. Umsonst erschöpfte Hannibal alle seine Kriegslist, um ihn zur Schlacht zu bringen. Der vorsichtige Römer, von der Zeit an der Zauderer zugenamset, blieb unerschütterlich auf seinen Bergen, zufrieden den Feind gewissermaßen durch sein Zaudern geschlagen zu sehen. Hannibal ward jetzt inne, daß er einen ganz andern Gegner, als die vorigen vor sich habe, und da seine gewöhnlichen Künste hier zu kurz reichten, so versuchte er den Feldherrn seinem Heer verächtlich zu machen. Jetzt trotzte er ihm in seinem Lager; jetzt verheerte er die Gegend rings umher, redete verächtlich von seinen Fähigkeiten, und schonte auf seinen Streifzügen sorgfältig die Besitzungen des Fabius, während er der andern Römer ihre ohne Gnade niederbrannte.

So viel Kunstgriffe verfehlten nicht ganz ihrer Wirkung. Die Römer begannen allmälig, ihren Feldherrn der Feigheit oder der Verrätherey verdächtig zu halten, und ein geringfügiger Zufall, der bald nachher sich zutrug, verstärkte diesen Verdacht. Hannibal, der Fouragirens halber in eine Gegend Namens Casſinum marschiren wollte, ward durch einen Irrthum seines Wegweisers nach Caſſilinum geführt, wo er sich mit einemmal in einer engen, mit Hügeln rings umschlossenen Gegend befand. Um jedoch von seiner mißlichen Lage allen möglichen Vortheil zu ziehn, befahl er der Reiterey, Angesichts der Römer, die ihn von den benachbarten Höhen beobachteten, das Land aufs fürchterlichste zu verheeren. Er wußte, daß diese Verwüstungen die Rachgier der

Römer

Römer reitzen würden, allein umsonst lagen sie ihren kaltblütigen Feldherrn an, sie ins Treffen zu führen. Fabius behauptete seinen Posten, ungerührt von dem Flehen seines Heers, unerschüttert selbst von den Vorwürfen seines Magister Equitum Minucius. Jetzt sah sich Hannibal in seinen eignen Schlingen gefangen. Er lag in einer Gegend, in der er weder überwintern, noch ohne die augenscheinlichste Gefahr sein Heer aus ihr herausziehn konnte. Aus dieser Klemme konnte nur eine jener Kriegslisten, deren nur große Männer fähig sind, ihn retten. Nachdem er zweytausend Ochsen, die er im Lager hatte, kleine Reisbündel und brennende Fackeln zwischen die Hörner hatte binden lassen, befahl er diese in einer dunkeln Nacht die Höhen hinaufzutreiben, auf denen der Feind stand. Vom Eindruck des Feuers gestachelt, liefen die Thiere wüthend und die Köpfe schüttelnd, den Berg hinan. Die ganze Gegend schien im Feuer zu stehen. Diejenigen, welche die Zugänge des Berges bewachen sollten, glaubten, da sie eine so ungewöhnliche Erscheinung auf sich andringen sahen, daß das ganze feindliche Heer auf sie anrücke, und flohen in bestürzter Eil. Mittlerweile brach Hannibal mit seinem Heere auf und entrann durch die Engen, obgleich sein Nachzug nicht wenig litt. Wiewohl nun Fabius in dieser Ereigniß alle Klugheit und allen Muth des vollkommensten Feldherrn gezeigt hatte, so konnte er doch das Murren seines Heers nicht hemmen, das ihn jetzt eben so der Unwissenheit und Unerfahrenheit beschuldigte, als es vorhin seine Tapferkeit und Treue bezweifelt hatte.

Fabius, um eine Unzufriedenheit, die er nicht zu verdienen überzeugt war, unbekümmert, begab sich nach Rom, um Geld zur Auslösung einiger Gefang-

nen, zu deren Losgebung sich Hannibal erboten hatte, aufzubringen. Zuvor aber hatte er seinem Magister Equitum die gemessensten Befehle ertheilt, sich mit dem Feinde durchaus nicht einzulassen, die Reitzung möge so groß seyn wie sie wolle. Allein Minucius, der jetzt eben so geringschätzig von seinem Dictator zu denken begann, als der Pöbel des Heeres von ihm dachte, vernachlässigte seine Warnung, griff den Feind zu wiederholtenmalen an, und scharmützelte so glücklich mit ihm, daß ihm einmüthig mit dem Dictator gleiche Macht aufgetragen, und den beyden Feldherren angewiesen wurde, jeder seinen Theil des Heers anzuführen. Kaum fand Minucius sich mit gleicher Macht bekleidet, als er von Fabius weisem Plan augenblicklich abwich. Statt auf den Höhen zu bleiben, zog er sein Heer in die Ebenen hinab, und bot dem Feinde kühnlich ein Treffen an. Das war es grade, was Hannibal so lange gewünscht hatte. Listiger Weise stellte er sich, als sey ihm gar sehr daran gelegen, gewisse Höhen, die das Lager der Römer bestrichen, in Besitz zu nehmen, und lenkte aller Augen auf diese Gegend, während er in der entgegengesetzten einen Hinterhalt legte, um in der Mitte des Gefechts hervorzubrechen. Alles ging, wie ers angelegt hatte. Mit Ungestüm griffen die Römer die Höhen an, die der Carthager besetzt hielt. Von beyden Heeren eilte Verstärkung herbey. Endlich führte Minucius die Legionen heraus, und die Schlacht ward allgemein. Hier zeigte die Ueberlegenheit des carthagischen Feldherrn sich unverzüglich. Der Hinterhalt brach hervor, hieb in den Nachzug ein, brachte das ganze Heer in Unordnung, und nichts als Tod und Untergang harrete des ganzen römischen Heers, als mit einmal Fabius erschien. Von Rom, wo er die Auslösung der Gefangenen betrieben, und da der Senat ihm die

Sache

Sache zu lau nahm, sein ganzes Erbe verkauft hatte, um das Lösegeld selbst zu bezahlen, kehrte er gerade in dem entscheidenden Augenblick zurück; Ein Blick enthüllte ihm Minucius verzweifelte Lage. Keinen Augenblick bedachte er sich, welchen Entschluß zu ergreifen ihm gezieme. Wie ein Wirbelwind schoß er auf die Carthager herab, hemmete die Flucht der Römer, steuerte dem Nachdrang der Feinde. Jetzt ward Hannibal inne, daß die Wolke, die so lange um die Gipfel der Berge drohend herumgezogen war, mit einem Sturmwind auf ihn niederplatze. Auf allen Seiten gedrängt ließ er zum Rückzuge blasen, während Minucius die vorige Unbesonnenheit bereuend, seinem Vater Fabius seinen Fehler eingestand, ihn um Verzeihung bat, der neuerhaltenen Macht entsagte, und sich freywillig wieder unter den Oberbefehl des Dictators stellte.

Allein nicht lange, so waren Fabius sechs Monate verlaufen, und der kluge Feldherr mußte seine Würde niederlegen. Heftige Streitigkeiten erschütterten Rom über die Wahl seiner Nachfolger. Noch immer waren Patricier und Plebejer wider einander in Fehde. Wie immer, so siegte auch diesmal die Menge, und Terentius Varro ward durch die Stimmenmehrheit in der Volksversammlung gewählt. Dieser Varro war aus den Hefen des Volks entsprossen, und hatte nichts, das ihn empfehlen konnte, als Reichthum und Dreistigkeit. Eitel, unwissend, pralend, selbstvermessen, lüsternd nach Volksgunst, und durch jede Niederträchtigkeit um dieselbe buhlend, hatte er seit langer Zeit nach den höchsten Staatswürden getrachtet, die zu des Vaterlandes Unglück ihm jetzt ertheilt wurden. Ihm zugesellet ward Aemilius Paulus, ein Mann von ganz entgegengesetz-

Digitized by Google

tem Charakter; erfahren im Felde, vorsichtig im Handeln, und von Verachtung gegen seinen Gehülfen durchdrungen. Fabius, der so eben sein Amt niedergelegt hatte, sah mit gewöhnlichem Scharfsinn die Gefahr, die dem Staat von Seiten zweyer so übel gepaarter Feldherren drohete, und beschwor den Aemilius, bey allem was ihm theuer sey, gegen die Listen Hannibals und gegen Varros Unbesonnenheit auf seiner Hut zu seyn. Aber dies war nicht die Zeit, ängstlichen Besorgnissen Raum zu geben. Der Feind war in der Nähe, und die Römer, beynahe neunzigtausend Mann stark, glaubten sich jedem Feinde auf dem Erdboden gewachsen. Hannibal lag damalen bey dem Flecken Cannä im Lager, wo er einen Wind im Rücken hatte, der in dieser Jahrszeit gewöhnlich weht, große Staubwolken von den versengten Ebenen in die Luft jagt, und einem annähernden Feinde, wie er wußte, höchst beschwerlich fallen mußte. In dieser Stellung erwartete er mit einem Heere von vierzigtausend Mann zu Fuß und halb so viel Reuterey die Ankunft der Consuln. Den ersten Tag nach ihrer Ankunft war der Oberbefehl an Aemilius, und Aemilius schien nicht die geringste Lust zum Gefecht zu haben. Von des Feindes überlegner Stellung überzeugt, hielt er sich ruhig, unbekümmert, ob Hannibal ihm in seinem Lager Trotz böte, oder sein Gehülfe ihm Feigheit vorrückte. Ganz anders erging es am folgenden Tage. Ohne seinen Gehülfen zu fragen, gab Varro, der jetzt den Oberbefehl führte, das Zeichen zur Schlacht, setzte über den Fluß Aufidus, der beyde Heere trennte, und stellte das seinige in Schlachtordnung. Die beyden Consuln führten die Flügel, Varro den rechten, Aemilius den linken, ihm war die Leitung des Treffens anvertrauet. Hannibal, der schon seit Tagesanbruch seine Völker gestellt und geordnet,

ordnet, und mit Zuruf und Beyspiel sie zum höchsten Heldenmuth entflammt hatte, nahm eine so kunstreiche Stellung, daß beydes Wind und Sonne ihm günstig waren. Seine Reiterey hielt der römischen gegenüber; die schwer bewaffneten afrikanischen Fußvölker befanden sich auf den Flügeln, und hätten, wie der Geschichtschreiber sagt, leicht für römische Schaaren angesehen werden können, da sie dem größten Theile nach in den Raub der bey Trebia und Thrasymene Erschlagenen gekleidet waren. Jetzt folgten die Gallier, ein rohes Volk, nackend von der Hüfte aufwärts, gerüstet mit großen runden Schilden und ungeheuern Schlachtschwertern mit stumpfer Spitze. Im Mittelpunkt des Heeres stritten die Iberier, ihre Waffe war ein kurzer spitziger Dolch, ihre Kleidung weißes Linnen mit schimmerndem Scharlach bebrämt. Den linken Flügel führte Asdrubal, Maharbal den Rechten, im Centro stritt Hannibal, und zwar zu Fuße. Das leichtbewaffnete Fußvolk eröffnete die Schlacht. Dann maßen sich die Reiter, und da die Römer den Numidiern nicht widerstehn konnten, so kamen ihnen die Legionen zu Hülfe. Nun ward das Treffen allgemein; umsonst suchten die römischen Krieger eine Zeitlang das Centrum zu durchbrechen, in welchem Gallier und Iberier stritten; der alles beobachtende Hannibal hieß diesen, als müßten sie der Uebermacht weichen, Platz machen, und die Römer in die Mitte einer auserlesenen Schaar Africaner locken, die er zu dem Ende gespart hatte. Dies gelang, die Römer wurden umzingelt, sie waren erschöpft, die Africaner noch frisch und muthig, und so erfolgte ein entsetzliches Gemetzel. Alle Hoffnung Roms beruhete jetzt auf der noch undurchbrochnen Reiterey der Bundsgenossen, aber auch diese letzte Hoffnung ward durch Hannibals große Kunst in die

Luft

Luft gesprengt. Fünfhundert numidische Reiter, mit Dolchen, die sie unter ihren Waffenröcken versteckt hatten, mußten zum Feinde übergehen, und sich stellen, als wollten sie sich zu Kriegsgefangenen ergeben. Die Römer, wenig argwohnend, ließen sie, um ihrer desto sicherer zu seyn, zu dem Nachtrabe stoßen, und während sie mit dem Feind, der ihnen die Stirne bot, im heißesten Gefecht begriffen waren, fielen mit einemmal diese Ausreißer ihnen mit entblößten Dolchen im Rücken und brachten sie in unherstellbare Unordnung.

Von nun an verbreitete Flucht und Niederlage sich durch jeden Theil des römischen Heers. Varros Pralereyen waren erstummt. Nur Aemilius, der bald zu Anfange des Gefechts von einem Schleuderer gefährlich verwundet worden, hielt mit einem Geschwader Reiter noch festen Stand und that alles was in seinen Kräften war, um dem siegenden Feinde zu steuern. Unfähig es zu Pferde länger auszuhalten, saß er ab, und alle seine Gefährten thaten das nämliche. Was konnte aber von einem Schritte erwartet werden, den die Verzweiflung eingegeben hatte. Trotz des unerschrockenen Muthes, mit dem sie fochten, wurden sie bald gezwungen zu weichen; die es noch vermochten, warfen sich wieder auf ihre Pferde, und suchten sich durch die Flucht zu retten. In dieser bejammernswürdigen Lage der Dinge war es, daß Lentulus, einer der Kriegstribunen, der ebenfalls in der Schnelligkeit seines Rosses vor dem verfolgenden Feinde Sicherheit suchte, den Consul Aemilius auf einem Steine sitzend antraf, bedeckt mit Staub und Blut, und der Ankunft der Nachsetzenden mit dem Muth der Verzweiflung entgegen harrend. „Aemilius," rief der edle Tribun, „du wenigstens bist unschuldig an dem Blutvergießen dieses Tages; nimm

mein

mein Roß, dieweil dir noch einige Kräfte übrig sind, und ich gelobe dir, dich zu beschirmen und mit meinem Leben dich zu vertheidigen. Blutes genug haben wir an diesem unglücklichen Tage verloren, warum soll Rom auch noch um seinen Feldherrn trauern?" — „Ich danke dir Lentulus," rief der sterbende Consul, „behaupte deine Tugend bis ans Ende, und mögen die Götter deine Menschenliebe gegen mich vergelten. Allein für mich ist alles dahin; mein Entschluß ist gefaßt, suche nicht einen dem Untergange geweihten Mann umzustimmen, und verscherze dadurch die einzigen Mittel dich selbst zu retten. Geh, ich befehle es dir, und sage dem Senat von meinetwegen, daß er Rom wider die Annäherung des Siegers befestige. Sag auch Fabius, daß ich lebend seines Rathes nie vergessen habe, und jetzt im Tode ihn noch billige." Während er so redete, nahte sich der Feind. Lentulus floh, sah aber den Consul noch, ehe er ihn aus dem Gesichte verlor, in der Mitte von Hunderten ohnmächtig fechtend, den Geist aufgeben. Das Gemetzel hatte jetzt verschiedene Stunden gedauert. Die Sieger selbst wurden seiner müde. Hannibal befahl der Ueberwundnen zu schonen, und führte die Seinigen ins Lager der Römer, wo ein beträchtlicher Haufe sich auf die Bedingung, mit Zurücklassung ihrer Waffen nach Rom zurückkehren zu dürfen, ergab. In dieser schrecklichen Schlacht verloren die Römer funfzigtausend Mann, zwey Quästorn, ein und zwanzig Tribunen, achtzig Senatoren und so viel Ritter, daß Hannibal drey Scheffel goldner Ringe, die dieser Orden an seinem Finger zu tragen pflegte, nach Cartha-go geschickt haben soll.

Dasmal schien Roms Untergang entschieden. Nichts war übrig und nichts der allgemeinen Erwartung angemessener, als daß Hannibal sogleich vor die

Thore

Thore der Stadt rücken und sie als leichte Beute wegnehmen würde. So rieth ihm wirklich Adharbal, und konnte, da Hannibal seinen Rath verwarf, nicht umhin zu bemerken, daß der carthagische Feldherr zwar wohl zu siegen wisse, nicht aber seine Siege zu nützen. In der That scheint Adharbals Rath sehr vernünftig, wenn man auf die allgemeine Bestürzung Rücksicht nimmt, die zu Rom in diesen Tagen herrschte. Ueberall, und in allen Gegenden der Stadt hörte man nichts denn Klaggeschrey, Jammergeheul verzweifelnder Weiber, welche, diese ihren Gemahl, jene ihre Kinder wieder forderten. Umsonst versammelte der Senat sich, um einige Maßregeln zu nehmen. Das Geschrey des Pöbels störte die Ruhe und die Stille, deren doch Berathungen, von denen die Rettung des Vaterlandes abhing, nicht entbehren durften. Nur der Schrecken mahlte sich in jedem Angesicht; Verzweiflung sprach aus jeder Zunge. Erst als die allgemeine Bestürzung sich ein wenig gelegt hatte, vermochte der Senat den allgemeinen Entschluß zu fassen, daß, um der Staatsverwaltung wieder Kraft zu geben, ein Dictator erwählt werden sollte. Auch ward Befehl gegeben, daß die Frauen sich in ihren Häusern halten sollten, und an den Thoren wurden Wachen gestellt, mit gemessenem Befehl, niemanden aus der Stadt zu lassen. Nicht wenig zur Rettung der Stadt trug auch der junge Scipio bey, den wir schon das Leben seines Vaters haben retten sehen. Er war damalen nur noch Kriegstribun, hatte während der ängstlichen Nacht, die auf den blutigsten der Tage folgte, sich in ein kleines Dorf in der Nähe Roms zurück gezogen, und vernahm jetzt, daß eine Anzahl Jünglinge aus den ersten Geschlechtern der Stadt in einem gewissen Hause sich fertig machten, die Heimat zu verlassen, und ihr Heil in andern Erdstrichen

strichen zu versuchen. Edler Unwille bemeisterte sich sein über eine solche Kleinmuth. Entschlossen auf der Stelle, dem schlimmen Einfluß, den ein solches Beyspiel haben konnte, zuvor zu kommen, wandte er sich zu so vielen unter seinen Kriegsgefährten, als gerade bey ihm waren, hieß jeden, dem Rom theuer sey, ihm folgen, und eilte in das Haus, wo jene Feigherzigen versammelt waren. Er fand sie in tiefer Berathschlagung. Sogleich zog er sein Schwert, und: „Bey diesem Schwerte," rief er, „schwöre ich, Rom niemalen zu verlassen, noch zu dulden, daß es von andern verlassen werde. Jeder, der das nämliche zu schwören sich weigert, ist nicht nur Feind des Vaterlandes, sondern auch der Meinige!" Der entschlossene Ton, mit dem er dieses aussprach, nebst seinem wohlbekannten Muth, schreckte die Verschwornen. Willig leisteten alle den nämlichen Eid, in die Wette gelobten sie, mit dem untergehenden Vaterland lieber unter zu gehen, als es niederträchtiger Weise zu verlassen! Von jetzt an schien das Volk neue Entschlossenheit zu gewinnen. Der Senat lebte zu neuen Hoffnungen auf, und auch die Augurn versicherten, daß Roms Angelegenheiten von nun an eine günstigere Gestalt gewinnen würden. Nicht lange nachher kam auch Varro an, doch ohne die armseligen Ueberbleibsel seines Heers, die er hinter sich zurück gelassen hatte. Er war der Haupturheber des fürchterlichen Unfalls, und es war natürlich zu erwarten, daß der Senat seine Unbesonnenheit ihm aufs strengste verweisen würde. Allein gerade das Gegentheil erfolgte. Die Römer gingen ihm Schaarenweise entgegen. Der Senat dankte ihm feyerlichst, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht habe verzweifeln wollen. So viel Herrschaft über jede rachsüchtige Leidenschaft war ehrbringender, als der Sieg bey Cannä. Das Volk,

durch

durch Hannibals Zaudern zu frischem Muth emporgehoben, rüstete sich eifrigst zum neuen Feldzuge. Fabius, der Schild des Staats, und Marcellus, dessen Schwert, wurden zu Führern der Heere ernannt, und wiewohl Hannibal ihnen noch immer den Frieden antrug, so weigerten sie sich doch, auf seine Vorschläge sich auch nur einzulassen, bevor er Italien geräumt hätte. Die nämliche Bedingung, die man einstens dem Pyrrhus vorlegte.

Hannibal, der es entweder unmöglich fand, gerades Weges vor Rom zu rücken, oder seinem Heere Muße geben wollte, nach einem so glorreichen Siege verdienter Ruhe zu pflegen, führte es nach Kapua und beschloß hier zu überwintern. In dieser wollüstigen Stadt, der längst verschrienen Klippe aller kriegerischen Tugend, scheiterte auch Carthagos Muth und Glück. Berauscht von den ungewohnten Freuden, die dieser verführerische Ort ihnen darbot, überließen die Krieger Hannibals sich jedem Wollustgenusse und wurden aus abgehärteten Veteranen bald ohnmächtige Weichlinge. Großen Tadel hat Hannibal von dem gesammten Alterthum erdulden müssen, daß er das Lächeln des Glücks verschmähet, die günstige Gelegenheit nicht erhaschet, und ein Reich gegen feiges Schwelgen umgetauscht habe; aber man erwog nicht, wie zahllose Hindernisse er zu übersteigen, und mit welch einem Feinde er zu thun hatte. Rom war noch immer mächtig. Nach dem Facit seiner letzten Zählung zu urtheilen, konnte es noch jetzt zweymal hunderttausend waffenfähige Männer ins Feld stellen. Unbesonnenheit möchte man es schelten dürfen, wenn Hannibal sein Heer zu einer Stadt geführt hätte, die durch die Kunst sehr fest und mit einer Besatzung versehen war, die sein Heer dreymal an Stärke übertraf. Laßt uns, was er dem Scheine nach hätte leisten können,

nen, und nicht leistete, nach der scheinbaren Unmöglichkeit beurtheilen, die er wirklich überwunden hat. Ein zahlreiches und aus mancherley Nationen zusammengerafftes Heer hatte er tausend Meilen vom Hause weggeführt und erhalten; Felsrücken und Abgründe hatte er überstiegen, die noch heut zu Tage in den Gegenden, durch welche er in Italien drang, unzugänglich sind; mehrere Jahre hatte er im Herzen des feindlichen Landes glücklich gefochten; durch den Eindruck seiner Gegenwart hatte er Schaaren von Hispaniern, Afrikanern, Galliern und Liguriern in Einem Kriege vereinigt und sich standhaft getreu erhalten, wiewohl sie oft des Brodes ermangelten. Hier hatte er mit einem hartnäckigen und tapfern Volk, daheim mit Neidern zu thun, die seine Fortschritte erschwerten, weil sie sie ihm nicht gönnten. Alle diese Hindernisse bestand er einzig durch die Kraft seines Genies, und wer, der dies gebührend erwägt, wird zweifeln, daß Hannibal uns das erhabenste Schauspiel gewährt, was im ganzen Alterthum jemals dargestellt worden.

Bis hieher haben wir diesen großen Mann noch immer glücklich gesehen. Aber nun beginnt das Blatt sich zu wenden. Mit aufeinander gethürmten Schwierigkeiten werden wir ihn ringen und ihrem quetschenden Gewicht endlich erliegen sehen. Sein erster Fehlschlag kam daheim von seinen Landsleuten. Während zu Rom einem geflohenen Consul der Dank des Senats abgestattet wurde, begann zu Carthago sich eine Parthey wider Hannibaln zu bilden. Hanno, einer der vornehmsten des Staates, that alles mögliche, sowohl um seine ferneren Fortschritte zu hemmen, als den Glanz seiner bereits geleisteten Thaten zu verdunkeln. „Was, rief er aus, als Hannibal um einen Zuschub von Geld und Mannschaft an den Senat geschrieben hatte, was würde dieser Mann ge-

gefordert haben, wenn er eine Schlacht verloren hätte, er, der nach einem gewonnenen Siege solche Forderungen macht! Nein, nein, er ist entweder ein Betrüger, der uns mit falschen Zeitungen täuscht, oder ein Verräther, der sich und nicht sein Vaterland bereichert.' Winke, wie diese, konnten ihrer Wirkung nicht verfehlen. Sie verzögerten die nöthige Hülfe, wenn sie sie gleich nicht ganz verhindern konnten. Geldvorrath und Verstärkung mußte Hannibal entbehren, wenn er ihrer am nöthigsten bedurfte. Im Unglück fehlte es ihm an Unterstützung, im Glück an Aufmunterung. Was Wunder dann, wenn sein Glück in Italien allmälig verfiel, während die römischen Feldherren, von ihren Mitbürgern aufs eifrigste unterstützt, täglich größeres Uebergewicht gewannen.

Hannibals erster Verlust ereignete sich bey der Belagerung von Nola, aus welchem Orte der Prätor Marcellus einen glücklichen Ausfall that. Bald nachher versuchte er, die Belagerung von Capua zu entsetzen, und griff die Römer in ihren Laufgräben an, ward aber mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen. Jetzt stellte er sich, als gehe er Rom zu belagern, fand aber ein überlegnes Heer bereit ihn zu empfangen, und war genöthigt sich zurückzuziehen.

J. d. St. 544. Noch einige Jahre focht er mit abwechselndem Erfolg, bald war der Vortheil auf seiner, bald auf seines Gegners Marcellus Seite, welcher letztere aber einem entscheidenden Gefecht sorgfältig auswich. Jedoch auch Siege konnten Hannibals Lage nicht wieder herstellen, indem diese zwar die Macht seiner Feinde einigermaßen schwächen, ihm aber zur Ergänzung der Seinigen nicht wieder helfen konnten.

Zuletzt faßte der carthagische Senat jedoch den Entschluß, ihm seinen Bruder Asdrubal mit einem Hülfsheer, das in Spanien gesammelt war, zum Beystand

stand zu senden; Asdrubals Zug aber ward den Consuls Livius und Nero verrathen. Unverzüglich zogen diese ihm mit möglichster Eil entgegen, umringten ihn in engen Gegenden, wohin treulose Wegweiser ihn gelockt hatten, und hieben sein ganzes Heer in Stücken. Mit Ungeduld hatte Hannibal diese Verstärkung seit langer Zeit erwartet, aber ach! in der nämlichen Nacht, wo er ihrer endlichen Ankunft mit Sicherheit entgegen harrte, ließ Nero Asdrubals abgehauenes Haupt in Hannibals Lager werfen. Er erkannte das geliebte Haupt, und Carthago's nahen Fall ahndend, beklagte er sich seufzend gegen die Umstehenden, daß das Glück müde scheine, ihm ferner zuzulächeln.

Auch war es nicht Italien allein, wo die Sonne von Carthago ihrem Abend nahte. Noch blutend von den bey Kannä empfangenen Wunden, schickten die Römer Legionen nach Spanien, Sardinien und Sicilien. Dies unüberwindliche Volk fand in der Mitte umzingelnder Feinde unerschöpfliche Hülfsquellen, ihnen allen zu widerstehn, es stritt nicht nur mit diesen Nationen, sondern sandte auch den wenigen Bundsgenossen, die ihm noch übrig geblieben waren, frische Verstärkungen. Es bot Hannibaln in Italien die Spitze, und führte zugleich mit Philipp in Macedonien Krieg, weil er mit den Carthagern einen Bund gemacht hatte. Auch schien das Glück sie in allen diesen Unternehmungen zu begünstigen. Der Consul Lävinus gewann beträchtliche Vortheile über Philipp, und Marcellus eroberte nach einem langen und hartnäckigen Widerstande die Stadt Syracus in Sicilien.

Diese Stadt lockte die Raublust der Belagerer zuerst, indem man sie für unermeßlich reich und zugleich für unhaltbar hielt. In Hoffnung einer baldi-

gen

gen Uebergabe und einer unschätzbaren Beute berannten die Römer sie. Nur die Weisheit eines einzigen Mannes schien ihren Fall zu verzögern. Archimedes, der berühmte Meßkünstler, von dessen Werken noch verschiedene übrig sind, zerstörte die feindliche Mannschaft, und richtete ihre Schiffe zu Grunde. Vertraut mit den Gesetzen des Hebels, mit allen Geheimnissen der Mechanik, hob er ihre Fahrzeuge in die Luft, und zerschmetterte sie durch die Gewalt des Falles. Aus einer Ferne von mehrern hundert Ruthen gelang es ihm die Fahrzeuge und hölzernen Thürme der Belagerer mittelst der zündenden Kraft geschliffener Gläser in Brand zu stecken. So seltner Anstrengungen ungeachtet ward Syracus dennoch während einer großen Feyerlichkeit durch Ueberraschung eingenommen. Die Einwohner wurden niedergehauen, und unter den übrigen ward auch Archimedes, in tiefsinniges Studium vergraben, von einem römischen Soldaten umgebracht. Marcellus, der den Wissenschaften hold war, ließ einen so unersetzlichen Verlust sich sehr zu Herzen gehn. Er ließ seinen Leichnam ehrenvoll bestatten, und seinem Andenken ein Grabmal aufrichten, welches jedoch die Werke dieses großen Naturforschers lange überlebt haben.

In Spanien schienen Roms Angelegenheiten eine Weile zu schwanken. Zwey Scipionen wurden erschlagen, und Claudius Nero, Statthalter der Provinz, schien der Verschlagenheit der Carthager nicht gewachsen. Aber alles gedieh unter Scipio Africanus, der zu einer Zeit, da ein jeder sich gern damit verschont sahe, um das Proconsulat in Spanien warb. Dieser junge Held war damalen erst vier und zwanzig Jahr alt, besaß aber bereits alle Eigenschaften, die den großen Feldherrn und rechtschaffnen Mann bezeichnen. Er vereinigte die größte

Tapfer-

Tapferkeit mit der zarteſten Menſchlichkeit. Er übertraf Hannibaln in den Künſten des Friedens und war in denen des Krieges ihm beynahe gleich. Sein Vater war in Spanien getödtet worden, ſo daß er an die Züchtigung dieſes Landes ein angeerbtes Recht zu haben ſchien. Seine ſeltnen Eigenſchaften machten ihn unwiderſtehlich, und von den vielen herrlichen Siegen, welche er während einer langen und thatenvollen Laufbahn erfocht, verdankte er nicht wenigere ſeinem Edelmuth, ſeiner Mildigkeit und Menſchenfreundſchaft, als der Gewalt ſeiner Waffen. Unter andern Beyſpielen von Scipio's Seelengröße gedenkt die Geſchichte vornehmlich des folgenden. Bey der Einnahme von Neucarthago behandelte er ſeine Gefangenen mit großer Gelindigkeit, und weit entfernt, gleich andern Feldherren ſeinen Kriegern jede Grauſamkeit gegen die Gefangnen zu Gute zu halten, gewöhnte er ſie, allen, die um Gnade baten, Gnade zu gewähren. Unter den Gefangnen des Tages befand ſich eine junge Fürſtin von auserleſener Schönheit. Sie war die Verſprochene des Allucius, eines Fürſten des Landes, der ſie mit der feurigſten Leidenſchaft liebte, und über ihre Gefangenſchaft den folterndſten Schmerz empfand. Aus der Sorgfalt, die der edle Römer ſeiner Gefangnen bewies, ſchloß man, daß er geneigt ſey, ſie für ſich ſelbſt zu behalten, und man achtete ſich deſſen gewiß, als er die Aeltern des Mädchens ſowohl, als ihren Verlobten vor ſich kommen ließ. Zitternd näherte ſich Allucius. Jeden Augenblick fürchtete er zu hören, daß ſeine Geliebte, jetzt das Eigenthum eines andern, beſtimmt wäre, ihres Eroberers Tage zu verſchönern; aber ſeine Furcht verwandelte ſich in Entzücken. Scipio führte die Jungfrau in ſeine Arme, hieß ihn hinnehmen, woran er ein früheres Recht gehabt habe, und verlangte

langte nur seine Freundschaft und Verbündung zum Ersatz; zu gleicher Zeit schlug er das Lösegeld aus, das ihre Aeltern mitgebracht hatten, und da sie es ihm dennoch aufdringen wollten, verlangte er, daß sie es zu dem Brautschatze ihrer Tochter hinzufügen möchten. Durch solche Thaten noch mehr, als durch den Ruhm seiner Waffen, brachte Scipio das ganze Land unter den Gehorsam der Römer.

Als Spanien und Sicilien solchergestalt mit dem römischen Reiche verbunden waren, fand dieses zu Fortsetzung des punischen Krieges bald neue Hülfsquellen. Nichts desto weniger behauptete sich Hannibal noch immer in Italien, so schlecht er auch von Hause, und so kaltsinnig er auch von den Bundesgenossen unterstützt wurde, die seit seinem Durchzuge durch die Alpen ihm zugefallen waren. Mehr denn vierzehn Jahre hatte er nun in diesem Lande zugebracht, und nie, wie Polybius sagt, war ihm eine Schlacht verloren gegangen, in welcher er selbst anführte. Allein es war jetzt zu spät, seinem verfallenden Glücke wieder aufzuhelfen. Die Römer hatten ihm seine Künste abgelernt; seine Veteranen waren durch Erschöpfung und Ausschweifungen aufgerieben; seine Landsleute versäumten, ihm neuen Zuschub zu senden, und wenn Hannibal noch immer furchtbar blieb, so verdankte er es dem Ruf seiner ehemaligen Thaten.

In solcher Lage der Dinge kam Scipio mit einem siegreichen Heer von Spaniens Eroberung heim, und ward im neun und zwanzigsten Jahr seines Alters Consul. Man vermuthete anfangs, er werde Hannibaln in Italien angreifen, und ihn von dannen zu vertreiben suchen, aber Scipio hatte schon den weisern Plan entworfen, den Krieg nach Africa zu übertragen, und während die Carthager in der Nähe Roms

ein

ein Heer unterhielten, sie in ihrer eignen Hauptstadt zittern zu machen. Dieser Maßregel widersprach Fabius mit großer Heftigkeit, und erst nach langen Zwistigkeiten erkannte der Senat, daß Scipio Sicilien zur Provinz erhalten, und Erlaubniß haben sollte, nach Africa überzugehn, so bald er es dem Staate zuträglich fände. Mit solcher Vollmacht versehen, eilte er in die jüngsterworbene Insel, verbrachte hier das erste Jahr mit den nöthigen Anstalten zu dem bevorstehenden Feldzuge, und ging im Anfange des nächsten mit einer großen Flotte nach Africa über, wo Masiniſſa, der vertriebene König von Numidien, mit dem er schon in Spanien einen Bund gemacht hatte, unverzüglich zu ihm stieß.

Nicht lange blieb Scipio in Africa ohne Beschäftigung. Hanno rückte ihm entgegen, ward aber geschlagen und getödtet. Syphax, Numidiens Usurpator, versammelte ein starkes Heer wider ihn. Eine Zeitlang vermied der Römer die Schlacht; aber bey der ersten bequemen Gelegenheit steckte er die Gezelte des Feindes in Brand, griff ihn mitten in der Verwirrung an, tödtete ihm vierzigtausend Mann, und nahm sechstausend gefangen. Syphax fühlte sich hiedurch nicht erschöpft. Entschlossen noch einmal für das Reich zu schlagen, und besorgt, daß das Land zu seinem rechtmäßigen Besitzer zurückkehren würde, im Fall die Römer die Oberhand behielten, versammelte er ein zahlreiches Heer aus verschiedenen Nationen, und mit so unerfahrnen Völkern rückte er dem Scipio entgegen. Sein voriges Mißgeschick verfolgte ihn auch hier. Er ward geschlagen und gefangen. Masiniſſa, der sich jetzt im Besitz der Person seines Nebenbuhlers sahe, eilte sein Glück zu vollenden, rückte vor Cirtha, die Hauptstadt des Landes, und ward, da er ihren vorigen Beherrscher in Banden zeigte, ohne Widerstand

in die Thore eingelassen, wo jeder wetteiferte, durch bereitwillige Unterwerfung die vorige Untreue auszusöhnen. So gelangte Masinissa zum Besitz des königlichen Palastes und aller Schätze des verstorbenen Königs; unter denselben zum Besitze Eines Kleinodes, das er über alle andere schätzte, Sophonisbens, des Weibes des Syphax. Sophonisbe war die Tochter Asdrubals, eines carthagischen Feldherrn, eine Fürstin von brennendem Ehrgeiz und unvergleichlicher Schönheit. Sie war es, die von Anfang an den Syphax wider die Römer aufgehetzt und für ihr Vaterland eingenommen hatte, und so groß war die Gewalt ihrer Reitze, daß dieser dem Besitz ihrer Person seine Sicherheit aufopferte.

Als Masinissa in den Palast trat, flog die Königin ihm entgegen, stürzte in aller Unwiderstehlichkeit der weinenden Schönheit ihm zu Füßen, und beschwor ihn, ihrer Jugend zu schonen und sie den Römern nicht auszuantworten, die für alle Kränkung, die sie vom Syphax erlitten, sich an ihr zu erholen gedächten. Ihr rührendes Umklammern, ihr Flehen mit Liebkosungen vermischt, warf Masinissa in eine Unruhe, die mehr als die Unruhe des Mitleidens war; er gewährte ihr ihre Bitte, und da sie ihrerseits ihm nichts abschlagen konnte, so war der Tag ihrer Zusammenkunft bereits der Tag ihrer Hochzeit. Die erste Zeitung von dieser raschen und ungerechten Heirath empfing Scipio vom Syphax selber, der das Gehäßige seiner Feindschaft gegen Rom von sich auf Sophonisba wälzend, durch Sophonisbens Verklagung seine Feindschaft wider Rom zu bemänteln suchte, und dann mit aller Beredsamkeit der Eifersucht die Qualen seiner Lage schilderte. Scipio ergrimmte wider das Betragen des jungen Königs. Er sah ihn alle vorigen Ermahnungen zur Enthaltsamkeit und

Mensch-

Menschlichkeit in den Wind schlagen; er forderte ihn vor sich, stellte in einer geheimen Unterredung ihm vor, wie grausam, unschicklich und ungerecht es wäre, das Weib eines andern an dem nämlichen Tage zu rauben, an dem er seine Freyheit und sein Reich verloren habe; er bat ihn, seiner vorigen tugendhaften Entschließungen eingedenk einer Leidenschaft zu entsagen, die ihn mit so vieler Schande brandmarke. Mit Bedauern spürte er, daß so dringende Vorstellungen auf den liebeberauschten Jüngling keinen Eindruck machten. Ernster fügte er hinzu: daß Syphax Roms Gefangener sey, daß er dem Senat aufwarten, und daß seine Königin als Mitgefangene ihn dahin begleiten müsse. Hier fühlte Masinissa, daß seinem Glücke unübersteigliche Hindernisse sich entgegen thürmten. Mit scheinbarer Ergebung verließ er Scipion, aber sein Herz war von jeder Leidenschaft zerrissen, welche hoffnungslose Liebe und unüberwindliche Neigung nur aufzuregen vermögen. Nach langem Kampfe faßte er einen grausamen Entschluß. Aus dem Haufen seiner Diener rief er denjenigen zu sich, welchem nach der Sitte dieser rauhen Völker und Zeiten oblag, allezeit zum Gebrauche seines Herrn mancherley Arten des Giftes bey sich zu führen. „Geh, sagte er zu ihm, bringe der Königin von meinetwegen einen Becher deines tödlichsten Giftes. Der Tod ist das einzige übrige Mittel für sie, um der Gewalt der Römer zu entrinnen. Die Tochter Asdrubals und eines Königs Gattin wird wissen, was sie ihrem Nachruhm schuldig sey.“ Der Sclave besorgte den Auftrag aufs treulichste. Sophonisbe hörte ihn ohne Entsetzen. Gib her deinen tödtlichen Trank, rief sie, er ist mir das willkommenste Geschenk, das dein Herr mir bieten konnte. Doch sag ihm: daß mein Tod glorreicher gewesen wäre,

wäre ich gestorben, bevor ich ihm mich preis gab. So redend trank sie den Gift mit unverzagtem Muth aus, und starb, ohne eine Spur von Feigheit zu verrathen.

Während dies vor Cirtha geschah, entsank den Carthagern ob ihren wiederholten Niederlagen, und ob dem Ruhm von Scipios alten Thaten der Muth so sehr, daß sie Hannibaln, ihren großen Krieger, aus Italien zurück zu rufen beschlossen, um den Römern daheim die Spitze zu bieten. Gesandten wurden an ihn abgefertigt, mit dem gemessenen Befehl, augenblicklich zurück zu kommen, und dem römischen Feldherrn, der seiner Vaterstadt mit einer Belagerung drohete, zu widerstehen. Kein schrecklicherer Schlag hätte Hannibaln treffen können, als dieser Befehl; lange hatte er den Untergang seines Vaterlands vorher gesehn, und doch wußte er zu gleicher Zeit, daß Italien der einzige Ort sey, wo das Schicksal desselben verschoben werden könne. Nichts destoweniger gehorchte er den Befehlen seiner verblendeten Mitbürger mit der Unterwürfigkeit des gemeinsten Kriegers, und mit Thränen in den Augen sagte er Italien, dessen schönste Landschaften er seit funfzehn Jahren inne gehabt hatte, ein langes Lebewohl.

Nach einem äußerst melancholischen Abschiede von einem Lande, worin er zwey Brüder nebst seinen besten Mitfeldherren verlören, die Bundsgenossen seines Vaterlandes aber dem Zorn der Ueberwinder überlassen hatte, langte er zu Leptis in Afrika an, von wannen er nach Adrumetum zog, und endlich zu Zama, einer Stadt, die etwa fünf Tagereisen von Carthago entfernt lag, ankam. Hier begegnete ihm Scipio an der Spitze seines Heers, das Masinissa mit sechstausend Pferden verstärkt hatte. Hannibal schickte Kundschafter aus, um die Lage des Feindes auszuforschen.

Diese

Diese wurden ertappt, auf Scipios Befehl aber im ganzen Lager umher geführt, und dann mit dem Auftrage heimgesandt, ihrem Herrn zu melden, was sie gesehen hätten. Der Carthager begriff gar bald die Ueberlegenheit des feindlichen Heers, das aus der Blüte römischer Mannschaft bestand, während das seinige ein Gemisch von verschiednen Völkerschaften war, die ohne Erfahrung und andre Zucht, als diejenige, die ihnen Hannibal in so kurzer Zeit hatte geben können, bloß durch Zwang zusammen gehalten wurden; denn jene Krieger, die Italien unterjocht hatten, waren aufgerieben und nur noch dem Namen nach in seinem Heere vorhanden. Dies erwägend beschloß Hannibal, wo möglich, den Krieg durch Unterhandlung beyzulegen, und begehrte eine Zusammenkunft mit Scipio, um über den Frieden zu handeln, welches dieser sich gefallen ließ. In einer weiten, die beyden Kriegsheere trennenden Ebene traten die beyden größten Feldherren der damaligen Welt zur Unterredung zusammen. Wie getroffen von wechselseitiger Achtung und Ehrerbietigkeit betrachteten die beyden Nebenbuhler einander anfangs eine Weile in tiefem Schweigen. Scipio prangte in aller Blüte männlicher Schönheit; Hannibal trug die Narben langer und schwerer Feldzüge im Gesicht, und der Verlust des einen Auges gab ihm ein finsteres Ansehn. Hannibal redete zuerst. „Wenn ich nicht, sprach er, an die Seelengröße der Römer glaubte, so würde ich heute nicht gekommen seyn, um einen Sohn um Frieden zu bitten, dessen Vater ich ehemalen besiegt habe. Wollte der Himmel, daß die nämliche Mäßigung, die uns hoffentlich heute beseelt, uns von Anfang dieses Krieges an geleitet hätte; daß ihr mit den Gränzen eures italischen Gebietes zufrieden gewesen wäret, und wir nie versucht hätten, Sicilien mit dem Unsrigen zu vereinigen; dann würde dieses

Blut

Blut gesparet seyn, für dessen Vergießung uns keine Siege entschädigen können. Was mich anlangt, so hat das Alter mich die Eitelkeit der Triumphe und den Wankelmuth des Glückes gelehrt; du aber bist noch jung und in der Schule der Widerwärtigkeiten vielleicht noch nicht gezogen; du bist jetzt, was ich nach den Schlachten bey Cannä und Thrasymene war; du lüsterst jetzt vielleicht noch nach Siegen, die mehr schimmernd als nützlich sind. Allein bedenke, daß der Friede das Ziel ist, welches alle Siege bezwecken, und daß Friede es ist, welchen dir anzutragen mir mein Vaterland gebeut; warum wolltest du denn jenen Ruhm, den du durch ein Leben voll Eroberungen gewonnen hast, den Zufällen einer einzigen mißlichen Stunde preisgeben? Jetzt, Scipio, ist das Glück in deiner Gewalt. Ein Augenblick, und es kann wieder in der Gewalt deines Feindes seyn! Doch weg mit diesem gehäßigen Namen! Es ist Hannibal, der mit dir redet, Hannibal, der deine Tugenden schätzet und deine Freundschaft wünschet. Für uns alle beyde ist der Friede das bey weitem zuträglichere. Ich meines Theils werde stolz auf den Bund der Römer seyn, und du hast es in deiner Macht einen thätigen Feind in einen standhaften Freund zu verwandeln." — Scipio antwortete: — „Da die Kriege, über die er klage, von den Carthagern angefangen wären, so müßten sie sich auch über die Folgen nicht beschweren. Hannibal könne es ihm nicht verdenken, wenn er standhaft auf Seiten der Gerechtigkeit beharre; mancherley Unbilden seyen den Römern während des letzten Stillstandes zugefügt, welche Genugthuung verdienten; wenn diese bewilligt würde, so sey er gar nicht abgeneigt, einen Vergleich zu schließen." Unzufrieden schieden beyde Theile aus einander, beyde beschlossen, den Streit durchs Schwert zu entscheiden.

den. Nie ist eine merkwürdigere Schlacht geschlagen worden, mögen wir auf die Feldherrn, die Heere, die beyden kämpfenden Staaten, oder auf die Herrschaft, um die sie kämpften, sehen. Hannibal ordnete seine Schaaren auf eine Art, die nach dem Urtheil der Kenner alle seine vorigen Einrichtungen übertraf. Er ermunterte die verschiedenen Völkerschaften seines Heers durch Vorlegung der verschiedenen Triebfedern, die sie ins Feld führten. Den Söldnern verhies er den Abtrag ihrer Rückstände, doppelte Löhnung, und im Fall des Sieges die Plünderung; die Gallier begeisterte er durch Aufregung ihres natürlichen Hasses wider die Römer; die Numidier, durch Schilderung der Grausamkeit ihres neuen Königs, und die Carthager durch die Erinnerung an ihren alten Ruhm, an die Gefahr der Dienstbarkeit und ihren angeerbten Freyheitsdurst. Scipio seiner Seits ermunterte seine Legionen mit heiterer Miene, frohen Muthes zu seyn, denn alle ihre Arbeiten und Gefahren näherten sich jetzt dem Ende. Die Götter hätten Carthago in ihre Hände gegeben, und sie würden nun bald triumphirend zu ihren Freunden, Weibern und Kindern zurück kehren. Die Carthager begannen die Schlacht, und zwar mit den Elephanten. Als aber diese Thiere, durch das Feldgeschrey der Römer geschreckt, und durch die Schleuderer und Bogenschützen verwundet, sich wider ihre Treiber kehrten, so verbreiteten sie auf beyden Seiten des Heers, wo die Reiterey stand, nichts denn Unordnung und Verwirrung. So des Beystandes ihrer Reiter, worin ihre größte Stärke bestand, beraubet, griff das schwer bewaffnete Fußvolk einander an; die Römer stürmischer und gewaltiger im Angriff, die Carthager hurtiger und gewandter. Unfähig jedoch, dem beständigen Andringen der römischen Schilde zu widerstehen, wichen sie anfangs ein wenig, und geriethen

then allmälig in allgemeine Flucht. Sogleich begann die Nachhut, die von Hannibal befehligt war, den Flüchtigen Einhalt zu thun, ihre eigene Leute anzugreifen, so daß diese Unglücklichen jetzt von einem doppelten Feinde gepreßt wurden, dem Einen, der sie in die Flucht jagte, dem andern, der sie zwingen wollte zu stehn. Alle Bemühungen sie wieder in Ordnung zu bringen waren jedoch vergeblich. Hannibal, solches wahrnehmend, befahl, sie hinter die Reihen zu lassen, während er die noch frischen Schaaren wider die Nachsetzenden anrücken ließ. Augenblicklich ließ Scipio zum Rückzug blasen, um dem neuen Feinde mit neuer Ordnung begegnen zu können. Von neuen begann die Schlacht, und diesmal zwischen dem Kern beyder Heere. Da die Carthager aber des Beystandes ihrer Elephanten und ihrer Pferde beraubt, und dem Feinde an Anzahl nicht gewachsen waren, so wurden sie genöthigt zu weichen. Mittlerweile kam Masinissa vom Nachsetzen der Reiterey zurück, fiel ihnen in den Rükken und vollendete die Niederlage. Allgemeine Flucht erfolgte, zwanzigtausend Mann wurden in der Schlacht oder im Nachsetzen niedergehauen, und eben so viele gefangen. Hannibal, welcher alles geleistet hatte, was ein großer Feldherr und unverzagter Krieger leisten kann, flohe mit einer geringen Anzahl Reiter nach Adrumetum; Tapferkeit, Talent, Einsicht, Erfahrung, alles scheiterte an dem Tage bey Zama an des größten Heerführers feindseligen Gestirnen.

Dieser Sieg bewirkte den Frieden. Auf Hannibals Zureden trugen die Carthager den Römern den Frieden an, welchen diese nicht als Nebenbuhler, sondern als Oberherren bestimmten. Die Carthager wurden genöthigt, Spanien und alle Inseln des mittelländischen Meeres aufzugeben. Sie wur-

wurden verpflichtet, binnen funfzehn Jahren zehntausend Talente zu bezahlen, Geisseln für die Auslieferung ihrer Schiffe und Elephanten zu stellen, Massinissa alle Ländereyen wieder abzutreten, die ihm abgenommen waren, und in Africa nicht anders, als mit Erlaubniß der Römer Krieg zu führen. So endigte sich der zweyte punische Krieg nach einer Dauer von siebenzehn Jahren. Noch blieb Carthago ein J. d. St. Reich, aber ohne Kraft sich zu vertheidigen, und auf 553. so erbettelte Bedingungen, daß das Ziel seiner Dauer lediglich von der Willkühr des Eroberers abhing. Nach Demüthigung dieses so mächtigen Feindes sahen die Römer sich selten in andere als kleine Kriege verwickelt, worin sie dennoch oft die gedeihlichsten Siege erfochten; ganz anders denn ehemalen, wo sie mit Gefahr ihrer ganzen politischen Existenz gemeiniglich nur ganz geringe Vortheile erkauften.

Siebenzehntes Kapitel.

Vom Ende des zweyten punischen Krieges bis zum Untergang Carthagos.

Nach Endigung dieses langen und großen Krieges schien in dem römischen Freystaat ein Geist zu erwachen, der bis dahin unter ihnen nicht gesehen worden. Bis hieher waren Talent, Familie, Staatswürden, und Tugenden das einzige gewesen, wodurch die Einzelnen sich vor der Menge auszeichneten. Nach Eroberung so mancher Länder aber wurden so große Reichthümer und so viele Sclaven nach Rom geschleppt,

schleppt, daß die Sitten der Bürger anfingen sich zu verschlimmern. Der Reichthum gab ihnen einen Geschmack an Freudengenüssen, die ihnen bis dahin unbekannt gewesen, und die Sclaven wurden hinfort zu jenen Geschäften der Hand- und Feldarbeit gebraucht, die bis jetzt den Krieger abgehärtet, und den Charakter der römischen Sitteneinfalt ausgemacht hatten. Vaterlandsliebe und Eifer fürs gemeine Beste schienen in den Kriegen mit Hannibal erschöpft worden zu seyn; manche hatten ihr ganzes Vermögen dem Staate aufgeopfert, und da sie nach geschlossenem Frieden jenen Lohn nicht fanden, den der Staat ihnen zu gewähren noch nicht fähig war, versanken sie in eine Art von Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, die allmälig in Unwillen über dessen vermeinten Undank und in die Neigung überging, dem Privatvortheil das gemeine Beste unterzuordnen; neue Verbindungen wurden zu Erreichung dieses Zweckes geflochten. Das Ganze ward vergessen und lauter einzelne Interessen entstanden.

Mehr, um so gestimmte Gemüther von mißlichen Unternehmungen abzuhalten, als um die Gränzen des Reichs zu erweitern, unternahm der Senat bald neue Kriege. Jener wider Philipp von Macedonien, der, wie wir oben erwähnt haben, sich während Hannibals Eroberungen in einen Bund mit den Carthagern eingelassen hatte, ward jetzt mit neuem Eifer fortgesetzt, und die Bitten der Athener, dieses berühmten Volkes, das vor Zeiten den persischen Thron erschüttert hatte, jetzt aber sich selbst nicht mehr zu vertheidigen vermochte, entflammten jenen Eifer nicht wenig. Auch die Rhodier ließen sich nebst Attalus, dem König von Pergamus, in das Bündniß wider Philipp ein. Der Consul Galba ward wider ihn geschickt, und schlug ihn mehr denn einmal. Er versuchte

suchte Athen zu belagern, aber die Athener nöthigten ihn, die Belagerung aufzuheben. Er versuchte sich der Engen von Thermopylä zu bemächtigen, ward aber von Quintus Flaminius mit großem Blutvergießen zurückgetrieben; er versuchte nach Thessalien zu flüchten, erlitt aber eine neue Niederlage, und sahe sich jetzt genöthigt um Frieden zu bitten, der ihm unter der Bedingung zugestanden wurde, daß er tausend Talente erlegen sollte, die Hälfte sogleich, und die andere Hälfte innerhalb zehn Jahren. Dieser Krieg mit Philipp gab den Römern Gelegenheit, durch Wiederherstellung der Freyheit Griechenlandes einen glänzenden Beweis ihres Edelmuths abzulegen. Sie hatten die Einrichtungen dieses verfeinerten Volks seit einigen Jahren zu den Ihrigen gemacht, und freueten sich, ihren Lehrern gegenwärtig ihre Dankbarkeit beweisen zu können. Zehn Männer vom ersten Range wurden, den Flaminius an ihrer Spitze, vom Senat abgefertigt, um bey den Isthmischen Spielen, wo das ganze Volk versammelt war, allgemeine Freyheit auszurufen. Kein überraschenderes noch willkommeneres Geschenk ließ sich für ein Volk ersinnen, das nach Freyheit schmachtete, und das Andenken seiner Altvordern, die für die Sache der Freyheit gestorben waren, noch immer unter sich lebendig erhielt. Die Griechen vergalten den Römern ihre Wohlthat mit allem, was sie vermochten: mit dem auserlesensten Lobe; und die Römer, deren herrschende Triebfeder für jetzt die Eitelkeit war, waren damit zufrieden. So endigte sich der sogenannte erste macedonische Krieg, fünf Jahre nach seiner förmlichen Erklärung, und zwanzig nach seinem ersten Ausbruch. J. d. St. 558.

Während der Dauer dieses Krieges erlitten auch die Gallier, die sich mit Hannibaln verbunden hatten, mehr denn eine Demüthigung. Auch die Spanier empör-

empörten sich, und wurden von Cato dem Censor zu Paaren getrieben. Die Ligurier, wiewohl von den Galliern unterstützt, wurden bezwungen. Nabis, König von Lacedämon, widersetzte sich den Römern und mußte sich unterwerfen. Kein Volk, kein Fürst durfte wider Rom aufstehn, ohne bald seiner Ueberlegenheit huldigen zu müssen. Antiochus, König von Syrien, ein Monarch von Macht und Rufe, lockte den Ehrgeitz der Römer, und fünf Jahr nach dem
J. d. St. Schlusse des macedonischen Krieges ward nach einigen
563. wechselseitigen Beschickungen der Krieg wider ihn erklärt. Der Römer Vorwand war, daß er in die Staaten der Griechen, ihrer Bundsgenossen, Eingriffe gethan, und Hannibaln, ihrem alten Feinde, der von Carthago verbannt worden war, Schutz gewährt hätte. Antiochus, mit dem Zunamen der Große, war einer von Alexanders Nachfolgern, ein mächtiger Fürst, ehrgeitzig, unternehmend, und im Besitz weitläuftiger Herrschaften, denen er durch seine persönlichen Fähigkeiten Gewicht und Nachdruck gab. Die Aetolier hatten sich eingebildet, durch Vereinigung mit den Römern in Griechenland zu herrschen, fanden aber zu spät, daß ihnen nichts übrig sey, als die allgemeine Unterwürfigkeit zu theilen, darin der Rest der griechischen Staaten, unter dem scheinbaren Namen der Freyheit, gehalten wurde. Um eine Uebereilung durch die andere zu verbessern, luden sie den Antiochus auf die nämliche Weise zu sich ein, wie sie vorhin die Römer eingeladen hatten. Antiochus kam wirklich, betrug sich aber als wolle er mehr Zuschauer, als Theilnehmer am Kriege seyn, und statt sich wider die Römer zu rüsten, saß er zu Ephesus und lebte seinen Vergnügungen; benachrichtigt, daß der Feind sich nähere, suchte er mit ihm zu unterhandeln. Da dies nicht glückte, verließ er sich auf

seine

seine Seemacht, aber auch hier täuschten ihn seine Erwartungen, wiewohl der große Hannibal sie zu führen übernahm. In der Bestürzung, die ihm so viele Unfälle verursachten, verließ er Lysimachia, einen Ort, wo er den Feind ein Jahr lang hätte aufhalten mögen, und Unvorsichtigkeit mit Unbesonnenheit häufend, duldete ers, daß Scipio, der Bruder des Africanus, mit seinem Heer ohne Widerstand über den Hellespont ging.

Um den Frieden zu erkaufen, erbot er sich jetzt, alle seine europäischen Besitzungen, und in Asien alle diejenigen, die mit Rom im Bunde stünden, abzutreten. Allein es war zu spät. Der römische Feldherr fühlte seine Ueberlegenheit und beschloß, sich ihrer zu bedienen. So zum Widerstand gezwungen, zog sich Antiochus eine Zeitlang vor dem Feinde zurück, bis ihm endlich nahe bey Magnesia so scharf zugesetzt ward, daß er sich genöthigt sahe, sein Heer, das siebenzigtausend Mann zu Fuß und zwölftausend Reuter stark war, ins Feld zu führen. Scipio stellte ihm ein Heer entgegen, das ihm eben so sehr an Zahl wich, als es an Muth und Disciplin ihm überlegen war. Im Kurzen war Antiochus daher völlig geschlagen. Seine mit Sicheln bewaffneten Wagen, die wider seine eignen Leute zurückgetrieben wurden, trugen zu seiner Niederlage nicht wenig bey. Jetzt aufs äußerste gebracht, war er froh, mit den Römern auf ihre eignen Bedingungen Friede machen zu können; und diese waren, daß er funfzehntausend Talente statt der Kriegskosten bezahlen, daß er alle seine europäischen Besitzungen, und in Asien alle, welche diesseits des Taurus lagen, abtreten, daß er zu Pfändern seiner Treue zwanzig Geissel stellen, und Hannibaln, Roms eingewurzelten Feind, ausliefern sollte. So endigte sich der Krieg mit Antiochus, zwölf Jahr

nach

nach dem zweyten punischen Kriege, und zwey nach Beginn desselben. Lucius Scipio, welcher mit dem Beystande seines Bruders Africanus, der als Legat unter ihm diente, diesen Krieg führte, erhielt von der glorreichen Vollendung desselben den Namen Asiaticus.

Mittlerweile suchte Hannibal, dessen Untergang ein Artikel des erzwungenen Friedensschlusses war, dem ihm drohenden Verderben zu entrinnen. Dieser vollendete Feldherr war seit langer Zeit wie ein Vertriebener, außerhalb seines undankbaren Vaterlandes, umhergeirret. Alle seine Einsicht, seine unermüdliche Thätigkeit hatte er aus unauslöschlicher Vaterlandsliebe auch nach der Schlacht bey Zama aufgeboten, um die dem Staate geschlagenen Wunden wieder zu heilen. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland fand er den öffentlichen Schatz von denen erschöpft, deren Geschäft es war, ihn zusammen zu halten, und als er ihrer Habsucht Zügel anlegen wollte, beschuldigten sie ihn bey den Römern, daß er mit Erneuerung des Krieges umginge. Dies veranlaßte von diesen die Forderung, ihn auszuliefern, und Hannibal beschloß, dem Drange der Zeiten zu weichen und sein Vaterland zu meiden. In dem nämlichen Gewande, das er im Senate trug, und bloß von zwey Dienern begleitet, die um seinen Plan nicht wußten, wanderte er freywillig ins Elend. Zwey Tage reiste er zu Lande, dann schiffte er sich ein und ankerte bey einer kleinen Insel im mittelländischen Meer. Hier ward er von einem Mann erkannt, der ehedem unter ihm gedient hatte, und die Einwohner stürmten Schaarenweise herbey, die Einen, um ihre Neugier zu befriedigen, die Andern, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Von hier segelte er nach Tyrus, wo die Einwohner, ihrer alten Verwandtschaft mit Carthago eingedenk,

ihn

ihn mit Güte aufnahmen. Er hielt sich jedoch nicht lange bey ihnen auf, sondern begab sich an den Hof des Antiochus, der ihn anfangs aufrichtig willkommen hieß, und ihn zum Oberbefehlshaber seiner Flotte ernannte, in welchem Posten Hannibal seine gewöhnliche Stärke in Kriegslisten zeigte. Er sank jedoch in der Meinung des Königs gar bald wieder. Denn da er ihm zu Planen gerathen hatte, die der Monarch weder Genie genug zu verstehen, noch Talente auszuführen hatte, zumal jenen in Rücksicht eines zweyten Einfalls in Italien, so fand sich Hannibal am Ende zum Opfer bestimmt, das die Römer begütigen und den Frieden bestätigen sollte. Ueberzeugt, daß hier weder Schutz noch Sicherheit für ihn zu hoffen sey, entfloh er heimlich, wanderte eine Zeitlang in verschiedenen kleinen Staaten herum, die weder Macht noch Edelmuth ihn zu beschützen hatten, und nahm sodann seine Zuflucht zum Hofe des Prusias, Königs von Bithynien. Mit einer Rachsucht, die ihrer gänzlich unwürdig war, ließen die Römer durch einen ihrer berühmtesten Feldherrn, den Aemilius, den unglücklichen Greis von dem Könige fordern, der aus Furcht vor ihrem Zorn, und begierig, durch einen Bruch des Gastrechts ihre Freundschaft zu gewinnen, Hannibaln eine Wache setzen ließ, in der Absicht ihn auszuliefern. So unversöhnlich aus dem einen Lande in das andere gejagt, und jetzt jedes Ausweges sich zu retten beraubt, beschloß der alte Krieger zu sterben, ließ einen seiner Begleiter das Gift, das er zu diesem Behufe immer in Bereitschaft hielt, herbeybringen, und während er sich fertig machte es zu nehmen, sprach er: „Laßt uns die Römer von der Furcht befreyen, die sie hindert, den nahen Tod eines Greises, wie ich bin, mit Gleichmuth abzuwarten. Es gab eine Zeit, wo mehr Ehrgefühl

gefühl unter ihnen zu finden war, es gab eine Zeit, wo sie sichs zur Pflicht rechneten, ihren Feind vor Verräthergifte zu sichern, sie, die jetzt feigherzig und niedriggesinnet durch eine eigene feyerliche Gesandtschaft das Leben eines verbannten Mannes fordern, und einen schwachen Fürsten zum Bruch des Gastrechts verleiten.“ So sprach er, nahm den Gift und starb mit aller der Unerschrockenheit, mit der er gelebt hatte.

Während dieser Geschichten schien der Geist der Zwietracht in Rom wieder aufzuwachen. Im dritten Jahr nach Endigung des Krieges mit dem Antiochus verklagten die Volkstribunen den Scipio Africanus, daß er den Schatz um die im Kriege gemachte Beute betrogen, und mit dem König Antiochus einen zu vertrauten Briefwechsel gepflogen habe. Ein Tag ward anberaumt, an dem er dieser Beschuldigungen halber sich verantworten sollte. Scipio erschien; aber statt aller Vertheidigung erinnerte er seine Mitbürger, daß er gerade an diesem Tage die Schlacht bey Zama gewonnen habe. Dies erschütterte die Versammlung so gewaltig, daß sie auf der Stelle die Tribunen auf dem Forum stehn ließ, den Sieger bey Zama aber auf das Capitol begleitete, um den Göttern den jährlichen Dank für diesen glorreichen Sieg darzubringen. Die Tribunen ließen diesen ersten Fehlschlag sich nicht abschrecken, sie beschlossen, ihn vor dem Senat zu belangen, und verlangten, daß er seine Rechnungen mitbringen solle, um sich von ihnen darüber vernehmen zu lassen. Statt diesem Begehren Folge zu leisten, zerriß Scipio die Rechnungen vor ihren Augen und entfernte sich bald nachher nach Linturnum, einer Stadt an den Küsten Campaniens, wo er den Rest seines Lebens in Einsamkeit und Ruhe zubrachte. Hier lebte er nur noch drey Jahre; glaubte jedoch

seine

seine Unzufriedenheit mit seinen Mitbürgern noch durch die Grabschrift verewigen zu müssen, die er in sein Monument graben ließ: Undankbare Mitbürger, meine Asche soll nicht unter euch ruhen! J.d.St. 571.

In dem nämlichen Jahre starb auch Hannibal, der Carthager, und Philopoemen, ein griechischer Feldherr, der den beyden vorigen gleich geachtet wurde.

Der Geist des Aufruhrs, der jetzt in Rom rege geworden war, dauerte mehrere Jahre hintereinander während aller Kriege und Siege über die Ligurier, Istrier, Sardinier, Corser und Macedonier; denn auch einen zweyten macedonischen Krieg begannen die Römer bald nachher, und zwar wider Perseus, den J.d.St. Sohn Philipps, damaligen Königs des Landes, welchen wir schon die Römer um Friede bitten gesehn haben. Perseus hatte, um sich der Krone zu versichern, durch die ehrlosesten Ränke seinen Bruder Demetrius des Lebens beraubt. Jetzt, da er sich auf des Vaters Throne sahe, beschloß er, von Hoffnungen erträumter Triumphe trunken, den Römern den Krieg zu erklären. Während des Laufes dieses Krieges, der ungefähr drey Jahre dauerte, boten sich ihm verschiedene Gelegenheiten dar, das römische Heer gänzlich aufzureiben. Zu unwissend aber, um ihre Unbesonnenheit zu seinem Vortheile zu nutzen, verschwendete er die Zeit mit leeren Friedensunterhandlungen. Aemilius war es, der ihm endlich beym Flusse Enipeus den entscheidenden Schlag beybrachte. Er versuchte nach Creta zu fliehen. Von aller Welt aber verlassen, ward er gezwungen sich zu ergeben, und den schimmernden Triumph seines Ueberwinders zu schmücken. Mit seinen beyden Söhnen ward er vor des Siegers Wagen in Rom hineingeführt;

während Gentius, der König der Illyrier, und seine Bundsgenossen auf die gleiche schmachvolle Weise vor dem Wagen des Lucius Anicius, eines der römischen Admirale, hergeschleppt wurden.

Kaum waren diese Kriege, die Rom mit unermeßlichen Schätzen bereicherten, geendigt, als die Römer den langgewünschten Vorwand fanden, den dritten und letzten punischen Krieg zu beginnen. Carthago war damalen ein Staat, der nur noch durch die Gnade seiner Ueberwinder existirte, und von dem leichtesten Hauch ihres Unwillens fallen mußte. Zum Unglück für ihn, that Masinissa, der Numider, einige Einfälle in ein Gebiet, das die Carthager in Anspruch nahmen, und sie erkühnten sich, den Angreifer zurück zu treiben. Bittere Klagen führten die Römer über diesen Schritt als einen Bruch der Friedenstraktaten und schickten Gesandten, die sich an Ort und Stelle selbst darüber beschweren sollten. Diese, welche die Stadt nach dem Genusse eines funfzigjährigen Friedens reich und blühend fanden, bestanden, es sey nun aus Begierde ihren Raub zu theilen, oder aus wirklicher Furcht vor ihrer wachsenden Größe, nach ihrer Heimkunft auf die Nothwendigkeit eines Krieges. Der Censor Cato zumal redete forlan im Senat nie über eine öffentliche Angelegenheit, ohne seinen Vortrag mit dem Refrain zu beschließen, daß es unumgänglich nothwendig sey, Carthago zu zerstören. Umsonst widerstand ihm Nasika, und zeigte mit Scharfblick in die Zukunft, wie gefährlich es sey, einen nebenbuhlenden Staat zu zerstören, der der römischen Disciplin ein beständiger Sporn seyn würde. Catos Meinung siegte; der Senat beschloß, den bequemen Vorwand, der sich ihm zum Friedensbruch darbot, zu ergreifen, erklärte den

Krieg

Krieg und fertigte die Consuln mit dem Auftrage ab, Carthago gänzlich zu vertilgen.

Zu spät fühlten die Carthager jetzt die Weisheit Hannibals, der ihnen die Folgen ihrer Sorglosigkeit vorher gesagt hatte; aber ihr großer Feldherr war nicht mehr. Geschreckt durch der Römer Zurüstungen, (denn sie waren während dieses langen Zeitraums bloß auf das Zusammenscharren von Privatschätzen, im geringsten aber nicht auf die öffentliche Sicherheit bedacht gewesen) verdammten sie auf der Stelle alle, die das Bündniß gebrochen hatten, und erboten sich demüthig zu jeder billigen Genugthuung. So viel Unterwürfigkeit beantwortete der Senat mit entschlüpfender Zweydeutigkeit. Zur Sicherheit für ihr künftiges Betragen verlangte er dreyhundert Geißel binnen dreyßig Tagen und blinden Gehorsam gegen seine künftigen Befehle. Diese Artikel, dachte man, würden die Carthager nicht bewilligen, aber man irrte. Dies verblendete Volk, das auf alle Bedingungen Frieden wünschte, schickte seine Kinder binnen der bestimmten Zeit, und als die Consuln bald nachher zu Utica landeten, wurden sie von carthagischen Gesandten bewillkommt, die sich nach des Senats fernern Befehlen erkundigten, und denselben die unbedingteste Folgeleistung gelobten. Die Consuln waren verlegen, wie sie sie zum Ungehorsam reitzen sollten. Cenſorinus lobte ihre Bereitwilligkeit. Dann verlangte er ihre Waffen, und sie wurden wider Erwartung ausgeliefert. Entschlossen, sie aufs äußerste zu treiben, befohlen die Consuln ihnen jetzt, ihre Stadt zu verlassen, die der Erde gleich gemacht werden sollte, wobey sie ihnen die Erlaubniß ertheilten, sich in irgend einem andern Theil ihres Gebiets, jedoch zehn Meilen von der See, anzubauen. Dieser schreckliche Befehl verursachte ihnen alle Angst und Verwirrung

der Verzweiflung; sie flehten um Aufhebung des harten Ausspruchs, sie verschwendeten Thränen und Wehklagen; da sie die Consuln aber unerbittlich fanden, so entfernten sie sich mit finstrer Entschlossenheit, gefaßt, das alleräußerste zu leiden, und bis zum letzten Athemzuge für den Sitz ihres Reiches und für die Wohnungen ihrer Väter zu kämpfen.

Nach ihrer Heimkunft und nach Verbreitung der unglücklichen Zeitung, schien ein Geist des Trotzes und des Heldenmuths das ganze Volk zu beseelen. Zu spät sahen sie jetzt die Gefahr des Reichthums in einem Staate, dem es an Mitteln gebricht, sich zu vertheidigen. Jene goldne und silberne Gefäße, die ihrer Prachtliebe so geschmeichelt hatten, wurden zu Waffen umgeschmiedet, da sie ihr Eisen, dasjenige Metall, was ihnen jetzt am kostbarsten seyn mußte, weggegeben hatten. Auch die Weiber opferten ihren Schmuck, willig beraubten sie sogar der Haupthaare sich, damit die Bogen ihrer Vertheidiger nicht der Sennen ermangeln möchten. Asdrubal, der neuerdings wegen seiner Aufsätzigkeit wider die Römer ins Gefängniß geworfen worden, ward hervorgezogen, um das Heer zu befehligen, und mit solchem Eifer und solcher Eilfertigkeit rüstete man sich, daß die Consuln bey ihrer Ankunft vor einer Stadt, die sie als leichte Beute wegzunehmen hofften, eine Gegenwehr antrafen, die ihren Muth niederschlug und ihre Entschlossenheit erschütterte. Mancherley Gefechte wurden außerhalb den Mauern geliefert, und alle waren den Belagerern nachtheilig. Die Belagerung wäre aufgehoben worden, wenn nicht Scipio Aemilianus, der adoptirte Sohn des Africanus, dem endlich der Oberbefehl anvertrauet wurde, eben so viel Geschicklichkeit besessen hätte, seine Schaaren nach einer Niederlage zu retten, als ihnen frischen Muth

und

und neue Hoffnungen einzuflößen. Dennoch würden alle seine Künste vereitelt worden seyn, hätte er nicht Mittel gefunden, den Pharneas zu verführen, den Heerführer der carthagischen Reiterey, der zu ihm überging. Von der Zeit an war das Glück ihm günstiger; der Theil der Stadt, welcher den Namen Megara führte, war der erste, der erobert ward, während die Einwohner in die Burg getrieben wurden. Zunächst versicherte er sich der Erdenge, die in die Stadt leitete, und schnitt ihnen somit alle Möglichkeit der Zufuhr ab. Dann umzingelte er auch den Hafen. Allein mit unglaublicher Betriebsamkeit eröffneten die Belagerten sich einen neuen Zugang zur See, mittelst dessen sie von Zeit zu Zeit von dem Heere draußen das Nothwendige erhalten konnten. Dieses Heer mußte also erst unterjocht werden, ehe die Stadt durchaus eingeschlossen werden konnte. Zu Anfang des folgenden Frühlings griff Scipio es an, tödtete siebenzigtausend Mann und machte zehntausend zu Kriegsgefangnen. Wiewohl jetzt alles auswärtigen Beystandes beraubt, beschlossen die unglücklichen Einwohner dennoch, ehe das Aeußerste zu dulden, als sich zu ergeben. Aber immer näher sahen sie den Feind herandringen; die Mauer, die zum Hafen führte, ward zerstört; bald nachher ward auch das Forum erobert, ein Schauplatz herzrührender Scenen, scheiternder Häuser, thürmender Leichenhügel, Schwerverwundeter, die unter den Erschlagenen sich hervor zu winden arbeiteten und ihrer eignen und ihres Vaterlandes Untergang beweinten. Nicht lange so ergab sich auch die Festung auf Willkühr. Alles war jetzt bezwungen, der Tempel ausgenommen, der durch römische Ueberläufer und die raschesten Urheber des Krieges vertheidigt wurde. Diese, an der Möglichkeit der Rettung sowohl als an der Gnade der Ueberwin-

der verzweifelnd, steckten das Gebäude in Brand und kamen freywillig in den Flammen um. Asdrubal, der carthagische Feldherr, ergab sich den Römern, als die Burg erobert wurde; allein sein Weib und seine Kinder stürzten sich in den brennenden Tempel und gingen unter mit sammt dem Vaterlande. Dann ward diese prächtige Stadt durch die schonungslosen Eroberer in Asche gelegt. Und so weitläuftig war ihr Umfang, daß sie siebenzehn Tage hintereinander brannte. Der Senat befahl, daß kein Theil von ihr wieder aufgebauet werden solle. Bis auf den Grund ward sie geschleift, und der Reisende ist heutiges Tages in Verlegenheit zu sagen, wo Carthago gestanden habe. Alle Städte, die der verlassenen Stadt in diesem Kriege mehr oder weniger Beystand geleistet hatten, theilten das Schicksal der Hauptstadt, und ihre Ländereyen wurden unter die Freunde der Römer vertheilt. Die übrigen Städte Afrika's wurden Rom zinsbar und von einem jährlichen Prätor regiert, während die unzähligen Gefangnen, die im Laufe dieses Krieges gemacht waren, als Sclaven verkauft wurden, einige wenige ausgenommen, die durch die Hand des Henkers sterben mußten. Dies war das Ende einer der berühmtesten Städte in der Welt, betrachten wir sie in Hinsicht auf Künste oder Reichthum oder Weitschichtigkeit des Gebietes. Ueber hundert Jahre hatte sie mit Rom um den Vorrang gestritten, und mehr denn einmal war sie auf dem Punkt ihn zu erwinden. Aber Carthago's ganze Größe gründete sich auf den Handel allein, ein üppiges und feiges Streben, das am Ende zu nichts dient, als eine Nation heraus zu schmücken, Raublustige anzulocken und das Schlachtopfer für seinen Untergang zu zieren.

Auf Carthagos Sturz folgte der Untergang mancher anderer Städte. Corinth, eine der edel-

sten

sten Städte Griechenlands, erlitt in dem nämlichen Jahr dasselbe Schicksal, indem es vom Consul Mummius bezwungen und dem Erdboden gleich gemacht wurde. Der Vorwand zu dieser gewaltthätigen Maßregel war, daß die Achäer den Lacedämoniern, römischen Bundsgenossen, den Krieg erklärt hätten. Metellus begann den Krieg, drang in Böotien ein und überwand den Kritolaus. Ihm folgte Mummius, schlug den achäischen Feldherrn Dikas und zerstörte Corinth, dessen Beute in der Folge nicht wenig zu Roms Verschönerung beytragen mußte. Hispania, wiewohl anfangs siegreich, ward bald nachher durchaus bezwungen. Viriatus, ein hispanischer Feldherr, der aus einem Hirten ein Räuber, und darauf Anführer einer zahlreichen Bande ihm ähnlicher Menschen geworden war, machte den Römern einige Mühe, ward aber durch die niederträchtigste Verrätherey von dem römischen Feldherrn Cäpio aus dem Wege geräumt, als welcher seine eignen Gesandten, die mit ihm über den Frieden handeln sollten, durch Bestechung dahin brachte, ihren Herrn, nach ihrer Heimkunft, in seinem Bette umzubringen. Quintus Pompejus und Mancinus gewannen durch Bestreitung dieses tapfern Volks nicht größere Ehre. Beyde wurden zur Rettung ihrer Heere genöthigt, so schmachvolle Bedingungen einzugehn, daß der Senat treuloser Weise den Mancinus gebunden zurück schickte, weil er Bedingungen bewilligt hatte, die sie nicht eingehn wollten. Auch Lepidus war nicht glücklicher, vielmehr erlitt er, da er die Vaccäer, ein friedliches und harmloses Volk des Landes, angriff, eine völlige Niederlage. Endlich ward Scipio, der Zerstörer Carthago's, der jetzt, gleich seinem angenommenen Vater, den Namen Africanus trug, zum Consul gewählt, und dieser rettete

tete Roms sinkende Ehre. Er belagerte Numantia, die stärkste Stadt des Landes, deren unglückliche Einwohner, um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen, die Stadt über ihren Häuptern anzündeten, und alle, wie ein Mann, in den Flammen umkamen. So ward Spanien eine römische Provinz, und ward hinfort von zwey jährlichen Prätorn regiert. Diese Behandlung der Ueberwundenen zeigt, wie verschieden die dermaligen Römer von ihren Vorfahren waren, die sichs zum Ruhm rechneten, den Bezwungenen mit möglichster Milde zu begegnen. Aber wenig Nationen können der Berauschung des Glücks widerstehen. Indem sie anfangen, den Erdkreis als ihr Eigenthum zu betrachten, beginnen sie zugleich alle und jede, welche ihnen zu widerstehen wagen, nicht als Feinde, sondern als Empörer zu behandeln.

Achtzehntes Kapitel.

Von Carthago's Untergang bis zur Endigung des Aufruhrs der Graçchen.

J. d. St. 621. Bis jetzt haben wir dies große Volk in langsamen Fortschritten mächtig werden und endlich ohne Nebenbuhler herrschen sehn. Wir haben es alle Tugenden, die einem Staate Kraft und Unüberwindlichkeit geben, allmälig sich zu eigen machen, und vermittelst ihrer ein mächtiges Reich aufrichten sehn. Von nun an wird ein ganz anderes Gemälde sich uns darbieten, das Gemälde eines mächtigen Staats, der allen Lastern,

Lastern, welche die Gesellschaft zu spalten, in Ketten zu schmieden, und endlich gänzlich zu zerstören dienen, Thür und Thore öffnen. In der That scheint uns Rom in dieser Periode den Gipfel seiner Macht erreicht zu haben. Seine Eroberungen mochten in der Folge ausgebreiteter werden, und seine Herrschaften ausgedehnter, aber ihre Ausdehnung diente mehr zum Anwuchs seines Ruhmes, als seiner innern Stärke. Eine lange Weile zwar schien der Einfluß seiner ehemaligen Tugenden auch nach seiner Entartung noch zu wirken. Aber die alte Sitteneinfalt, die alte Rechtschaffenheit und Lebensstrenge, gerieth mit jedem Tage in sichtbarern Verfall. Die Siege und der Raub Asiens entwickelten in den Ueberwindern einen Hang zu gränzenlosem Prachtaufwande, schnöde Habsucht und unbändige Herrschbegierde wurden fortan der Römer stärkste Leidenschaften, so daß man meinen möchte, seit dieser Zeit die Geschichte eines andern Volks zu lesen.

Die beyden Gracchen waren die ersten, welche diese wachsende seltsame Verderbniß unter den Großen zu Herzen nehmend, durch Erneuerung des Licinischen Gesetzes ihr zu steuern suchten, welches, wie wir oben gesehn, keinem Bürger im Staate mehr denn fünfhundert Acker zu besitzen erlaubte, sondern den Ueberschuß dem Staate zuerkannte. Tiberius Gracchus, der ältere der beyden Brüder, war ein Mann, der sich durch die Vortheile seiner Bildung sowohl, als durch die Eigenschaften seines Geistes auszeichnete. Ganz verschieden von seinem großen Ahnherrn Scipio, schien er begieriger nach Gewalt, als nach Ruhm; größere Freude war es ihm Neuerungen einzuführen, als schon eingeführte Einrichtungen zu befestigen und zu erhalten. Seine Verachtung des Geldes war entschieden, und konnte seinem Einfluß in einem Staate,

der

der auf Reichthum bereits einen unmäßigen Werth setzte, nicht anders denn nachtheilig seyn; sein Mitleid mit den Bedrängten glich seiner Erbitterung wider die Dränger; aber unglücklicher Weise standen auch seine tugendhaften Beeiferungen weniger unter der Herrschaft seiner Vernunft, als seiner Leidenschaften, und diese drängten ihn oft über die Gränzlinie der Klugheit hinaus. Auch ward die ursprüngliche Rechtlichkeit seiner Absichten in der Folge durch den Widerstand getrübt; erbittert durch die Selbstsucht der Gegner, bedrängt und verwirrt durch ihre Ränke, verlor er die Sache, um derenwillen er aufgestanden war, allmälig aus den Augen, und am Ende blieben nur noch Haß und Rachgier die Triebfedern seines Strebens. Ein solcher war der ältere Gracchus, der den niedrigern Theil des Volkes (denn jener alte Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern war jetzt nicht mehr) bereit fand, ihn in allen Unternehmungen zu unterstützen. Diese Unglücklichen sahen sich nach so vieljährigen Diensten, die sie dem Staate geleistet hatten, allen Unterdrückungen der Reichen bloß gestellt, die durch gewaltsame Verdrehung der Gesetze, deren Ausübung ihnen anheim gestellt war, alles Eigenthum an sich rissen, und den Armen bloß die Gefahr und Beschwerde, es zu vertheidigen, übrig ließen. Ihre unaufhörlichen Beeinträchtigungen hatten die Herzen des Volks von ihnen entfremdet, aber es versteckte seinen Haß, oder hielt es vielleicht für seine Pflicht zu dulden, während der Senat, feil, verdorben, ungerecht, seine innere Verächtlichkeit bloß durch den Schimmer auswärtiger Eroberungen zu verdecken suchte. Dies war die Lage der Partheyen, als Tiberius Gracchus sich zum Volkstribun wählen ließ. Er war es, der vorhin die Macht des Scipio Africanus zu beschränken gesucht, und ihn zu seiner Verantwortung

vor

vor das Volk beschieden hatte; er war es, der jetzt auf Gelehung des Liciniſchen Geſetzes drang, Kraft deſſen Niemand mehr denn fünfhundert Aecker beſitzen ſollte. Damit die Großen dies Geſetz in Zukunft nicht, wie bisher, zu ihrem Vortheile mißbrauchen möchten, fügte er ihm die Clauſel bey, daß die eine Hälfte des unerlaubten Ueberſchuſſes den Kindern des Uebertreters gegeben werden, die andere aber unter ſolche Arme vertheilt werden ſollte, die nichts hätten; und damit auch niemand durch Ankaufungen ſeine Beſitzthümer ungebührlich anſchwellen möchte, ſollten drey Staatsbeamten unter den Namen der Triumvirn erkohren werden, welchen oblåge, die Summe der Ländereyen eines jeden aufs genaueſte zu unterſuchen. Dies Geſetz, wiewohl anfangs mit ſchicklicher Mäßigung befolget, empörte die Reichen, die das Volk zu überreden ſuchten, daß der Vertheidiger deſſelben bloß die Abſicht habe, den Staat zu verunruhigen, und alles in Verwirrung zu bringen. Aber Gracchus, einem Mann von unwiderſtehlicher Beredſamkeit, war es ein leichtes, dieſe Eindrücke aus den Gemüthern eines Volks wegzutilgen, das vom Gefühl ſeiner Kränkungen durchdrungen, ohnehin bereitwillig genug ſeyn mußte, ein Geſetz zu begünſtigen, durch welches es allein gewann. Allein ſo eifrig die Armen für das Durchtreiben des Geſetzes waren, eben ſo eifrig widerſtanden ihm die Reichen. Was im Anfange bloßer Wortwechſel war, ward allmälig einwurzelnde Feindſeligkeit, und dieſe Feindſeligkeit wuchs mit jedem Tage bis zur Erbitterung. Endlich ging das Geſetz dennoch durch, und Octavius, einer der Tribunen, die ſich ihm widerſetzten, ward theils durch Liſt, theils durch Gewalt zu Niederlegung ſeines Amtes genöthigt, während Mummius ein Rädelsführer der Gegenparthey, an ſeine Stelle gewählt wurde.

Der

Der Tod Attalus, des Königs von Pergamus, gewährte unſerm Gracchus eine neue Gelegenheit, dem niedrigern Theil des Volks auf Koſten der Großen zu willfahren. Dieſer König hatte in ſeinem letzten Willen die Römer zu Erben eingeſetzt, und nun ward vorgeſchlagen, daß das ſolchergeſtalt erworbene Geld unter die Armen vertheilt werden ſollte, damit dieſe ſich mit den nöthigen Werkzeugen zum Anbau der Ländereyen, die ihnen durch das letzte Theilungsgeſetz zugefallen waren, verſorgen könnten. Dies veranlaßte noch größere Unruhen, denn vorher. Der Senat trat zuſammen, um über die Mittel zu rathſchlagen, wie man dieſe Reichthümer, die man damals ſchon höher als die Sicherheit des Staates ſchätzte, für ſich erhalten könne. Den Senatoren fehlte es nicht an Anhängern, die bereit waren, für Ueberfluß und Wohlleben ihre Freyheit aufzugeben. Dieſe wurden aufgeboten, um das Volk, das keine ſolche Gewaltthätigkeit ahndend, den Reden ſeines Lieblings im Capitol zuhörte, in Schrecken zu ſetzen. Ein gewaltiger Lärm entſtand. Auf der einen Seite tobten die Bedienten der Großen; auf der andern die Vertheidiger des Geſetzes. Tiberius, ſeine Rede gänzlich unterbrochen ſehend, bat, flehte, daß man ihm Gehör geben möge, legte endlich die Hand an den Kopf, um anzudeuten, daß ſein Leben in Gefahr ſey, und ſogleich ſchrieen ſeine Gegner, daß er ein Diadem verlange. Nun verbreiteten ſich Aufſtand und Aufruhr durch alle Stände des Volks. Der beſtochene Theil des Senats war der Meinung, daß der Conſul den Staat durch die Gewalt der Waffen vertheidigen ſolle; als aber dieſer, beſonnener und kühler, eine ſo gewaltthätige Maßregel ablehnte, ſtand Scipio Naſica, Gracchus Verwandter, auf, und rief in kriegeriſcher Stellung, daß alle, welchen die Würde und das Anſehn der Geſetze am Herzen läge,

ihm

ihm folgen möchten. Umringt von einer starken Schaar mit Knütteln bewaffneter Senatoren und Klienten, ging er gradesweges aufs Capitol und schlug alles zu Boden, was sich ihm zu widerstehen wagte. An dem wachsenden Getümmel merkte Tiberius, daß sein Leben in Gefahr sey, und beschloß zu fliehen. Er warf sein Gewand hinweg, mischte sich ins Gedränge, und hoffte unerkannt zu entschlüpfen. Da er aber über einen zu Boden geworfenen Menschen stolperte, prügelte Saturnius, einer seiner Amtsgenossen von der entgegengesetzten Parthey, ihn mit dem Fuße eines Stuhls zu Tode; und nicht weniger denn dreyhundert seiner Zuhörer theilten das Schicksal ihres Günstlings an diesem unglücklichen Tage. Auch blieb die Rache des Senats hiebey nicht stehen. Sie verbreitete sich über alle, die sich seiner Sache annahmen; manche wurden hingerichtet, manche verbannet, und nichts ward unterlassen, um dem Volk einen Abscheu vor seinen vorgeblichen Vergehungen einzuflößen.

Ein Krieg unterbrach diese unseligen Zwistigkeiten eine Zeitlang. Aristonicus, des letzten Königs von Pergamus unehelicher Bruder, nahm seine Krone in Anspruch und schlug den römischen Consul Licinius Crassus. Als aber Perpenna wider ihn gesandt wurde, ward er geschlagen, in Stratonice eingeschlossen, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, und nachdem er den Triumph seines Siegers hatte schmücken müssen, auf Befehl des Senates im Gefängniß erdrosselt. Die Frist der Ruhe, die auf diese Eroberung folgte, gab dem Volke Gelegenheit, unter Anführung des Cajus Gracchus, eines Bruders des Erschlagenen, seine vorigen Feindseligkeiten zu erneuern.

Cajus

Cajus Gracchus war bey seines Bruders Tode nur ein und zwanzig Jahr alt; und so wie er noch zu jung war, um von den Großen sonderlich gefürchtet zu werden, so vermied auch er es anfangs, durch unzeitige Versuche ihre Rache zu reitzen, und lebte einsam, ungesehen und beynahe vergessen. Aber während er so allen öffentlichen Geschäften und allen Anschlägen auf Erlangung der Volksgunst gänzlich entsagt zu haben schien, legte er in seiner Einsamkeit sich mit äußerstem Fleiß auf die Beredsamkeit, als das sicherste Mittel, sie zu gewinnen. Als er sich fähig hielt, seinem Vaterlande zu dienen, bewarb er sich um die Quästur in Sardinien, und erhielt sie ohne Mühe. Der Muth, die Leutseligkeit und die Mäßigung, die er in diesem Posten bewies, machten ihn allen Ständen der Menschen merkwürdig. Da der König von Numidien ein Geschenk von Korn nach Rom sandte, befahl er seinen Gesandten zu erklären, daß selbiges lediglich ein Zoll sey, den er den Tugenden des Cajus Gracchus zahle. Der Senat beantwortete das mit Hohn, und die Gesandten wurden als unwissende Barbaren mit Verachtung heimgeschickt, welches den jungen Gracchus dergestalt aufbrachte, daß er auf der Stelle das Heer verließ, um sich über die Unwürdigkeiten, die man sich gegen seinen Ruf erlaubet hatte, zu beklagen und sich zum Tribunat darzustellen. Damalen fanden die Großen in diesem Jünglinge, der bisher wegen seiner Jugend vernachläßigt worden war, einen fürchterlichern Gegner, als sein Bruder ihnen je gewesen; die Beredsamkeit, mit der er sich wegen der ihm zu Last gelegten Verleumdungen verantwortete, übertraf alles, was man bis dahin ähnliches in Rom gehört hatte, und die Unverzagtheit, mit der er seine Ansprüche durchsetzte, glich dem männlichen Style aller seiner übrigen Tugenden.

Un-

Ungeachtet der heftigsten Widersetzlichkeit von Seiten des Senates, ward er durch eine große Stimmenmehrheit zum Tribun erklärt, und bereitete sich jetzt, die nämliche Bahn zu beschreiten, die sein Bruder vor ihm beschritten hatte.

Das erste, was er that, war dies, daß er den Popilius, einen der eingewurzeltesten Feinde seines Bruders, vor das Volk forderte, der es aber nicht rathsam fand, den Ausgang des Verhörs abzuwarten, sondern freywillig ins Elend wanderte. Zunächst gab er ein Edict, das den Einwohnern Latiens, und bald noch eines, das allem Volk diesseits der Alpen die Bürgerfreyheit zusicherte. Dann setzte er den Werth des Korns zu einem mäßigen Preise, und verordnete eine monatliche Vertheilung desselben unter dem Volke. Hierauf schritt er zu einer Untersuchung der Verderbnisse, die sich in den Senat eingeschlichen hatten; und da durch diese der ganze Körper der Bestechung, Erpressung und des Aemterverkaufs überwiesen wurde, ward durch ein förmliches Gesetz die Macht, verderbte Obrigkeiten zu richten, vom Senat auf die Ritter übertragen: eine nicht geringe Aenderung in der Verfassung. Die Zahl dieser Staatsbedienten, die solchergestalt zu Oberaufsehern des Betragens aller andern Obrigkeiten gesetzt wurden, belief sich auf dreyhundert, die alle unter den Freunden Gracchus ausgewählt wurden. Mancherley heilsame Anstalten traf dieser seltne Mann jetzt zur Aufnahme des gemeinen Wesens. Er befahl, die Landstraßen zu bessern und zu schmücken; er ließ öffentliche Vorrathshäuser anlegen, und gegen die Zeiten der Dürftigkeit mit Korn versehen. Um auch dem Volk ein Beyspiel von Gerechtigkeit zu geben, hieß er einen großen Vorrath von Getraide, welchen Fabius, Proprätor in Spanien, seiner Statthalterschaft abgepresset und dem

Volke

Volke verehrt hatte, verkaufen, und das Geld den gekränkten Eigenthümern zufertigen. Kurz, auf welcher Seite wir auch den Charakter dieses großen Mannes betrachten, werden wir ihn doch immer gerecht, mäßig, weise, thätig, und wie es scheint zur Wiederherstellung der alten Sitteneinfalt Roms geboren finden. Dennoch behaupten die Geschichtschreiber, daß alle seine Plane lediglich auf Ausdehnung seiner eigenen Macht berechnet, und seine Tugenden blos die Kinder des Ehrgeitzes gewesen seyen. Ein solches Vorgeben scheint freylich aus keiner der bisher von uns erzählten Handlungen seines Lebens zu erhellen: jedoch geziemet es den Neueren nicht, mit den alten Geschichtschreibern über die Charaktere des Alterthums zu hadern; sie kannten die Menschen ihrer Zeit am besten, und vielleicht verdammen sie sie oft im Ganzen wegen Fehler, welche einzeln aufzuzählen sie der Mühe nicht werth fanden.

Diese wachsende Macht des Gracchus, und seine täglich zunehmende Beliebtheit beym Volke, ermangelten nicht, die ganze Rachgier des Senats wider ihn aufzuregen. Um jedoch ihre Erbitterung mit Sicherheit befriedigen zu können, schienen sie anfangs den Ablauf seines Tribunats erwarten zu wollen; allein zu ihrem großen Erstaunen ward er zum zweytenmal zu diesem Amte erkohren, wiewohl er seiner Seits sich nicht die geringste Mühe darum gab. Jetzt also wählten sie eine andere Verfahrungsweise und suchten ihn durch einen Nebenbuhler in der Gunst des Volks zu stürzen. Drusus, sein Gehülfe, mußte listiger Weise jeden Vorschlag, den Gracchus zum Besten des Volks that, noch höher spannen, und da der Senat ihn heimlich unterstützte, so gelang es ihm wirklich, die Zuneigung des Volks mit Gracchus zu theilen. Gracchus konnte seine Eifersucht nicht bergen.

Er

Er begegnete seinem Nebenbuhler mit Verachtung, und bewirkte dadurch, wie der Senat vorher sahe, daß eine mächtige Parthey seiner vorigen Bewunderer sich wider ihn erklärte. Allein der gefährlichste Versuch, ihn zu stürzen, lauerte noch im Hinterhalt. Seit seiner Heimkunft von Sardinien nach Rom war Gracchus zu einem der Triumvirn erwählt worden: Staatsbediente, die, wie wir gesehen haben, von seinem Bruder Tiberius eingeführt wurden, um die Anzahl von Ländereyen, die jedem Individuum zukäme, zu bestimmen. In diesem Geschäfte zeigte Gracchus die größte Unverdrossenheit, verbunden mit der pünktlichsten Strenge. Beseelt von eben dem Geist der Gleichheit, der weiland seinen Bruder begeistert hatte, bemühete er sich, die Besitzungen eines jeden dem liciniſchen Gesetze mit unbiegsamer Gerechtigkeit anzupassen. Diejenigen, welche durch seine Strenge sich beeinträchtigt fanden, wandten sich, um Genugthuung zu erhalten, an Scipio Africanus. Scipio, der längst ein Feind dieses Gesetzes gewesen war, fühlte die Macht des Volks zu sehr, um sich ihm offenbar zu widersetzen; vorsichtiger bewirkte er die Wahl eines neuen Staatsbedienten, dessen Geschäft war, erst die Ansprüche der Individuen unter einander abzumachen, ehe des Publicums seine von den Triumvirn entschieden werden könnten. Consul Tuditanus ward zu diesem Amte erwählt, das auf Verzögerung der gewünschten Ländertheilung vortreflich berechnet war, und schien den Geschäften, wozu man ihn erkohren hatte, mit Eifer obzuliegen. Da er jedoch die endliche Verlosung der streitigen Ländereyen nicht länger aufschieben konnte, gab er vor, daß ein Aufstand in den Provinzen seine Gegenwart erfordere, und ließ die Ansprüche und Wünsche der Menge unentschieden. Allgemeines Murren erhub sich jetzt wider Scipio,

dessen Kunstgriffen man die Verzögerung der Ländertheilung zuschrieb, und einer der Tribunen ging so weit, daß er ihn vors Volk citirte, um Rechenschaft abzulegen, auf was Weise Tiberius Gracchus ums Leben gekommen sey. Scipio verschmähte, auf die Beschuldigung zu antworten, ging zu Hause, um, wie einige glaubten, auf eine Rede für den folgenden Tag zu studiren; ward aber am Morgen todt im Bette gefunden, nicht ohne deutliche Merkmale der Erdrosselung. Dieses großen Mannes Tod erzeugte nicht wenig Verdacht wider die Anführer der Volksparthey, und zum Theil wider Gracchus selber. Er verachtete jedoch, sich wegen eines Verbrechens, das ihm auf keine Weise konnte erwiesen werden, zu verantworten, und um die Aufmerksamkeit des Volks auf etwas anderes zu lenken, schlug er vor, Carthago wieder aufzubauen, und es von Rom aus zu bevölkern. Eifrig ward dieser Vorschlag vom Volk angenommen, und sechstausend Familien verließen unter Gracchus Anführung die Stadt, um sich in einem andern Welttheil niederzulassen. Aber kaum hatten sie mit Wegräumung der Trümmer den Anfang gemacht, als sie durch allerley Anzeichen beunruhigt wurden, die hinreichten, ein so abergläubisches Volk von jedem weitern Versuche abzuschrecken. In der That ward Gracchus durch ungleich mächtigere Triebfedern zur Stadt zurückgerufen. Seine Feinde nutzten alle ihre Arglist, um seinen Charakter während seiner Abwesenheit anzuschwärzen; und wollte er anders seiner sinkenden Parthey wieder Muth machen, und die nachtheiligen Vorurtheile, die man dem Volke in Ansehung seiner beygebracht hatte, hinweg räumen, so mußte er aufs schleunigste nach Rom zurückkehren. Er that dies, fand aber bald, welch ein treuloses und unbeständiges Ding es um die Gunst des Pöbels ist.

Alles

Alles Zutrauen, was man ihm bisher erwiesen hatte, ward ihm allmälig entzogen, und seinem noch unverdächtigen Nebenbuhler zugewendet. Umsonst entwarf er neue Gesetze zum Vortheile des Volks, und rief die Einwohner verschiedener Städte Italiens in die Stadt, um ihn zu unterstützen. Der Senat gebot allen aus Rom zu weichen, und schickte einen Fremden sogar ins Gefängniß, welchen Gracchus zu seinem Busenfreunde gemacht, und mit seiner Haus- und Tischgenossenschaft beehret hatte. Dieser Unwürdigkeit folgte bald eine andere und ungleich gefährlichere; als sich nämlich Gracchus zum dritten Mal um das Tribunat bewarb, ward er verworfen, und wie man allgemein glaubte, durch Verrätherey derjenigen, welche die Stimmen sammeln und berechnen mußten, und die Mehrheit, die ihn wirklich gewählt hatte, auf Rechnung eines andern setzten.

Kaum sahe der Senat den ihm so verhaßten Mann in den Privatstand zurück gesunken, als er ihn zu stürzen beschloß, und den Consul Opimius, Gracchus tödtlichen Feind, zum Werkzeuge seiner Rache wählte. Dieser Mensch, der mit dem übertriebensten Stolze die äußerste Grausamkeit vereinigte, übernahm den Auftrag mit der größten Bereitwilligkeit, und ließ vor allen Dingen das Gesetz vernichten, das Carthago's Wiederanpflanzung verordnet hatte. Hierauf trug er auf Abschaffung aller übrigen Gesetze an, die während Gracchus beyden Tribunaten waren gemacht worden, und beschied das Volk zu diesem Ende auf einen gewissen Tag zur allgemeinen Versammlung.

Jetzt sahe man, daß Gracchus Untergang beschlossen sey. Nicht zufrieden mit dem Schutz des ganzen Senates und aller Ritter, wie auch eines zahlreichen Gefolges von Sclaven und Vasallen, befehligte der Consul noch einen Haufen Candier, die im

Solde des Staates standen, ihm zu folgen und zu begleiten. So bewachet und der Ueberlegenheit seiner Kräfte sich bewußt, beleidigte er den Gracchus überall, wo er ihm begegnete, und that alles mögliche, um ihn zu einer raschen That zu reitzen, die ihm hätte einen Vorwand an die Hand geben können, seinen Feind aus dem Wege zu räumen. Allein des Consuls Absehn entging dem Gracchus nicht. Er mied alles Gezänke und trug nicht einmal Waffen zu seiner Vertheidigung bey sich. Sein Freund Flaccus, ein eifriger Tribun, war weniger gelassen. Entschlossen, Parthey mit Parthey zu trotzen, brachte er eine Anzahl Landleute nach Rom, die vorgeblich Dienste suchen wollten. Der Tag zur Entscheidung des Streits erschien. Frühmorgens zogen beyde Partheyen aufs Capitol, wo, während der Consul dem Ritual gemäß opferte, der Lictoren Einer, der die Eingeweide des geschlachteten Opferthieres fortschaffen wollte, sich nicht enthalten konnte, dem Flaccus und seiner Parthey zuzurufen: Aus dem Wege, ihr Meuterer! aus dem Wege vor ehrlichen Leuten! Diese Beschimpfung brachte die, denen sie galt, so gewaltig auf, daß sie augenblicklich über den Kerl herfielen und ihn mit den Schreibgriffeln, die sie in Händen hatten, todtstachen. Gränzenlosen Lärm veranlaßte dieser Mord in der Versammlung. Gracchus zumal, der die Folgen einer solchen That voraussah, verwies es seiner Parthey, dem Feinde solchen Vortheil über sich eingeräumt zu haben; er versuchte verschiedene Mal zu reden, konnte vor dem Lärm aber nicht zu Worten kommen, und beschloß endlich nach Hause zu gehn und den Ausgang abzuwarten. Während er über das Forum wanderte, blieb er vor einer Säule stehen, die seines Vaters Andenken errichtet war, betrachtete sie eine Weile mit schweigendem Tiefsinn, und brach, als

be-

beweine er den Geist der Zeiten, in eine Fluth von Thränen aus. Gleiche Weichmüthigkeit übermannte seine Begleiter. Von Mitleid durchdrungen, gelobten sie, einen Mann nie zu verlassen, dessen einziges Verbrechen die Liebe zum Vaterlande war. Mittlerweile ergriff der Senat jedes Mittel um die Stadt in Aufruhr zu rütteln und Besorgniß drohender Gefahr unter den Einwohnern zu verbreiten. Dem Consul ward aufgetragen, dahin zu sehen, daß der Staat keinen Schaden nehme, eine Formel, welche bey einer so unbedeutenden Gelegenheit diesen einzelnen Mann mit unumschränkter Gewalt bekleidete. Des todten Lictors Leichnam ward mit Gepränge durch die Gassen getragen und vor dem Senathause zur Schau gestellt, während der ganze Körper des Adels Befehl empfing, sich morgenden Tages mit Sclaven und Vasallen auf dem Berge Aventinus in Waffen einzufinden. Auf der andern Seite war Flaccus nicht minder emsig bemüht, die Ueberbleibsel seiner gesprengten Parthey zusammen zu raffen; aber es war jetzt nicht wie in den frühern Erschütterungen des Staates, wo die Plebejer wider die Patricier aufgereitzt werden sollten; diese Scheidewand war längst nieder gebrochen; es war der ohnmächtige Kampf der Armen wider die Reichen, und die bereits gebrochne Parthey war muth- und entschlußlos, als wäre sie von ihrem herrschsüchtigen Gebieter bereits gedemüthigt worden. Graechus, wiewohl seiner Schwäche kundig, beschloß, seine Freunde nicht zu verlassen. Nichts desto weniger verschmähte er sich, wie die übrigen, zu bewaffnen, nahm bloß seinen gewöhnlichen Rock und einen kurzen Dolch, um im Fall eines Angriffs sich vertheidigen zu können, und führte so seine Anhänger auf den aventinischen Berg. Hier erfuhr er, daß die Consuln einen Preis von Golde auf seinen

und

und Flaccus Kopf, so schwer wie diese Köpfe wären, gesetzt hätten. Umsonst schickte er Flaccus jüngsten Sohn, der noch ein Kind war, mit Vergleichsvorschlägen ab. Ihrer Ueberlegenheit sich bewußt, und entschlossen, seine Beleidigung mit nichts geringerm, als dem Tode zu bestrafen, verwarfen Senat und Consul alle seine Anerbietungen, und boten, um seine Parthey zu schwächen, allen, die ihn auf der Stelle verlassen würden, Vergebung an. Dies wirkte, wie sie's wünschten; das Volk verlief sich allmälig, und Gracchus Parthey ward die schwächste. Er wollte dem Senat persönlich aufwarten, aber seine Freunde widerriethen es ihm, aus Furcht, ihren Anführer zu verlieren. Noch einmal ward Flaccus Sohn mit Friedensvorschlägen abgesandt, aber Opimius, der nach Blute dürstete, ließ den Knaben ins Gefängniß werfen, und führte seine Schaaren auf den aventinischen Berg, wo er mit zügelloser Wuth in den Haufen einbrach. Fürchterlich war das Niedermetzeln der kaum widerstehenden Menge, und nicht weniger denn dreytausend Bürger blieben auf dem Platze. Flaccus flüchtete in eine zerstörte Hütte, ward aber entdeckt und mit seinem ältesten Sohne erschlagen. Gracchus zog sich in den Tempel der Diana zurück, und beschloß durch seine eigene Hand zu sterben; zwey seiner getreuesten Freunde und Begleiter, Pomponius und Lucinius überredeten ihn aber, sein Heil in der Flucht zu suchen. Von ihnen und einem griechischen Sclaven, Namens Philokrates, begleitet, eilte er eine Brücke zu erreichen, die aus der Stadt führte. Seine Verfolger setzten ihm aber so eifrig nach, daß er gerade am Fuße der Brücke gezwungen ward, Halt zu machen und seinen Feinden die Spitze zu bieten. Seine beyden edelmüthigen Freunde vertheidigten ihn eine Zeitlang wider den umringenden

Feind.

Feind, dann erlagen sie der Menge. Er selbst flüchtete mit seinem Sclaven in einen Hain jenseits der Tiber, der den Furien geweiht war. Hier von allen Seiten umschlossen, und jeder Möglichkeit sich zu retten beraubt, bewegte er seinen Sclaven ihm das Leben zu nehmen, der, nachdem er seinem geliebten Herrn diesen letzten Liebesdienst erwiesen hatte, augenblicklich den Dolch in sein eigen Herz stieß, und seines Gebieters Leichnam mit dem eignen deckte. Die Verfolger kamen bald nachher, hieben Gracchus den Kopf ab und spiesten ihn zum Siegeszeichen auf eine Lanze. Ein gewisser Septimulejus nahm ihn endlich mit nach Hause, hölte ihn künstlicher Weise aus, und füllte ihn statt des Gehirns mit Bley, um ihn schwerer wiegen zu machen, wie er denn auch wirklich siebenzehn Pfund Goldes von dem Consul, als den Preis seiner Spitzbüberey empfing.

So starb Cajus Gracchus, ungefähr zehn Jahre nach seines Bruders Tiberius Tode, und ungefähr sechse nachdem er angefangen hatte im gemeinen Wesen zu wirken. Die Geschichtschreiber brandmarken ihn gewöhnlich als des Aufruhrs schuldig, nach allem aber, was wir von seinem Charakter wissen, zu urtheilen, war die Störung der öffentlichen Ruhe mehr die Schuld seiner Gegner, als die Seinige; und statt daß wir die Unruhe der Zeiten den Aufruhr der Gracchen nennen, sollten wir sie vielmehr den Aufstand des Senats wider die Gracchen nennen, angesehen die letztern sich bloß für die Vollstrekkung eines Gesetzes verwandten, welchem der Senat schon beygefallen war, dieser aber seine Absichten mit einer Mannschaft bewaffneter Landleute unterstützte, die sich nie vorher in das Geschäft der Gesetzgebung hatten mischen dürfen, und der Verfassung eine unheilbare Wunde beybrachten. Ob die

Grac-

Gracchen bey Betreibung dieser Gesetze durch Triebfedern des Ehrgeitzes oder des Patriotismus regiert wurden, ist unmöglich zu entscheiden; so viel aber erhellet, daß das Recht auf ihrer Seite war, und das Unrecht einzig auf Seiten des Senats. Im Grunde war dieser Staatskörper gegenwärtig himmelweit von jener ehrwürdigen Versammlung unterschieden, die wir einen Pyrrhus und einen Hannibal eben so sehr durch ihre Tugenden als durch ihre Waffen haben überwinden sehn. Gegenwärtig unterschieden sie sich vom Rest des Volkes bloß durch ihre überlegenen Schwelgereyen, und beherrschten den Staat lediglich durch das Gewicht jenes Ansehens, das vom Reichthum und von Schaaren erkaufter Anhänger abhängt. Feile und niederträchtige Seelen frohnten ihnen aus eigennützigen Bewegungsgründen, und diejenigen, die ihre Unabhängigkeit dennoch zu behaupten wagten, wurden in den Staub getreten und in der namenlosen Menge gänzlich verloren. Kurz, die Verfassung war um diese Zeit in die verhaßteste aller Aristokratien ausgeartet. Die Tribunen, die vorhin als Beschirmer des Volks betrachtet wurden, jetzt aber selbst reich geworden waren, und mit dem Senat einerley Interesse hatten, angesehen der Kampf, wie gesagt, nicht mehr zwischen Patriciern und Plebejern, die nur noch dem Namen nach unterschieden waren, sondern zwischen Reichen und Armen obwaltete, halfen zu Unterdrückung der letztern. So zu einem Zustande der verworfensten Unterwürfigkeit hinab erniedrigt, hörten die niedrigen Stände des Staates gänzlich auf für die Freyheit zu fühlen, und suchten nur einen Rädelsführer, während die Reichen argwöhnisch, wie Tyrannen immer sind, vor dem schwächsten Anschein von Widersetzlichkeit erbebend, Männern unumschränkte Gewalt anvertrauteten, welche

che nach abgewandter Gefahr ihnen wieder zu entwinden, sie zu ohnmächtig waren. So untergruben beyde Theile des Staates die Grundsäulen der Freyheit; die Furcht des Senates schuf den Dictator, und der Haß des Volks verewigte seine Würde. Empörender kann für eine nachdenkende Seele schwerlich eine Verfassung seyn, als diejenige, welche Rom zerrüttete, bis es unter Augustus Flügeln eine unsichere Freystatt fand.

Neunzehntes Kapitel.

Vom Aufruhr des Gracchus bis zu Syllas immerwährender Dictatur, dem ersten Schritte zum Untergange des römischen Freystaates.

Ungeachtet dieser traurigen Sittenverderbniß daheim, hörte dennoch das Glück nicht auf, die Römer in allen ihren auswärtigen Unternehmungen zu begünstigen. Die Senatoren, wiewohl verdorbene Väter des Staates, waren dennoch geschickte Regenten, und in eben dem Maße, darin das Reich an Freyheit und an Tugend verlor, gewann es an Umfang und äußerem Schimmer. Die Balearischen Inseln wurden bezwungen. Die Allobroger, die das heutige Savoyen bewohnten, wurden von Domitius Aenobarbus besiegt und mit dem Reiche verbunden. Gallia Narbonensis ward in eine Provinz verwandelt. Die Scordici, ein Volk, welches in Thracien wohnte, wiewohl anfangs glücklich, wurden dennoch endlich überwunden, und Jugurtha, König V. C. 634.

nig von Numidien, verlor Reich und Leben. Der Umstand, daß dieser letzte Krieg von dem treflichsten Geschichtschreiber des Alterthums ist beschrieben worden, macht es mir zur Pflicht, ihm in diesem allgemeinen Gemälde römischer Verhandlungen einen grössern Raum zu gewähren, als die Erheblichkeit des Stofs zu fordern scheinen möchte.

Jugurtha war ein Enkel jenes berühmten Massinissa, der Roms Parthey wider den Hannibal ergriffen hatte. Er war mit den beyden jungen Prinzen, denen die Thronfolge gebührte, erzogen, und da er ihnen sowohl in Fähigkeiten überlegen, als auch beym Volke äußerst beliebt war, so ermordete er Hiempsaln, den ältesten der beyden Brüder, und war auf dem Punkt, Adherbaln, dem jüngern, ein Gleiches zu thun, als dieser entkam und in Rom Hülfe suchte. Jugurtha, dem nicht unbekannt war, in welchem hohen Grade Geitz und Ungerechtigkeit in dem Senat herrschten, sandte unverzüglich Botschafter nach Rom, welche die ihnen anvertrauten Schätze mit so vielem Erfolge vertheilten, daß der Senat ihm die Hälfte des Königreichs zuerkannte, das er durch Mord und Gewaltthätigkeiten an sich gerissen hatte, und zehn Bevollmächtigte abfertigte, um es zwischen ihm und Adherbal zu theilen. Die Gesandten, unter welchen auch Opimius, des Gracchus Mörder, sich befand, hielten sich vollkommen berechtigt, dem Beyspiel ihrer Obern zu folgen, und Jugurtha's Geschenke leuchteten ihnen so mächtig ein, daß sie dem Usurpator den reichsten und bevölkertesten Theil des Königreichs zusprachen, der jedoch hiemit nicht zufrieden, sich des Ganzen zu bemächtigen beschloß. Um seinen ehrgeizigen Absichten einige Farbe zu geben, nahm er anfangs allerley Streifereyen in seines Genossen Gebiete vor, hoffend, dieser werde sich Repressalien erlauben,

die

die er, im Fall die Sache vor den Senat käme, zum Angriff umdeuten könne. Da ihm diese Erwartung aber fehlschlug, warf er die Larve völlig weg, belagerte Adherbaln in seiner Hauptstadt Cirta, fing und ermordete ihn. Das römische Volk, von einigen Funken ihm noch übrigen Edelmuthes entzündet, schrie laut wider diese Verrätherey, nur der bestochene Senat schwieg noch eine Weile. Am Ende sah er sich jedoch gezwungen, einen Consul mit einem mächtigen Heer wider den Tyrannen zu senden. Aber dieser, von der allgemeinen Verderbniß der Zeiten nicht minder angesteckt, konnte Jugurtha's blendenden Geschenken eben so wenig widerstehen, und verwandelte jenen raschen Operationsplan, zu dem er angewiesen war, in den langweiligen Weg der Unterhandlungen.

Ergrimmter denn jemalen bewirkte das Volk ein Decret, daß Jugurtha auf Glauben des gemeinen Wesens sich persönlich vor ihnen stellen, und alle die, welche Geschenke von ihm angenommen, angeben sollte. Jugurtha trug kein Bedenken sich der Gnade Roms anzuvertrauen. In flehender Geberde und in einem seiner Lage angemessenen Gewande erschien er vor dem Volke; aber statt die bestochenen Staatsbürger zu entdecken, bestach er deren immer mehrere, und überzeugt, daß zu Rom alle Stimmen erkäuflich wären, ergriff er, statt des mißlichen Weges, die Gerechtigkeit seiner Sache geltend zu machen, die ungleich sichrere Maßregel, sie durch die Vertheilung seiner Geschenke zu gewinnen. Als er daher jetzt vor dem Volke stand, und von den unrechtmäßigen Mitteln Rechenschaft ablegen sollte, womit er den Schutz solcher Männer, die ihn hatten demüthigen sollen, gewonnen hatte, so legte Bebius, ein bestochner Volkstribun, ihm ein Stillschweigen auf, und die lang-

langgewünschte Entdeckung unterblieb. Jetzt aller Hoffnung beraubt, seine bestochenen Obrigkeiten zu überführen und zu züchtigen, faßte das Volk einen Haß wider den Senat, der eben so gerecht, als dauernd war. Jugurtha erhielt Befehl, die Stadt zu verlassen. Er that es, konnte jedoch, da er aus einem der Thore herausgewandert war, sich nicht enthalten, noch einmal Halt zu machen, sich umzuwenden, und, die große feile Stadt anschauend, auszurufen: O Rom, wie willig würdest du dich selbst verkaufen, wenn sich nur jemand fände, der reich genug wäre, dich zu erstehen! Da er auf den Glauben des Staates gekommen war, so ward er sicher bis an die Gränzen seines Gebietes geleitet, zugleich aber auch der Consul Albinus mit einem Heere abgeschickt, um seine Absichten zu vereiteln. Die ersten Operationen des römischen Feldherrn waren glücklich. Jugurtha, wahrnehmend, daß er ihm im Felde nicht gewachsen wäre, versuchte, ihn im Cabinet zu überlisten. Neue Friedensvorschläge geschahen von seiner Seite; tagtäglich erbot er sich, sich selbst als Gefangner vor den Consul zu stellen, und dennoch verstärkte er jeden Tag seine Macht im Staate. So sahe sich Albinus in Unterhandlungen verflochten, die er nicht begreifen konnte, und die Zeit seiner Befehlshaberschaft verstrich, ohne daß er etwas beträchtliches geleistet hätte. Gezwungen nach Hause zu gehen, um der Wahl der neuen Obrigkeiten beyzuwohnen, überließ er die Führung seines Heers, seinem Bruder Aulus, einem Manne, der dem Oberbefehl durchaus nicht gewachsen war. Seine Habsucht verleitete ihn, Suthul zu belagern, einen Ort, der von Natur unüberwindlich nichts lockendes für einen Feind hatte, als den Umstand, daß er die Schätze des Königs verwahrte.

Jugur-

Jugurtha, der Stärke des Ortes kundig, ließ den Consul ungestört vor ihm die Zeit verschwenden, und, jetzt den Furchtsamen spielend, jetzt Vergleichsvorschläge anbietend, immer aber auch an den geringsten Centurio seine Bestechungen verschwendend, lockte er seinen Gegner in solche Engen, daß er gezwungen ward, unter den möglichst nachtheiligen Umständen ein Treffen zu liefern, und sein Heer, sollte es anders nicht in Stücken gehauen werden, schimpflicherweise durchs Joch wandern zu lassen.

In dieser Lage fand Metellus, der nächste Consul, die Sachen bey seiner Ankunft in Numidien; Befehlshaber ohne Zutrauen, ein Heer ohne Kriegszucht, und einen immer wachsamen, immer auf Listen sinnenden Feind. Nur durch die äußerste Aufmerksamkeit, und eine Rechtschaffenheit, die vor aller Bestechung zurückbebte, gelang es ihm, Roms Angelegenheiten und die Ehre des Heeres wieder herzustellen. In einem Zeitraum von zwey Jahren ward Jugurtha in verschiedenen Schlachten geschlagen, aus seinen Gebieten verjagt, und genöthigt um Friede zu bitten. Diesen bewilligte ihm Metellus unter der Bedingung, daß er seine Waffen und Elephanten ausliefern sollte. Es geschahe. Nun verlangte er zweyhunderttausend Pfund Silber zur Ersetzung der Kriegskosten. Sie wurden bezahlt. Hierauf begehrte er die Auslieferung der Ueberläufer. Auch dies ließ der Numidier sich gefallen. Als Metellus aber noch weiter ging und jetzt sogar verlangte, daß Jugurtha sich in Person ergeben, und sein Verhör zu Rom abwarten solle, brach dieser alle weitere Unterhandlungen ab, und beyde Theile beschlossen noch einmal die Gefahren des Krieges zu versuchen. Alles verhieß dem Metellus einen leichten und gewissen Sieg; der Feind war beynahe gänzlich entwaffnet, wenig Städte waren

übrig,

übrig, welche Widerstand hätten leisten können, und die Listen des Numidiers waren mit sammt seinen Schätzen erschöpft. Nichts fehlte, als daß Metellus noch einmal zum Consul erwählt werden mußte, um seines Triumphes zu genießen; aber dies trog ihn, und ein anderer erntete den Ruhm, welchen er ausgesäet hatte. Dieser andere war Cajus Marius, sein bisheriger Legat, ein Befehlshaber, der in der Folge Roms Ruhm und Geißel wurde. In einem Dorfe bey Arpinium war er von Aeltern geboren, die ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit gewannen, und da er in der Theilnehmung an ihren Geschäften erzogen ward, so waren seine Sitten eben so rauh, als sein Ansehn abschreckend. Er war ein Mann von außerordentlicher Leibesgestalt, unvergleichlicher Stärke und unverzagter Tapferkeit. Früh trat er in Dienste seines Vaterlandes, und zeichnete durch pünktliche Beobachtung der Kriegszucht, und unbedingten Gehorsam gegen seine Vorgesetzten sich auf das rühmlichste aus. Bey jeder Gelegenheit suchte er Gefahren, die seines Muthes würdig waren. Die längsten Märsche, die mühseligsten Beschwerden, waren einem in arbeitsamer Dürftigkeit erzognen Manne ein Spiel. Die Wollüste des Lebens hatten wenig Reitz für ihn. Mäßigkeit war ihm zur Natur geworden, und er ergriff jede Gelegenheit, um sie seinen Leuten durch sein Beyspiel zu empfehlen. Er aß Brod, das unter die Gemeinen ausgetheilt wurde, schlief in einen Sack gehüllt auf dem Boden, und schien für jede Leidenschaft, den Ehrgeitz und die Rache ausgenommen, todt und abgestorben. Schon hatte er sich durch die niedern Stufen des Dienstes emporgearbeitet, und jede einzelne war ihm nur als Belohnung irgend einer höchst rühmlichen That ertheilt worden. Als er sich um die Stelle eines Kriegstribun bewarb, war

seine

seine Person zwar unbekannt, seine Thaten aber befanden sich in jedermanns Munde. Er erhielt die Stelle, und betrug sich darin so unsträflich, daß sein Feldherr ihn, als er sich in der Folge um das Volkstribunat bewarb, mit seinem Einfluß unterstützte. In diesem Posten begann jener Ehrgeitz und jener Haß des Senates, die sein ganzes Leben in der Folge auszeichneten, sich zu äußern. Nicht zu erschüttern durch ihre Drohungen, schalt er ihre Verdorbenheit ohne Rückhalt selbst im Senathause, und als Metellus, welcher ihn bis dahin geschützt und empor geholfen hatte, seinen Eifer mißbilligte, drohete er ihm, ihn ins Gefängniß werfen zu lassen. Dennoch zog Metellus, als er ihm in der Folge während des numidischen Feldzugs als Unterbefehlshaber zugeordnet wurde, das Interesse des Vaterlandes allem Privatunwillen vor, und übertrug Marius die wichtigsten Kriegsgeschäfte. Dies Vertrauen war nicht verschwendet. Marius entledigte sich jedes Auftrages mit so viel Klugheit und Entschlossenheit, daß man ihn zu Rom als den Zweyten im Range, aber als den Ersten in Erfahrung und Muth betrachtete. In dieser Lage der Dinge ward Metellus, wie oben gesagt worden, genöthigt, zu Rom die Verlängerung seines Amtes nachzusuchen, aber Marius, dessen Ehrgeitz keine Gränzen kannte, beschloß den Oberbefehl für sich selbst zu erhalten, und solchergestalt den Ruhm, diesen Krieg vollendet zu haben, sich selber zuzueignen. Zu diesem Ende ließ er durch seine Vertrauten in Rom allerley Nachtheiliges wider Metellus ausstreuen. Er gab zu verstehen, daß Metellus den Krieg in die Länge ziehe, bloß um seinen Oberbefehl zu verlängern; er behauptete, daß er im Stande sey, den Jugurtha mit der Hälfte des Heers zum Gefangenen zu machen; er machte sich anheischig, ihn in einem einzelnen

zelnen Feldzuge todt oder gefangen nach Rom zu liefern. Nachdem er durch solche Aussprengungen einen Geist der Unzufriedenheit mit Metellus aufgeregt hatte, erhielt er Urlaub nach Rom zu gehn und sich um das Consulat zu bewerben, welches er wider die Erwartung und den Vortheil der Edeln erhielt.

Jetzt mit der höchsten Gewalt, den Krieg nach Willkühr zu führen, bekleidet, bewies sich Marius seines hohen Postens vollkommen würdig. Seine Wachsamkeit glich seinem Muthe, und binnen kurzen bemeisterte er sich aller Städte, die dem Jugurtha in Numidien noch übrig waren. Dieser unglückliche Fürst, sich unfähig fühlend, ihm einzeln zu widerstehen, sah sich genöthigt, zu Bocchus, dem König von Mauritanien, dessen Tochter er geheirathet hatte, seine Zuflucht zu nehmen. Eine Schlacht folgte bald nachher, in welcher die Numidier das römische Lager bey Nacht überfielen, und einigen Vortheil erhielten. Er war aber von keiner Dauer. Marius überwand sie bald nachher in zwey blutigen Gefechten, deren eines nicht weniger denn neunzigtausend Africaner aufrieb. Jetzt fühlte Bocchus, daß die Römer ihm zu stark seyen, und da ers nicht rathsam fand, durch Beschützung seines Eidams seine Krone in Gefahr zu setzen, so erklärte er sich bereit, unter jeden Bedingungen Frieden zu machen, und schickte Gesandte nach Rom, die ihm den Schutz und die Freundschaft des Volkes erflehen sollten. Der Senat empfing die Gesandten mit seinem gewöhnlichen Uebermuthe, und ohne ihr Gesuch einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, gewährte er den Flehenden nicht Freundschaft, sondern Verzeihung; dennoch ward ihnen nach einiger Zeit zu verstehen gegeben, daß Jugurthas Auslieferung das einzige Mittel sey, Roms Zorn zu besänftigen und seine Freundschaft zu erhalten. Bocchus

Stolz

Stolz sträubte sich zwar anfangs wider eine solche Zumuthung, aber einige Unterredungen mit Sylla, dem Quäſtor des Marius, versöhnten ihn mit dieser treulosen Maßregel. Jugurthas Auslieferung ward beschlossen. Unter dem Vorwande einer geheimen Unterredung in einen Hinterhalt gelockt, ward er gefangen genommen, und mit Ketten belaſtet, von Marius nach Rom geschleppt, ein warnendes Beyspiel des verunglückten Ehrgeitzes. Nachdem er den Triumph seines Ueberwinders geschmückt hatte, verdammte der Senat ihn, im Gefängnisse Hungers zu sterben, ein Schicksal, das wir freylich als den verdienten Lohn unzählbarer begangner Frevelthaten betrachten dürfen; wie viel grausamer aber mußten diejenigen seyn, die einen Unglücklichen, den sie schon zum Tode verdammt hatten, erst zu Verzierung eines eitlen Gepränges mißbrauchen, und an seinen Qualen sich weiden konnten.

Kaum war Jugurtha überwältigt, als zu Rom Nachricht einging, daß ein unglaublicher Schwarm Barbaren von Norden her ins römische Gebiet einbräche, und ganz Italien mit Blutvergießen und Verheerung bedrohe. Marius ward als der einzige Mann betrachtet, der diesem fürchterlichen Feinde die Spitze bieten könne, und dem gemäß ward er wider die Verfassung, welche zwischen jedem Consulate einen Zwischenraum von zehn Jahren erforderte, zum zweytenmal zum Consul erwählt. Das Volk, mit dem er kämpfen sollte, waren die Cimbern und Teutonen, die dreymal hunderttausend Menschen stark ihre Waldungen verlassen hatten, um in Italiens fruchtbaren Thälern eine neue Wohnung zu suchen. Gallien hatten sie bereits vor einiger Zeit angegriffen, schreckliche Verwüstungen darin angerichtet, und einige römische Heere, die wider sie waren

abgeschickt worden, geschlagen. Aber Marius war ihnen zu überlegen. Er vermied das Gefecht, bis der Feind durch das lange Zaudern geschwächt war.
V. C. 650. Dann griff er, während er in dreyen Abtheilungen durch die Alpen zog, ihn an, und eine Schlacht folgte, welche nicht weniger denn zwey Tage dauerte. Die Römer siegten, und Teutobochus, der König der Teutonen, ward mit einem Verlust von hundert und funfzigtausend Mann zum Gefangenen gemacht. Ungeachtet dieses schrecklichen Blutbades waren die Cimbrer doch noch unverzagt. Gleich einem Gebürgstrom stürzten sie in Italien herein, nachdem sie den Consul Catulus geschlagen, und die Alpen überklommen hatten. Wider sie ward Marius zum fünfteumal zum Consul gewählt, indem das Volk ihn den ganzen Krieg hindurch in seinem Amte gelassen hatte, und er richtete eine schreckliche Niederlage unter ihnen an.
V. C. 653. Hundert und vierzigtausend Barbaren wurden erschlagen, und sech'zigtausend gefangen genommen. Während der Schlacht kämpften die Weiber wie Rasende von ihren Wagen herunter, erwürgten, da sie das Schicksal des Tages entschieden sahen, ihre Kinder, und dann sich selbst unter einander mit trotziger und unerweichlicher Verzweiflung.

Durch solche Siege ward Marius dem ganzen Auslande fürchterlich. Aber noch gefährlicher ward er bald nachher seinen Mitbürgern im Frieden. Metellus, sein ehemaliger Beschützer und Beförderer, war wegen seines überlegnen Einflusses im Senat ihm schon lange verhaßt gewesen, und er wünschte sehnlichst, ihn aus der Stadt verbannet zu sehn. Um dies zu bewerkstelligen, bewegte er den Saturninus, der unrechtmäßiger Weise das Tribunat an sich gerissen hatte, ein Gesetz zur Theilung der im letzten Kriege gewonnenen Ländereyen vorzuschlagen und den

Sena-

Senatoren einen feyerlichen Eid abzunehmen, daß sie das Gesetz, im Fall es durchginge, vollstrecken wollten. Durch Marius Einfluß ging es wirklich durch, als der Senat es aber jetzt bestätigen sollte, rieth Metellus, der es als Erneuerung jener alten Unruhen, die dem Staate so gefährlich geworden waren, ansah, seinen Gehülfen, es mit Verachtung zu verwerfen. Anfangs schienen sie geneigt, seinem Rath zu folgen. Von Marius überlegenem Einfluß eingeschreckt, sahen sie sich aber bald zum Gegentheil genöthigt, und Metellus, der der Unterzeichnung sich standhaft weigerte, mußte scheinbar freywillig ins Elend wandern. Alle Städte, die er durchreiste, empfingen ihn mit der größten Ehrerbietung. Rhodes wählte er zu seinem Aufenthalt. Hier beschäftigte er sich, seine vormalige Größe vergessend, mit nichts als mit dem einfachen Studium, in ruhiger Gleichmüthigkeit seine Tage zu beschließen.

Saturninus Uebermuth ward nun mit jedem Tage unerträglicher. Zum drittenmal zum Tribun erwählt, füllte er die ganze Stadt mit Getümmel und Aufruhr. In einem dieser Auflaufe ward Memmius, ein Rädelsführer der entgegengesetzten Parthey, erschlagen, da er sich ums Consulat bewarb, und Glaucius, der Prätor, ward tumultuarischer Weise an seine Stelle gewählt. Dies schien die Losung zu allgemeinem Aufruhre. Der Senat beschloß den Uebermuth der Tribunen zu brechen. Die Consuln wurden, wie in den Zeiten der dringendsten Gefahr, befehligt, für die Sicherheit des gemeinen Wesens zu sorgen, und Marius, welcher grade einer derselben war, sahe sich in der unangenehmen Lage, eine starke Schaar Senatoren und Patricier wider das nämliche Volk anführen zu müssen, das seine eignen Ränke in diese Erschütterung gesetzt

hatten. Saturnin ward mit seinen Anhängern im Capitol eingeschlossen, und mußte sich aus Mangel an Wasser in wenig Tagen ergeben, nachdem Marius ihnen sein Wort für ihre Sicherheit verpfändet hatte. Allein er war zu ohnmächtig sie zu schützen. Ein starker Haufen Ritter brach ins Forum ein, und hieb sie in Stücken, während die siegende Parthey, von ihrem Glücke aufgeblasen, den Metellus aus der Verbannung heimberief.

So durch die Zerstörung seiner Parthey und die Wiederherstellung seines Nebenbuhlers doppelt gekränkt, verließ Marius Rom unter dem Vorwande ein Gelübde zu vollziehen; in der That aber in der Hoffnung, für seine kriegerischen Talente in Asien einen neuen Spielraum zu eröffnen. In dieser Hinsicht begab er sich an den Hof Mithridates, des damals mächtigsten Monarchen im Osten, von dem er entweder mit Schmach zurück geschickt, oder mit Gastfreundschaft aufgenommen zu werden erwartete. In beyden Fällen hoffte er seine Rechnung zu finden; zurückgeschickt würde er einen Vorwand haben, ihm den Krieg anzukündigen; aufgenommen um so besser im Stande seyn, von der Stärke seines Feindes zu urtheilen. Mithridates empfing ihn mit großer Güte und schickte ihn, mit Geschenken beladen, nach Rom zurück.

Inzwischen hatte die Stärke, welche Marius der Volksparthey gegeben hatte, nicht durch einen einzigen Streich geknickt werden können. Drusus, der Tribun, den wir schon als Nebenbuhler des Gracchus gesehen haben, schien jetzt entschlossen, dem Beyspiel dieses Mannes zu folgen. Da er fand, daß nicht nur die Senatoren mit der gerichtlichen Gewalt, die den Rittern war übertragen worden, sehr unzufrieden waren, sondern auch die Ritter ihre Autorität unverantwort-

antwortlich mißbrauchten, so entwarf er einen Plan, sich beyde Partheyen verbindlich zu machen, den Senat, durch Wiederherstellung seiner alten Vorrechte, die Ritter, durch Aufnahme eines beträchtlichen Theils derselben in den Senat. Dieser Entwurf, der auf die Zufriedenheit aller Partheyen berechnet war, mißfiel unglücklicher Weise allen. Der Senat hatte keine Lust seine Zahl vermehren zu lassen; die Ritter waren nicht Willens ihre Vorrechte aufzugeben, und das Volk grollte, daß man einem Gesetze seines Lieblings Gracchus den Untergang drohe. Um die Volksgunst, die er durch diese Maßregel ziemlich verscherzet hatte, wieder zu gewinnen, drohete Drusus den Großen aufs neue mit Vollstreckung des licinischen Gesetzes, und um die italischen Bundesgenossen, die dermaligen Besitzer der strittigen Ländereyen, für den etwanigen Verlust, den sie hierbey leiden würden, zu entschädigen, machte er ihnen Hoffnung, das römische Bürgerrecht zu erlangen. Dies Versprechen wirkte. Die latischen Städte fingen an, ihn als ihren Beschützer zu betrachten, und kamen haufenweise zur Stadt, um ihn zu unterstützen. Stürmische Auftritte folgten. Kühles Rathschlagen war seit langer Zeit aus den Volksversammlungen verbannt gewesen, nur durch Lärm, Gewaltthätigkeiten und Aufruhr wurden die Gesetze entweder durchgesetzt oder verworfen. In einem dieser Auflaufe ward Drusus, da er gerade für das Bürgerrecht der Bundsgenossen mit aller Wärme eiferte, von einer unbekannten Hand durchstoßen, die den Dolch in seiner Brust stecken ließ. Er hatte noch Kraft genug, mit dem letzten Athemzuge zu betheuern, daß seine Absichten untadelich gewesen seyen, und daß kein römischer Bürger dem gemeinen Wesen aufrichtiger zugethan seyn könne, als er es gewesen.

Die

Die Italer, die durch Drusus Tod ihren Lieblingswunsch vereitelt sahen, beschlossen, was der Senat ihnen nicht als eine Gnade hatte wollen angedeihen lassen, durch Gewalt zu erzwingen. So entspann sich der Krieg der Bundsgenossen, in welchem sich die meisten Städte Italiens wider Rom verschworen, um für alle ihre übrigen Beschwerden sich Genugthuung zu verschaffen. Boten und Geisseln wurden heimlich unter ihnen ausgewechselt, und nachdem sie noch einmal in der Güte ihren Zweck zu erreichen versucht, ihn aber gänzlich verfehlt hatten, so empörten sie sich offenbar. Jetzt sahe Rom hunderttausend seiner eignen Krieger das Schwert wider sich zücken, geführt von vortreflichen Befehlshabern, in römischer Kriegsart erzogen und geübt. Ein Heer, das ihnen gewachsen war, ward wider sie ausgeschickt, und die Führung des Krieges den Consuln, mit samt dem Marius, Sylla und den erfahrensten Feldherren des Heeres anvertrauet. So begann der Krieg mit wechselseitiger Erbitterung. Anfangs schien das Glück sich auf die Seite der Feinde Roms zu lenken. Rutilius fiel in einen Hinterhalt und ward erschlagen. Sein Leichnam ward nach Rom gebracht und verbreitete solche Muthlosigkeit unter dem Volke, daß der Senat befahl, daß die Leichname der Erschlagenen hinfort auf der Stätte, wo sie fielen, beerdigt werden sollten. Hierauf ward die Führung des Heeres dem Marius übergeben, von dem man jedoch eher sagen kann, daß er während desselben seinen alten Ruhm nicht eingebüßt, als daß er neuen dabey gewonnen hätte.

Zwey Jahre hatte dieser Krieg bereits gewüthet, und noch war nichts entschieden, als der Senat zu erwägen anfing, daß, was auch der Ausgang desselben seyn möge, die römische Macht doch in alle Wege

durch

durch ihn geschwächet, wo nicht gar zerstöret werden würde. Er beschloß daher, stufenweise nachzugeben, und ertheilte zuerst allen italischen Städten, die sich noch nicht empört hatten, das Bürgerrecht; dann bot er es allen denen an, die ihre Waffen schleunigst niederlegen würden. Diese unerwartete Güte hatte die gewünschte Wirkung; die Bundsgenossen verloren das Zutrauen zu einander, und drängten sich in der Wette zu einzelnen Unterhandlungen. Der Senat begnadigte einen nach dem andern und gewährte ihnen das Bürgerrecht mit der Einschränkung, daß sie nicht eher stimmen dürften, als bis die andern Tribus bereits ihre Stimmen gegeben hätten, welches ihnen wenig Einfluß bey den Versammlungen übrig ließ. Auf solche Weise wurden alle zu freyen Bürgern gemacht, die Samniter und Lukaner ausgenommen, welche ausdrücklich aufgesparet schienen, um dem Sylla die Ehre, diesen Krieg geendigt zu haben, zu verschaffen. Er that es mit dem besten Erfolg, stürmte ihre Läger, überwand sie in verschiedenen Feldschlachten und nöthigte sie, sich allen Bedingungen zu unterwerfen, die der Senat für gut fand, ihnen vorzuschreiben.

Nach Endigung dieses verheerenden Krieges, der, wie Paterculus sagt, Italien dreyhunderttausend seiner besten Krieger kostete, beschloß der Senat, wider Mithridates, den mächtigsten und streitbarsten Monarchen im Osten, seine Waffen zu wenden. Dieser König hatte sich ein Reich zusammen erobert, das viele herrliche Provinzen begriff, Cappadocien, Bithynien, Thracien, Macedonien und ganz Griechenland. Er war im Stande, zweyhundert und funfzigtausend Fußkämpfer und funfzigtausend Reiter ins Feld zu stellen. Er besaß eine Menge bewaffneter Wagen und in seinen Hafen vierhundert Kriegsschiffe.

Solche

Solche Macht, mit solchen Reichthümern verbunden, konnte nicht ermangeln, den Ehrgeitz Roms zu lokken; sie wünschten nur einen Vorwand zum Kriege, und daran mangelte es nicht lange. Mithridates hatte Staaten, die in Roms Bunde und Schutz gestanden, angegriffen. Er hatte Tigranes, den König von Armenien, wider die Römer zum Kriege aufgehetzt; er hörte nicht auf, den Römern ihre Habsucht und ihre Sittenverderbniß aufzurücken. Dies waren die Gründe, die man hinlänglich fand, diesem Könige den Krieg zu erklären, und nun war nichts übrig, als einen Feldherrn zu wählen, der im Stande wäre, ihm die Spitze zu bieten.

Marius, der erfahrenste von Roms dermaligen Befehlshabern, wünschte feurigst diesen Krieg zu führen, aber Sylla war so eben zum Consul erwählt worden, eine Belohnung für die Dienste, die er dem Staate im Kriege mit den Bundsgenossen geleistet hatte. Schon begann sein Ruhm dem Ruhm Marius gleich zu kommen, und der asiatische Krieg ward ihm mit allgemeiner Einstimmigkeit übertragen. Der Feldherr, welcher jetzt seine Rolle zu spielen beginnt, war aus einer der ersten Familien Roms entsprossen. Seine Person war einnehmend, seine Miene edel, sein Betragen ungezwungen und scheinbar offenherzig. Er liebte die Vergnügungen, aber noch mehr den Ruhm. Seine Pflicht entriß ihn oft dem Schooße der Sinnlichkeit, die er jedoch nie verschmähte, wenn er ihrer mit Sicherheit genießen konnte; er wünschte aller Welt zu gefallen, zu dem Ende redete er von sich selbst beständig mit Bescheidenheit und von jedem andern mit den höchsten Lobeserhebungen; er war freygebig und edel genug in seiner Freygebigkeit, um dem bescheidenen Dürftigen die Verlegenheit des Anspre-

ſprechens zu erſparen; mit dem geringſten Krieger war er Freund und Bruder, und ließ, um ihre Liebe zu gewinnen, ſichs nicht verdrießen, jezuweilen ihre Sitten und ihre Lebensart nachzuahmen. Kurz, er war ein Proteus, der ſich den Neigungen, Wünſchen, Thorheiten und Launen aller derer, mit denen er zu thun hatte, aufs meiſterhafteſte anzuſchmiegen wußte, und überall keinen eigenen Charakter hatte, denjenigen dieſer wunderſamen Geſchmeidigkeit ausgenommen. Seine erſte Staatsbedienung war die Quäſtur, die er unter Marius in Numidien mit ſo vieler Tapferkeit und Geſchicklichkeit verwaltete, daß ihm die meiſten Vortheile, die in der Folge gewonnen wurden, zuzuſchreiben waren, und inſonderheit auf ſein Zureden Bocchus ſich entſchloß, den Jugurtha auszuliefern. Zunächſt ward er Proconſul im Kriege mit den Bundesgenoſſen. Auch in dieſem Poſten verdunkelte er alle ſeine Befehlshaber, und erhielt als eine Vergeltung gegenwärtig den Oberbefehl in Kleinaſien, eine Stelle, die eine reiche Ernte von Ruhm und Schätzen verſprach, und daher von Marius ſelbſt eifrigſt geſucht wurde.

Der Vorzug, welcher Sylla'n bey dieſer Gelegenheit ertheilt wurde, verdroß Marius aus einem doppelten Grunde, wegen der dabey zu gewinnenden Ehre einer- und wegen der Vorbereitungen, die er ſchon vorhin zu dieſem Feldzuge getroffen hatte, andrer Seits. Er betrachtete jenen Vorzug daher als eine ungerechte Partheylichkeit zu Gunſten ſeines Nebenbuhlers, und als eine ſchweigende Herabſetzung aller ſeiner vorigen Siege. Er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ſeinen Verdienſten der erſte Rang in allen Staatsangelegenheiten gebühre, und er beſchloß, Sylla ſeines neuen Oberbefehls zu berauben. Zu dieſem Ende zog er einen gewiſſen Sulpicius, einen

einen Volkstribun und Todtfeind des Sylla, in sein Interesse, einen Mann, der eben so beredt, als kühn, eben so reich als verdorben war, und vom Volk mehr gefürchtet als geschätzet wurde. Das erste Augenmerk dieser beyden ehrgeitzigen Verschwornen war, die italischen Städte in ihre Parthey zu ziehn. Zu diesem Ende brachten sie ein Gesetz in Vorschlag, daß diese nicht mehr hinter allen andern Tribus stimmen, sondern ohne Unterschied mit jenen durchaus der nämlichen Vortheile genießen sollten. Diesem Gesetze widersprachen die römischen Bürger mit eben der Wärme, mit welcher Marius und Sulpicius es unterstützten. Ein Aufstand folgte, wie gewöhnlich, in welchem auf beyden Seiten viele Menschen blieben. Kaum war er gestillet, als eine andere Volksversammlung vorgeschlagen ward, um das Gesetz wider den Willen der Consuln durchzutreiben. Dies veranlaßte einen noch heftigern Aufruhr, denn vorher. Syllas Sohn, der sich dem Gesetze widersetzte, kam darin um; auch war Sylla selbst in keiner geringen Gefahr. Verfolgt von der Menge entrann er nährlich in seines Feindes Marius Haus, der, wiewohl rachsüchtig von Natur, die noch immer heiligen Gesetze der Gastfreundschaft doch nicht zu brechen wagte. Nachdem er so der Wuth seiner Gegner entronnen, und ihre Parthey der seinigen zu stark gefunden hatte, verließ er Rom auf der Stelle, und ging zum Heer, das er während des Krieges mit den Bundesgenossen befehligt hatte, und jetzt bestimmt war, unter ihm wider den Mithridates zu dienen. Mittlerweile verfolgten Marius und Sulpicius ihren Plan ohne weitern Widerstand. Das Gesetz, das den italischen Städten die völlige Bürgerfreyheit ertheilte, ging durch, und zugleich mit diesem Gesetze ward ausgemacht, daß der Oberbefehl des nach Asien bestimmten

Heeres

Heeres dem Sylla genommen und Marius übertragen werden sollte.

Marius schickte unverzüglich Befehlshaber von Rom ab, um die Anführung in seinem Namen zu übernehmen. Aber Sylla hatte das Heer bereits zu seinem Vortheil eingenommen. Es waren dies die Völker, mit denen er so manchen glänzenden Sieg erfochten hatte, und die seiner Person daher aufs äußerste zugethan waren. Statt also Marius Befehlen zu gehorchen, erschlugen sie seine Abgeordneten, und baten ihren Feldherrn, sie geradesweges nach Rom zu führen, um dort an allen seinen Feinden eine blutige Rache zu nehmen. Als Marius dies erfuhr, säumte er nicht, den alten Freunden Syllas, die ihm in die Hände fielen, ein Gleiches zu thun. Dies vergrößerte das Geschrey des Lagers. Das Heer bestand darauf, gegen die Hauptstadt geführt zu werden, und ihr von Natur rachsüchtiger Feldherr beschloß endlich ihnen nachzugeben.

Syllas Heer bestand aus sechs Legionen, welche von dem Unrecht, das ihrem Anführer geschehen war, durchdrungen, lauter Blutvergießen und Rache athmeten. Es waren jedoch noch einige wenige unter ihnen, welche mitten in der allgemeinen Sittenverderbniß nicht daran denken mochten, ihre Waffen wider ihre Vaterstadt zu wenden, sondern das Lager verließen und flohen. So sahe man ein seltsames Wandern auf Seiten der beyden Partheyen; hier solche, die aus Rom flohen, um der Rache des Marius zu entrinnen, dort andere, die dem Lager entwichen, um nicht Syllas Schuld theilen zu dürfen. Mittlerweile näherte das Heer sich den Thoren Roms. Umsonst gingen die Prätoren ihnen aus der Stadt entgegen, um ihrem weitern Vordringen Einhalt zu thun. Sie zerbrachen die Insignien ihres Amtes und zerriſ-

sen

Digitized by Google

sen ihre Purpurmäntel mit Hohngelächter. Der Senat schickte Abgeordnete, die dem Heer befehlen mußten, sich der Stadt nicht innerhalb einer Meile zu nähern. Sylla hielt die Gesandten eine Weile hin, und kaum konnten sie zurückgekommen seyn, um von ihrem Antrage Bericht abgestattet zu haben, als er mit seiner ganzen Macht vor den Thoren Roms anlangte. Seine Soldaten rückten mit dem Schwert in der Hand in die Stadt, wie in einen mit Sturm eingenommenen Ort. Marius und Sulpicius versuchten, an der Spitze eines tumultuarischen Haufens ihrer Anhänger, dem Eindringen des Heeres zu widerstehen, und die Bürger, die die Plünderung der Stadt besorgten, warfen Steine und Ziegel von den Dächern auf die Eindringenden. Ein so ungleiches Gefecht dauerte länger als man hätte erwarten sollen. Endlich aber wurde Marius Parthey genöthigt, ihr Heil in der Flucht zu suchen, nachdem sie allen Sclaven, die ihnen in dieser Klemme beystehen würden, umsonst die Freyheit angeboten hatten.

Als Sylla die Stadt in seinen Händen sahe, stellte er an den nöthigen Orten Wachen, um der Plünderung und Unordnung vorzubeugen. Mit Strenge strafte er einige, die mit Gewalt in die Häuser eingedrungen waren, und hörte die ganze Nacht nicht auf, ihre Quartiere zu besuchen und ihre Unbändigkeit zu zügeln. Am nächsten Morgen begann er die Gesetze nach seinem Vortheil zu modeln. Schon lange hatten diese ihre Kraft im Staat verloren, und mußten von jedem Stärkern sich in die ihm beliebige Form gießen lassen. Alle Decrete wurden umgestoßen, die Sulpicius durchgetrieben hatte. Dagegen ward beschlossen, daß hinfort kein Gesetz, das nicht vorläufig vom Senat wäre genehm gehalten worden, vorgeschlagen und daß die Stimmen nach Classen gegeben werden

den sollten, in welchen die Patricier der Mehrheit gewiß waren, nicht aber nach Tribus, worin durch die gänzliche Gleichheit aller Stimmen der Einfluß der Großen durchaus vermisset wurde. Hiermit verband er ein Decret, durch welches Marius und Sulpicius und zehn andere Rädelsführer für Feinde des Staates erkläret, und jedermann erlaubt wurde, sie ungestraft umzubringen. Nachdem er solchergestalt die Gesetze gezwungen hatte, seinen Ehrgeitz zu begünstigen, ließ er die Güter der in die Acht erklärten einziehn, und schickte Truppen in alle Gegenden, um sie zu greifen. Marius entrann. Sulpicius aber ward in den Sümpfen von Laurentium gefunden, und sein abgehauener Kopf an den Rostris aufgesteckt. So gab Sylla, wie er es meinte, der Stadt den Frieden wieder, und eilte nun, den Feldzug wider den Mithridates zu beginnen, in welchem er neue Ehre und neue Schätze zu gewinnen hoffte, kräftige Hülfsmittel zu Vollendung seiner ehrsüchtigen Plane.

Jedoch, während Sylla seine Parthey gegen Marius befestigte, hatte er einen sehr furchtbaren Gegner, der in Rom täglich mächtiger und beym Volke beliebter ward, aus der Acht gelassen. Dies war Cornelius Cinna, ein geborner Patricier, der aber aus der Triebfeder des Ehrgeitzes mit dem Volk aufs engste zusammen hielt. Er durstete nach Ruhm, war aber zu ungeduldig, um ihn sich auf regelmäßige Art zu erwerben; rasch, heiß und hartnäckig, zugleich aber auch kühn und tapfer; entschlossen das Volk zu leiten, da es beym Senat ihm nicht hatte gelingen wollen. In dieser Hinsicht bewarb er sich zugleich mit Sylla um das Consulat, und es sey nun, daß dieser Feldherr einen Menschen, den er verachtete, keiner Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, oder daß Cinnas Ansehn

sehn beym Volk bereits zu mächtig geworden, genug er erhielt es.

Kaum sahe sich Cinna mit seiner neuen Würde bekleidet, als seine Feindschaft ausbrach. Er vermaß sich, daß er alle Gesetze vernichten wollte, die neuerdings zu Gunsten der Patricier gemacht worden wären; und suchte daher vor allen Dingen die Italer fest in sein Interesse zu ziehn. Dies konnte nur dadurch bewerkstelliget werden, daß er ihnen jene bürgerliche Gleichheit in der Stadt wieder schafte, deren Sylla sie beraubt hatte. Zu dem Ende schickte er Commissarien in die Provinzen aus, welche die Landleute auf einen gewissen Tag nach Rom bescheiden und ihnen anempfehlen sollten, Schwerter unter ihren Röcken mitzubringen. Jetzt zu Durchsetzung seiner Absichten sich stark genug fühlend, schlug er öffentlich ein Gesetz vor, vermöge dessen die neuen italischen Tribus abgeschaft, und diese mit den älteren verschmolzen werden, folglich gleiche Rechte mit ihnen genießen sollten. Ein Gesetz vorzuschlagen, war um diese Zeit so gut, als einen Krieg erklären. Es erfolgte ein Gefecht, in welchem die Italer, als die sich bewaffnet hatten, anfangs siegreich schienen; als aber Octavius, der andere Consul, mit einem starken Haufen Syllischer Anhänger auf sie eindrang, wandte sich das Glück des Tages, und die Italer mußten die Stadt räumen.

Wiewohl nun Cinna für diesmal mit seinen Vorschlägen nicht durchdringen konnte, so hatte er doch das Vergnügen, alle Staaten Italiens eifrigst für sich eingenommen zu finden; er verließ daher die Stadt, wanderte von Ort zu Ort, und eiferte allenthalben wider die Tyranney der Großen und ihre Ungerechtigkeit gegen die Bundsgenossen, durch deren Beystand sie doch so mächtig geworden wären; er schmeichelte ihnen

nen mit der Hoffnung gleicher Vorrechte mit den Römern und erregte ihr Mitleid mit ihm, als der wegen seines Eifers für ihr Interesse so viele Unwürdigkeiten hätte dulden müssen. So verleitete er sie zu allgemeinem Aufstande, und bemühete sich nun beydes Mannschaft und Geld aufzubringen. Bald war ein mächtiges Heer versammelt. Cinna als Consul stellte sich ohne Einrede an dessen Spitze. Mittlerweile verfuhr der Senat, von diesem gewaltthätigen Verfahren unterrichtet, nach dem Wege Rechtens wider ihn. Nachdem er aufgefordert worden sich zu stellen, aber nicht erschienen war, ward er seines Bürgerranges entsetzt, des Consulats entkleidet, und Lucius Merula, Priester Jupiters, an seine Stelle gewählt. So viel Unwürdigkeiten mußten ihn erbittern, ohne ihm schaden zu können. In demüthiger flehender Stellung und ohne einiges Zeichen seiner hohen Würden erschien er vor einer Schaar römischer Völker, die zu Capua standen. Mit Thränen und Beschwörungen bat er sie, es nicht zu dulden, daß das römische Volk ein Opfer der Tyranney der Großen würde; rief die Götter, welche die Ungerechtigkeit züchtigen, zu Zeugen der Rechtschaffenheit seiner Absichten an, und bewog die Soldaten, einmüthig seine Parthey zu ergreifen. Auf der Stelle begrüßte das ganze Heer ihn als Consul, bekleidete ihn trotz dem Senatschlusse mit den Insignien dieser Würde, und nachdem es ihm den Eid der Treue geleistet hatte, beschloß es ihn nach Rom zu begleiten. Von nun an sahe er seine Macht mit jedem Tage anwachsen. Verschiedene Senatoren, die vorhin noch unentschlossen gewesen waren, welche Parthey sie halten sollten, gingen zu ihm über; aber was allein für ein ganzes Kriegsheer galt, es lief Zeitung ein, daß Marius, nach tausend glücklich überstandenen

Ge-

Gefährlichkeiten auf dem Wege sey, sich mit ihm zu vereinigen.

Wir haben diesen furchtbaren Feldherrn bereits aus Rom verbannen, und für einen Feind des Vaterlandes erklären sehen. Wir haben ihn in einem Alter von siebenzig Jahren, nach zahllosen Siegen und sechs Consulaten genöthigt gesehen, unbegleitet und zu Fuße vor denen, die sein Leben suchten, zu fliehen. Lange wanderte er in diesem verlassenen Zustande umher. Seine Gefahr mehrte sich mit jedem Tage, und seine Verfolger näherten sich ihm immer dichter. In dieser Verlegenheit mußte er sich in den Morästen von Minturnum verbergen, wo er eine ganze Nacht in einem Froschpfuhle zubrachte. Bey Tages Anbruch verließ er diesen ekeln Aufenthalt, und wandte sich seewärts, in Hoffnung ein Schiff zu finden, das seine Flucht erleichtern möchte. Da er aber von einigen Einwohnern erkannt und entdeckt wurde, ward er mit einem Halfter um den Hals in eine benachbarte Stadt geschleppt, und hier, noch immer von Kothe starrend, ins Gefängniß geworfen.

Um dem Senatschlusse Folge zu leisten, schickte der Befehlshaber des Ortes einen cimbrischen Sclaven ab, den Gefangnen zu tödten. Der Barbar war aber kaum in den Kerker getreten, als er, von des alten Feldherrn fürchterlichem Gesicht überrascht und von dessen entsetzlicher Stimme angedonnert, betäubt da stand, und die barsche Frage: bist du es, der Cajus Marius umbringen darf? nicht zu beantworten vermochte, sondern das Schwert zu Boden warf, davon lief und ausrief, daß er es unmöglich fände, ihn zu tödten. Der Befehlshaber betrachtete den plötzlichen Schreck des Sclaven als eine günstige Vorbedeutung für den unglücklichen Verbannten, und gab ihm auf der Stelle nicht nur die Freyheit, son-

sondern auch ein Schiff, das ihn auf gut Glück nach Italien führen konnte. Er eilte jetzt, was er konnte, nach der Insel Aenaria, ward aber durch einen Sturm von seinem fernern Wege abwärts, und an die Küste von Sicilien verschlagen. Hier wollte ein römischer Quästor, der sich gerade an dem Orte befand, ihn greifen lassen, und Marius verlor bey dieser Gelegenheit sechszehn von seinen Leuten, die seinen Rückzug zum Schiffe deckten. Nachher landete er in Africa, in der Gegend von Carthago. Melancholisch besuchte er die Stätte, wo die gewaltige Stadt ehedem gestanden hatte, und saß eine ganze Weile unter ihren Trümmern. Der Prätor, der hier gebot, befahl ihm, sich zu entfernen. Marius besann sich, daß er diesem Menschen zur Zeit der Noth einstens einen erheblichen Dienst geleistet hatte, und konnte seinen Unmuth über den Undank der Menschen nicht ersticken. Geh, sagte er zu dem, der ihm jenen Befehl überbrachte, geh und sage deinem Herrn, du habest Marius unter den Trümmern von Carthago sitzen sehen! Dann schiffte er sich wieder ein und nicht wissend, wo er, ohne einen Feind zu treffen, landen solle, verbrachte er den Winter auf dem Meere. Stündlich erwartete er die Rückkunft eines Boten von seinem Sohne, den er abgeschickt hatte, um einen africanischen Fürsten, Namens Mandrastal um Schutz anzusprechen. Nach langem Harren langte, statt des Boten, sein Sohn selbst an. Mühsam war er dem unwirthlichen Hofe dieses Monarchen entronnen, der ihn nicht als einen Freund, sondern als einen Gefangnen zurückbehalten hatte, und kam noch eben zeitig genug zurück, um seinem Vater ein gleiches Schicksal zu ersparen. In dieser Lage erfuhren sie, wie thätig sich Cinna für ihren Vortheil verwende, und eilten sogleich, sich mit ihm zu vereinigen.

Sobald Cinna ihre Annäherung erfuhr, schickte er seine Lictorn, um sie mit allen möglichen Ehrenbezeugungen einzuholen. Aber Marius verbat dieselben; er sandte die Lictorn als seiner verworfenen Lage wenig angemessen zurück, und blieb vorsätzlich in dem armseligen Gewande, das er während seines Unglücks getragen hatte. Sein Bart war lang und ungekämmet, sein Schritt langsam und feyerlich, und alle seine Geberden zeigten verschlossenen Ingrimm und tiefbrütende Rachgier. So wanderte er in den Städten umher, und ermahnte sie, seiner Sache, die er ihnen als die ihrige vormahlte, sich anzunehmen. Fünfhundert der vornehmsten Bürger Roms gingen heraus, ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen; ein beträchtlicher Haufe Veteranen, die unter seinen Fahnen gefochten hatten, kamen und boten ihm ihre Dienste an. Um seine Stärke noch mehr zu vermehren, ließ er für alle Sclaven, die sich mit ihm vereinigen würden, Freyheit ausrufen, und nun strömten aus allen Gegenden zahlreiche Schaaren dieses Gesindels in seinem Lager zusammen. Sein erstes Unternehmen war, daß er Ostia mit Sturm einnahm; dann näherte er sich mit seinem ganzen Heere der Hauptstadt, und stellte sich auf der Höhe Janiculum, welche Rom überschauete. Hier stieß Cinna mit einem gleich zahlreichen Heere zu ihm, und nun beschlossen beyde, ihre Vaterstadt zu belagern.

Der Senat und die Consuln waren jetzt beynahe zur Verzweiflung getrieben. Es war zu spät, nach Sylla zu senden, der in Asien Lorbeern sammelte, während seine Parthey daheim am Rande des Untergangs schwankte. Cnejus Pompejus commandirte ein Heer bey Rom; aber sein Betragen war so zweydeutig, daß kein Theil sich auf ihn, den beyde fürchteten, verlassen konnte. Sie schickten zum Metellus, der

mit

mit einem Haufen Krieger im Lande der Samniter stand; aber statt ihnen zu Hülfe zu eilen, gingen alle seine Soldaten zum Marius über. So von allen verlassen, sahen sie täglich die Flecken um die Stadt her einnehmen und plündern, und große Schaaren Sclaven zu dem Feinde übergehn. Nichts blieb in dieser Enge ihnen übrig, als Unterwerfung. Sie schickten Gesandten an die beyden Feldherren, durch welche sie dieselben ihrer Ergebenheit versichern, und sie ersuchen ließen, friedlich in die Stadt einzuziehen und ihrer Mitbürger zu schonen. Aber Cinna weigerte sich, ihnen einiges Gehör zu geben, bis er wisse, auf was Weise man ihn anreden würde, ob als einen Privatmann oder als Consul und ersten Staatsbedienten. Dies verursachte einige Verlegenheit. Aber zu einer Zeit, wo Unterwerfung die einzige Wahl war, wäre es vergeblich gewesen zu rathschlagen. Cinna ward ins Consulat wieder eingesetzt und empfing jetzt förmlich die Gesandten des Senats, die ihn in die Stadt luden und ihn ersuchten, die Pflichten seines Amtes zu verrichten. Zugleich baten sie ihn, sich seiner Mitbürger zu erbarmen, und bemüheten sich, ihn zu einem Eide zu bereden, daß er niemand anders als in gesetzlicher Form, und den alten Gebräuchen Roms gemäß, verdammen wolle. Cinna wegerte sich des Eides, versprach aber, daß seinetwegen kein Mensch sterben solle. Während dieser ganzen Unterredung stand Marius neben des Consuls Stuhle; er beobachtete ein tiefes Stillschweigen, seine grimmige Miene aber, und seine feuerschleudernden Augen waren nur zu sichre Anzeichen des Blutbades, über welchem seine Seele brütete.

Nach geendigter Unterredung zeigten sich Marius und Cinna mit ihren Völkern an den Thoren der Stadt. Cinna zog von seiner Wache begleitet

vorauf; Marius aber blieb stehen, und wegerte sich, herein zu kommen, anführend, er sey durch ein Volksdecret verbannt worden und müsse erst durch ein Volksdecret wieder aufgenommen werden. So suchte er den Grausamkeiten, die er im Sinne hatte, den Schein der Gerechtigkeit zu geben, und während er mit dem Untergange von Tausenden umging, erkünstelte er die gewissenhafteste Ehrfurcht für die Gesetze. Seinem Verlangen zufolge ward das Volk versammelt, und schon fing man an das Verbannungsurtheil umzustoßen, schon hatten drey Tribus ihre Stimmen gegeben, als unfähig seine Rachgier länger zu zügeln, er an der Spitze seiner Wache in die Stadt drang, und alles, was ihm zuwider gewesen war, ohne Schonung und Erbarmen niederhieb. Octavius der Consul ward in seinem Ehrenstuhle umgebracht. Merula, der an Cinnas Stelle zu seinem Gehülfen war erkohren worden, tödtete sich selbst, um nicht in des Feindes Hände zu fallen. Cajus und Lucius Julius, Serranus, Lentulus, Numitorius und Bebius, lauter Senatoren vom ersten Range, wurden in den Straßen geschlachtet, ihre Köpfe vor den Rostris aufgesteckt, und ihre Leichname den Hunden vorgeworfen; manche andre hatten das nämliche Schicksal. Marius Bluthunde, nichts denn Mord und Rache athmend, durchstießen Familienväter in ihren eignen Häusern, entehrten die Keuschheit der Matronen und schleppten ihre Kinder gewaltsam weg. Manche, die des Tyrannen Wuth zu begütigen suchten, wurden auf seinen Befehl in seiner Gegenwart hingerichtet; manche, die ihn nie beleidiget hatten, wurden ums Leben gebracht, und zuletzt nahten seine eignen Diener sich ihm nie anders, denn zitternd. Nachdem er solchergestalt seine Feinde bestraft hatte, vernichtete er alle Gesetze, die sein Nebenbuhler gegeben hatte, und

wählte

wählte sich und Cinna zu Consuln. Rachgier und Ehrgeitz, seine beyden herrschenden Leidenschaften, waren jetzt übersättigt, und gerade, als wollte er die Pyramide von Leichnamen, die er aufgethürmt hatte, mit seinem eigenen vollenden, starb dieser Mann, der einstens sein Vaterland gerettet, jetzt aber es mit Blut überschwemmet hatte, ungefähr einen Monat nachher, siebenzig Jahr alt, und nicht ohne den Verdacht, daß er sein Ende freywillig beschleunigt habe.

Während dies in Rom geschahe, focht Sylla wider den Mithridates mit erstaunungswürdigem Glücke. Mithridates, welcher hundert und funfzigtausend Römer mit kaltem Blut in seinen Staaten hatte umbringen lassen, schickte wider Sylla seinen Feldherrn Archelaus, der aber mit dem Verlust einer unglaublichen Menge Menschen bey Athen geschlagen ward. In einer zweyten Schlacht gewann der Römer alle Länder wieder, die Mithridates bisher usurpirt hatte, und bald nachher ging auch des Königs Flotte verloren. Beyde Partheyen neigten sich jetzt zu einem Vergleich; Mithridates, aus dem Gefühl seiner Schwäche, Sylla aus Begierde, nach Rom zurückzukehren, um an seinen Feinden thätige Rache zu üben. Ein Friede kam dem zu Folge bald nachher zu Stande, Kraft dessen Mithridates die Kriegskosten ersetzen, und mit seinen ererbten Herrschaften sich begnügen sollte. Nachdem Sylla auf diese Art den asiatischen Krieg in weniger als drey Jahren zu einem ehrenvollen Ziele gebracht hatte, bereitete er sich zu seiner Heimkehr. Vorläufig hatte er dem Senat schriftlich vorgestellt, wie große Dienste er dem Staate geleistet, und mit welchem Undank die Neider seines Glückes ihm vergolten hätten; drohend hatte er hinzugesetzt, daß er bald mit einem siegreichen und mächtigen Heere an Roms Thoren seyn, und an seinen und des Staa-

tes

tes Feinden eine blutige Rache nehmen würde. Der Senat, der jetzt mehr als eine von Marius geschaffne Parthey, denn als unabhängiger Beschützer Roms zu betrachten war, zitterte vor den Folgen von Syllas Rückkehr. Das neue Blutbad bereits ahndend, schickte er Abgeordnete, die mit ihm unterhandeln und jede Bedingung zugestehen sollten, wofern er ihnen nur die Gränzen seiner Rache wolle wissen lassen. Er befahl sogar Cinna'n, der, wie oben bemerkt worden, zugleich mit Marius zum Consul gewählt ward, seine Werbungen abzubrechen, und ihnen durch zeitige Unterwerfung Syllas Gnade erbitten zu helfen.

Allein Cinna wußte zu gut, wie wenig Mitleid er von seinem Gegner zu erwarten habe, und statt dem Senat zu gehorchen, gab er ihm eine entschlüpfende Antwort, setzte seine Rüstungen eifrigst fort, und beschloß, sich Sylla'n sogar in Asien zu widersetzen, und unter dem Vorwande, daß alles, was bisher wider den Mithridates gethan worden, gegen die Einwilligung und die Autorität des Senats geschehen sey, ein Heer dahin zu senden. Wirklich schickte er einige Heerschaaren dahin, und zwar unterm Befehle des Valerius Flaccus seines Gehülfen im Consulat. Da dieser Anführer aber im Felde noch sehr unerfahren war, so ward ihm Fimbria, ein alter berühmter Krieger, zugeordnet und angewiesen, durch seine Erfahrung die Raschheit des Feldherrn zu zügeln. Die beyden Feldherren zerfielen aber gar bald mit einander. Der Bruch erweiterte sich mit jedem Tage, und endlich entsetzte der Consul Fimbria'n des Oberbefehls. Aber Zutrauen und Ordnung waren in den kriegerischen Zweigen der Staatsverwaltung jetzt eben so völlig dahin, als in den bürgerlichen. Fimbria, statt sich seinem Obern zu unterwerfen, brachte seine Sache

vors

vors Heer; ein allgemeiner Aufstand folgte; der Consul versuchte zu entrinnen, ward aber im Boden eines Brunnens entdeckt, herausgezogen und von seinen eignen Soldaten ermordet. Jetzt übernahm Fimbria den Oberbefehl, und führte sein Heer wider den Mithridates, über welchen er einen herrlichen Sieg erfocht. Vielleicht würde er seinen Triumph über diesen Monarchen vollendet haben, wenn nicht der nämliche Ungehorsam, dessen er sich gegen seinen eignen Befehlshaber schuldig gemacht hatte, von den Soldaten auch wider ihn wäre ausgeübt worden; denn als sich Sylla bald nachher näherte, so rissen alle seine Leute aus, um sich mit ihren Mitbürgern im andern Heere zu vereinigen; Fimbria sich ganz verlassen sehend, flüchtete in den Tempel des Aesculap zu Pergamus und fiel in sein Schwert. Da die Wunde aber nicht tödlich war, so richtete sein Sclave ihn vollends hin, und erwürgte sich dann selbst über dem Leichnam seines Herrn.

Der üble Ausgang dieser Unternehmung hinderte Cinna nicht, seine Zurüstungen wider seinen Gegner eifrigst fortzusetzen. Verstärkt durch Carbo, der an des erschlagenen Valerius Stelle gewählt worden war, und durch den jungen Marius, der seines Vaters Fähigkeiten und Ehrgeitz geerbt hatte, beschloß er einen Theil der zusammengebrachten Macht nach Dalmatien zu schicken, um sich Sylla'n zu widersetzen, noch ehe er nach Italien käme. Einige Truppen wurden eingeschifft; da diese aber durch einen Sturm zerstreuet worden waren, so weigerten sich die zurückgebliebenen, schlechterdings zur See zu gehn. Ergrimmet über solchen Ungehorsam stürmte Cinna heran, um sie zu ihrer Pflicht zu bringen. Einer der aufrührerischten Soldaten ward von seinem Vorgesetzten geschlagen, und da er den Schlag erwiederte,

te, sofort festgesetzt. Diese unzeitige Strenge verbreitete Tumult und Aufruhr durch das ganze Heer, und während Cinna ihn zu beschwichtigen sich bemühete, ward er im Gedränge von jemanden durch den Leib gerannt. So seines Oberhauptes beraubt verharrte das Heer eine Zeitlang unter Carbo, der ohne Gehülfen das Consulat behielt. Im folgenden Jahre wurden Urbanus und Scipio zu Consuln erwählt; neue Werbungen wurden angestellt, und die Angelegenheiten der Parthey schienen ein günstiges Ansehen zu gewinnen. Man zweifelte gar nicht, daß Sylla wegen der neulich erlittenen Kränkungen sich schrecklich rächen und alle Volksgesetze, die in seiner Abwesenheit waren durchgetrieben worden, übern Haufen stürzen würde; der ganz niedrige Theil der Bürger und die Mehrheit des Senates waren daher wider ihn; jener aus democratischen Grundsätzen, dieser aus Furcht. So strömte aus allen Theilen Italiens eine große Menge Volks zusammen, um die Consuln zu unterstützen; und diese sahen sich in kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres, das dem des Sylla, dessen Annäherung von allen Ständen der Menschen so sehr gefürchtet wurde, überlegen war.

Während solcher Anstalten eilte Sylla, mittelst langer und beschleunigter Märsche ins Vaterland, das er mit Blut zu überschwemmen dachte, zurückzukehren. In Dyrrachium, wo er sich nach Italien einschiffen wollte, hielt er eine Rede an sein Heer, und ersuchte solches, sich durch einen Eid verbindlich zu machen, auf immer getreulich bey ihm auszuharren. Einmüthig leisteten die Schaaren diesen Eid, und um ihn noch mehr von ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen, boten sie ihm zu Bestreitung der Kriegskosten alles Geld an, was sie in den letzten Feldzügen gewonnen hatten. Sylla, gerührt durch diesen seltnen Beweis

von

von Anhänglichkeit, verbat ihr Anerbieten, und verhieß ihnen viel größere Belohnungen als er bis dahin ihnen hatte zugestehen können; dann schiffte er seine Truppen ein, und landete nach einer günstigen Fahrt zu Brundus.

Bald nach seiner Ankunft kamen die Ueberbleibsel seiner gesprengten Parthey, die Marius Achterklärungen entkommen waren, um sich mit ihm zu vereinigen. Metellus, der erste von allen, brachte einen starken Heerhaufen mit, den er unterweges gesammlet hatte. Marcus Crassus kam so wie Cethegus mit neuen Verstärkungen; keine von diesen allen aber war ihm angenehmer, als die, welche Cnejus Pompejus, der in der Folge den Zunamen des Großen erhielt, ihm mitbrachte. Dieser Befehlshaber sprühete damals die ersten Funken jenes Ehrgeitzes, der in der Folge mit so großem Glanze in dem Staate leuchtete. Wiewohl erst drey und zwanzig Jahr alt, und damalen mit keinem öffentlichen Amte bekleidet, fand er Mittel ein Heer von drey Legionen in Picänum aufzubringen, und Brutus, der die Truppen der Gegenparthey in diesen Gegenden befehligte, zu schlagen. Noch verherrlichte er diesen Sieg durch Erlegung eines Feldherrn der gallischen Reiterey in ehrenvollem Zweykampf, weshalb ihn Sylla, des Jünglings künftige Größe ahndend, mit der größten Achtung empfing.

Der Bürgerkrieg war jetzt beschlossen. Schon näherten die beyden Heere sich einander, als Sylla zu versuchen beschloß, in wie weit seine aus Asien mitgebrachten Reichthümer wohl fähig wären, die Macht des Feindes ohne Schwertstreich zu erschüttern. Sich stellend daher, als habe er wenig Lust zu schlagen, schickte er Botschafter an den ihm gegenüberstehenden Consul Scipio mit Friedensvorschlägen.

Der

Der Consul, der nichts eifriger als den Frieden wünschte, kam seinem Betragen bereitwilligst entgegen, verlangte aber einige Zeit, um mit seinem Gehülfen Urbanus über eine Maßregel, welche beyde gleich nahe anging, zu unterhandeln. Dies war alles, was Sylla wünschte. Denn da mittlerweile ein Waffenstillstand geschlossen ward, gingen seine Soldaten ins andere Lager, prunkten hier mit den Reichthümern, die sie in ihren Feldzügen erworben hatten, und erboten sich, sie mit ihren Mitbürgern zu theilen, im Fall sie zu ihrer Parthey übergehn wollten. Das ganze Heer erklärte sich einmüthig für Sylla, und Scipio wußte nicht eher, daß er verlassen und verrathen war, bis er es von einer feindlichen Parthey erfuhr, die in sein Zelt kam, und ihn und seinen Sohn gefangen nahm. Sylla behandelte ihn jedoch mit großer Mäßigung. Er erlaubte nicht, ihm das mindeste Leid zuzufügen, sondern versuchte alle seine Künste ihn zu seiner Parthey hinüberzuziehn. Da er ihn aber in dieser Hinsicht unerweichlich fand, so gab er ihn edlerweise frey, nachdem er sich bloß von ihm hatte versprechen lassen, daß er während des Restes seines Consulats nicht wider ihn fechten wollte.

Aufgemuntert durch einen so glücklichen Erfolg, beschloß er, die nämlichen Künste auch gegen das andere Heer zu versuchen, das Urbanus, der andere Consul, wider ihn anführte. Er schickte Abgeordnete zu ihm, die eine Unterredung vorschlagen mußten, aber Urbanus, durch seines Gehülfen Unfall gewizzigt, sperrte die Botschafter ein, und eilte Sylla'n zu überraschen. Ein Gefecht folgte, in welchem Syllas Truppen, wiewohl unvorbereitet angegriffen, durch Tapferkeit ersetzten, was ihnen an Ordnung abging. Urbanus verlor siebentausend Mann, und war gezwun-

zwungen, mit dem Reſt ſeines Heeres nach Capua zu flüchten.

Nun begann Italien alle Verheerungen und alles Elend eines erklärten Bürgerkrieges zu fühlen; auch ermüdeten beyde Theile nicht, durch alle mögliche geheime Ränke, Beſtechungen und Vorſpiegelungen jede die Parthey des andern zu ſchwächen. Den ganzen Winter hindurch ſahe man die Emiſſarien beyder Theile die Staaten Italiens durchwandern, und zur Verſtärkung ihres Anhangs jede Kunſt der Beredſamkeit und Beſtechung verſchwenden. Sylla war vorzüglich Meiſter der Verführungskunſt; große Geldſummen, die er in Oſten zuſammen geplündert hatte, wurden zu Verſtärkung ſeines Anhanges über das ganze Land ausgegoſſen, ſogar über die barbariſchen Völkerſtämme der Gallier. Auf der andern Seite erklärten ſich die Samniter, vierzigtauſend Mann, für Carbo, ſeinen Hauptgegner, welcher nebſt dem jungen Marius, von welchem dieſe Parthey ſich große Hoffnungen machte, zum dritten Mal zum Conſul gewählt wurde. Die Kriegsoperationen, die während des Winters geſchlummert hatten, wurden mit verdoppelter Lebhaftigkeit im folgenden Frühlinge wieder eröffnet. Marius bot an der Spitze von fünf und zwanzig Kohorten Sylla'n die Schlacht an, und dieſer Feldherr, der wohl wußte, wie ſeines Gegners Völker gegen ihn geſonnen waren, eilte ſie anzunehmen. Anfangs ſchien der Ausgang des Treffens zweifelhaft; aber gerade als der Sieg zu ſchwanken anfing, lief ein Theil von Marius Truppen, der vorläufig beſtochen worden, davon, wodurch dann das Schickſal des Tages entſchieden wurde. Umſonſt bemühte ſich Marius die Flüchtlinge wieder zu ſammeln. Auch er mußte, wiewohl der letzte, fliehen, und Präneſte, ein feſter Ort, der noch immer getreulich auf ſeiner Seite beharrte, öffnete

öffnete dem Fliehenden seine Thore. Sylla verfolgte ihn auf dem Fuße, und berannte die Stadt auf allen Seiten. Nachdem er sie nun dergestalt eingeschlossen hatte, daß weder die Belagerten entrinnen, noch von außen Verstärkung hineingeworfen werden konnte, zog er mit einer Abtheilung seines Heeres gegen Rom.

Marius Anhänger, von seiner Niederlage unterrichtet, verließen eilfertigst die Stadt, so daß Sylla sich ihr ohne Widerstand näherte. Die Einwohner, durch Hunger und Schwert verdünnet, eröffneten ihm die Thore. Er zog aufs Forum, versammelte das Volk und schalt ihre Treulosigkeit. Dann ermahnte er sie, nicht bange zu seyn, denn er sey noch immer gesonnen, ihnen zu vergeben und sie zu beschützen. Er bemerkte, daß der Drang der Zeiten ihn nöthige, nachdrückliche Maßregeln zu nehmen, daß aber keine, als ihre und seine Feinde, leiden sollten. Dann ließ er die Güter der Entflohenen verkaufen, und nachdem er eine kleine Besatzung in der Stadt zurück gelassen hatte, kehrte er zur Belagerung seines Nebenbuhlers zurück.

Der junge Marius that seiner Seits alles mögliche, um sich Luft zu schaffen. Aber alle seine Entwürfe wurden lange vor der Ausführung an Sylla'n verrathen. Wohin er immer seine Ausfälle berechnet hatte, da, fand er, hatte auch Sylla's Unterbefehlshaber die nöthigen Gegenanstalten getroffen. Aufgebracht durch diese beständige Vereitlung seiner Versuche, den Feind entweder zurückzuschlagen, oder ihm zu entrinnen, überließ er sich jener Rachgier, die den Charakterzug seiner Familie ausmachte, schrieb sein übles Glück den Verräthereyen von Leuten zu, die sich neutral stellten, während sie heimlich Sylla'n begünstigten, und befehligte Brutus, den Prätor Roms,

Roms, alle Senatoren, die er der Gegenparthey ergeben glaubte, hinzurichten. Diesem grausamen Befehl gehorchte Brutus unverzüglich, und manche vom ersten Range, unter denen sich auch Domitius Antistius und Scävola befanden, wurden erschlagen, da sie eines Tages aus dem Senathause herauskamen. So mußte Rom bluten, es mochte siegen, welche Parthey da wollte.

Jetzt im höchsten Grade wider einander erbittert, und aller Hoffnung wechselseitiger Verschonung entsagend, lieferten die beyden Partheyen einander verschiedene und blutige Gefechte. Marius hatte den Vortheil der Anzahl, Sylla den ungleich größern der Eintracht und Disciplin auf seiner Seite. Carbo, der ein Heer für Marius commandirte, schickte acht Legionen nach Präneste, um seinen Gehülfen zu befreyen; aber Pompejus überraschte sie in einem engen Passe, hieb ihrer ein Theil in Stücken, und sprengte die andern auseinander. Bald nachher wagte sich Carbo, von Urbanus verstärkt, an den Metellus, ward aber mit einem Verlust von zehntausend Gebliebenen und sechstausend Gefangnen überwunden. Nach dieser Niederlage tödtete Urbanus sich selbst, und Carbo floh nach Africa, wo er eine Zeitlang herumirrete, endlich aber dem Pompejus ausgeliefert wurde, der ihn dem Sylla zu gefallen enthaupten ließ. Noch war ein zahlreiches Heer Samniter im Felde, angeführt von verschiedenen römischen Feldherrn, und von Telesinus, der, wiewohl ein Samniter, sich eine Stelle neben den größten Befehlshabern seiner Zeit errungen hatte. Zu ihnen stieß bald nachher Carinus, der an der Spitze von vier Legionen hartnäckig auf Fortsetzung des Krieges bestand. Jetzt beschlossen die Feldherren, durch einen verzweifelten Versuch entweder Präneste zu entsetzen, oder in dem Versuche umzukommen.

men. Dem zufolge rückte Telesinus mit großer scheinbarer Kühnheit vor, und schien die feindlichen Umschanzungslinien durchbrechen zu wollen. Sylla leistete an der Spitze eines sieggewohnten Heeres ihm tapfern Widerstand, während Pompejus Befehl erhielt sich hinten hinum zu schwenken und ihm in Rücken zu fallen. Aber der Samniter war ihnen zu klug. Aus den Bewegungen des Feindes errieth er seine Absichten, führte sein Heer bey Nacht davon, und ereilte mit forcirten Märschen den nächsten Morgen die Hügel, welche Rom beherrschten. Diese unglückselige Stadt hatte gerade Zeit genug ihre Thore zu verschließen, und dem augenblicklichen Eindringen des Feindes zu wehren. Telesinus, der die Stadt in einem raschen Sturm wegzunehmen hoffte, ward dadurch nicht zurückgeschreckt. Nachdem er seine Krieger an ihre alte Feindschaft wider Rom erinnert, und mit der Hoffnung unermeßlicher Schätze, die nach Eroberung der Stadt die ihrigen seyn würden, angefeuert hatte, führte er sie kühnlich zu den Mauern. Appius Claudius, der damalen in Rom und Sylla'n ergeben war, that einen Ausfall, mehr in Hoffnung die Stürmenden aufzuhalten, als ganz zurückzuschlagen. Die Römer fochten mit jener Tapferkeit, die das Bewußtseyn, man kämpfe für das Theuerste, einflößt. Aber Appius blieb im Gefecht, und die übrigen, durch ihres Feldherrn Verlust entmuthigt, rüsteten sich die Flucht zu nehmen; als gerade zu rechter Zeit eine Parthey syllaischer Reiter an den gegenüber liegenden Thoren erschien, in die Stadt stürmte, ihre ganze Länge durchsprengte, und die Belagerer an der andern Seite angriff. Die Verzweiflung, mit welcher diese fochten, verzögerte die Entscheidung der Schlacht so lange, bis Sylla mit seinem ganzen Heere Zeit gewann zu kommen. Hier erfolgte ein allgemeiner und

fürch-

fürchterlicher Kampf zwiſchen dem ſamnitiſchen und römiſchen Heere. Tauſende ſahen die Bürger von den Mauern herab auf beyden Seiten fallen. Syllas linker Flügel wich, aber ſein Unterfeldherr Craſſus ſiegte auf dem rechten. Bis tief in die Nacht hinein dauerte die Schlacht, und erſt mit dem folgenden Morgen fand Sylla ſich im Beſitz eines vollkommenen Sieges. Er beſuchte das Schlachtfeld, auf welchem mehr denn funfzigtauſend Erſchlagne, Sieger und Beſiegte, durcheinander lagen. Achttauſend Samniter wurden gefangen und mit kaltem Blute nach der Schlacht nieder gemetzelt. Marcius und Carinus ſuchten zu entrinnen, wurden aber ergriffen, enthauptet, und ihre Köpfe auf Syllas Befehl um die Mauern von Präneſte zur Schau getragen. Bey dieſem traurigen Anblick verloren die von Mangel und Ermüdungen bereits ausgemergelten Einwohner alle übrige Hoffnung, und ergaben ſich. Aber des Siegers unnachgiebigen Zorn zu erweichen war jetzt zu ſpät; er befahl alles, was männlich war, hinzurichten. Marius, der Urheber ſo vieles Elendes, ward anfangs vermiſſet, und ſchon glaubte man, er ſey entronnen, als man ihn neben einem ſamnitiſchen Feldherrn todt beym Ausgange eines unterirdiſchen Ganges liegen fand, durch welchen ſie vermuthlich hatten entrinnen wollen, da ſie ihn aber beſetzt gefunden, ſich ſelbſt getödtet hatten. Die Stadt Norba war nun die einzige noch unbezwungene in Italien. Die Einwohner leiſteten einen langen Widerſtand, endlich ſteckten ſie, Präneſtens Schickſal eingedenk, ihre Stadt in Brand und wurden ein Raub der Flammen und ihrer Verzweiflung. Die Verheerung dieſes Ortes endigte den Bürgerkrieg. Sylla war jetzt unbeſtrittener Herr des Vaterlandes und zog an der Spitze ſeines Heeres in Rom ein. Glücklich, hätte er im

Frie-

Frieden den Ruhm behauptet, den er im Kriege erworben hatte, oder hätte er aufgehört zu leben, da er aufhörte zu erobern.

Jetzt nicht länger genöthigt die Larve der Gelindigkeit zu tragen, zeigte er den Tyrannen ohne Rückhalt. Zuvörderst versammelte er das Volk und verlangte, wofern sie Begnadigung erwarteten, blinden Gehorsam von ihnen. Dann ließ er ausrufen, daß alle, welche die Verzeihung ihrer ehemaligen Beleidigungen erwarteten, sie durch Vertilgung der Feinde des Staats verdienen sollten. Dies war eine ganz neue Art der Achterklärung, welche die Waffen aller wider alle richtete. Unzählige Menschen kamen durch diese grausame Maßregel um, die das Volk bevollmächtigte, einander wechselseitig zu zerstören. Mißtrauen, Treulosigkeiten, unnatürliche Verräthereyen verwandelten Rom in eine Hölle. Achttausend, die dem allgemeinen Blutbade entronnen waren, ergaben sich dem Ueberwinder. Er befahl, sie in die Villa publica, ein großes Gebäude auf dem Marsfelde, einzusperren, und rief zu gleicher Zeit den Senat zusammen. Hier sprach er mit großem Fluß und der gesetztesten Ruhe von seinen eignen Thaten, während alle jene Elenden, die er hatte einsperren lassen, auf seinen Befehl niedergemetzelt wurden. Der Senat, über das entsetzliche Geschrey der Sterbenden sich entsetzend, glaubte anfangs, daß die Stadt der Plünderung frey gegeben würde. Aber Sylla benachrichtigte sie mit kaltem Blute, es seyen nur einige Verbrecher, die auf seinen Befehl gestraft würden, und sie brauchten sich über ihr Schicksal nicht zu beunruhigen. Tages darauf ächtete er vierzig Senatoren und sechszehnhundert Ritter; nach zwey Tagen abermals vierzig Senatoren und eine unzählige Menge der reichsten Bürger Roms. Er erklärte die Kinder und Enkel

der

der Gegenparthey für ehrlos und entkleidete sie aller Rechte freyer Menschen. Er verordnete in einem öffentlichen Edict, daß alle, welche einige der Geächteten gerettet, oder beherberget hätten, an deren Stelle bluten sollten. Er setzte einen Preis auf den Kopf aller derer, die dem Untergange geweiht waren, und zwey Talente waren der gewöhnliche Lohn eines Mordes. Gelockt durch solche Anerbietungen, sahe man Sclaven ihre Herren umbringen, und was der Menschheit noch empörender seyn mußte, Kinder, deren Hände noch von dem Blute ihrer Väter rauchten, kamen dreust und forderten den Lohn ihrer Unthat.

Auch waren die Feinde Sylla's nicht die einzigen, welche litten. Er erlaubte seinen Soldaten, auch ihren Privatgroll zu befriedigen, so daß Ehemänner von Buben ermordet wurden, die ihrer Weiber zu genießen wünschten, und Kinder in den Umarmungen ihrer Aeltern umkamen, die bald ihr Schicksal theilten. Reichthümer fingen jetzt an, den Besitzern gefährlich zu werden, und schon der Ruf einiges Vermögens galt für Verbrechen. Aurelius, ein friedlicher Bürger, fand, ohne einiges Verbrechens sich schuldig gemacht zu haben, seinen Namen unter der Zahl der Geächteten, und konnte sich nicht enthalten, vor seiner Ermordung auszurufen, daß er seinen Tod dem prächtigen Palast verdanke, den er in Alba besaß. Aber mehr denn alle fühlte des Marius Bruder des Ueberwinders sinnreiche Grausamkeit. Die Augen wurden ihm ausgerissen, Hände und Füße wurden ihm zu verschiedenen Zeiten abgehauen, und in diesem schrecklichen Zustande mußte er eines langsamen und qualvollen Todes sterben. So viel Barbarey beschränkte sich nicht auf die Ringmauer Roms. Die Achterklärung erstreckte sich auch über die Ein-

wohner Italiens. Ganze Gegenden und Städte wurden der gänzlichen Verheerung geweiht, und dann den Soldaten als Vergeltung ihrer Treue geschenkt, die, da sie immer mehr bedurften, ihren Feldherrn zu immer neuen Grausamkeiten aufmunterten. In diesem allgemeinen Blutbade entrann Julius Cäsar, der Cinna's Tochter geheyrathet hatte, dem Elende der Zeiten mit Mühe. Sylla ward überredet, ihn leben zu lassen, wiewohl man ihn sagen hörte, daß in diesem Cäsar viele Marius steckten.

So viel willkührliche Gütereinziehungen und verschwenderische Wiederausspendungen konnten ohne den Besitz einer scheinbar rechtmäßigen Vollgewalt jedoch weder mit Sicherheit gemacht, noch genossen werden. Sylla beschloß daher, sich mit der Dictatur zu bekleiden, kraft welcher Würde er alle bürgerliche und kriegerische Gewalt in seiner eigenen Person vereinigen und jeder Gewaltthätigkeit einen Anstrich von Gerechtigkeit geben konnte. Er entfernte sich daher auf eine Weile von der Stadt. Mittlerweile befahl er, daß das Volk zu Wiederherstellung der Ordnung einen Dictator wählen solle, und zwar nicht auf eine bestimmte Zeit, sondern auf so lange, bis der Staat wieder in das gehörige Gleis eingelenkt wäre. Zugleich ersuchte er sie, und wofür konnte sein Ansuchen anders gelten, als für Befehl? daß sie ihn wählen möchten. Er ward gewählt und die Römer erhielten nun in der Person ihres immerwährenden Dictators einen Herrn, der mit uneingeschränkterer Gewalt bekleidet war, als irgend einer ihrer alten Könige je besessen hatte.

So begann der römische Staat, nachdem er alle Formen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie durchwandert war, endlich in den Depotismus überzugehen, dem er, mancher ohnmächtigen Aufraffungen ungeach-

ungeachtet, ſich nie völlig entwinden konnte. Um das Volk mit dem Schaugepränge der alten Verfaſſung zu täuſchen, erlaubte er ihm Conſuls zu haben, ſorgte aber dafür, daß niemand als ſeine eignen Creaturen dazu gewählt, und daß alle ihre Macht von ihm abgeleitet würde. Er modificirte die verſchiedenen Staatsbedienungen durch eine Anzahl neuer Geſetze. Er zerſtörte beynahe gänzlich die Macht der Tribunen durch die Anordnung, daß die, welche ſie verwalteten, unfähig ſeyn ſollten, irgend ein anderes Amt zu erhalten. Er ergänzte den Senat durch dreyhundert Ritter, und den Volkskörper durch zehntauſend Sclaven der Geächteten. Um dieſen Einrichtungen größere Feſtigkeit zu geben, eignete er ſich die Schätze des Staates zu, und verwandte ſie zu Vermehrung ſeiner Anhänger und Verſtärkung ſeiner Parthey; er ſchien zu glauben, daß er ſeine Creaturen nie genug belohnen könne, dafern ſie ihm nur ungebundenen Gehorſam leiſteten. Craſſus, der bereits der reichſte Mann im Staate war, ward nicht müde, immer neue Gunſtbezeugungen zu verlangen, und die Güter der Geächteten unter dem Werthe anzukaufen. Pompejus verſtieß Sylla zu Gefallen ſein Weib Antiſtia, und heyrathete Emilien, des Dictators Stiefkind. Auf gleiche Weiſe wollte er auch Julius Cäſar zu Verſtoßung ſeiner Cornelia nöthigen, aber dieſer unerſchrockene Jüngling mied lieber die Stadt und beſchloß, nicht zu ihr zurück zu kehren, bis Sylla nicht mehr wäre.

Mit ſolcher launiſchen Eigenmächtigkeit fuhr Sylla fort zu herrſchen, und niemand wagte es ſich ihm zu widerſetzen. Das Schickſal Lucretius Oſfela bewies, wie gefährlich es ſey, ſich wider des Despoten Vollgewalt aufzulehnen. Ohne Rückſicht auf eins von Sylla's Decreten, kraft deſſen ſich nie-

mand um das Consulat bewerben durfte, der nicht erst die niedern Staatsstufen durchgegangen war, wagte dieser Mann es dennoch, sich zu dieser Würde zu melden. Da er der herrschenden Parthey verschiedene wichtige Dienste geleistet hatte, so glaubte er, daß ihn dies entschuldigen würde. In der That ward er anfangs auch bloß glimpflich erinnert, von seinem Vorhaben abzustehn; da er aber auf demselben beharrete, so befahl Sylla einem seiner Anhänger ihn nieder zu stoßen, und drohete, daß es allen eben so ergehn sollte, die sich unterstünden seinem Ansehn Trotz zu bieten. Durch Mittel, wie diese, erzwang er von allen den allerblindesten Gehorsam. So oft er ein Gesetz in Vorschlag brachte, versammelte sich das Volk, nicht um über seine Schicklichkeit zu rathschlagen, sondern nur, um demselben seine Sanction zu geben. Von aller Theilnehmung an den Staatsgeschäften sah es sich gänzlich ausgeschlossen und nichts vor sich, als eine finstere Aussicht hoffnungsloser und eiserner Sclaverey. So war die Lage der Dinge, als Sylla wider alle Erwartung die Dictatur niederlegte, nachdem er sie kaum drey Jahre besessen hatte.

Nicht ohne das äußerste Erstaunen sahe das Volk diesen Eroberer, der sich so viele Feinde in allen Ständen des Staats gemacht hatte, eine Gewalt, die er mit so vielen Gefahren errungen hatte, aufgeben und freywillig zur Stufe eines Privatmannes herabsteigen; aber seine Verwunderung vermehrte sich, als es ihn nach so manchen grausamen Handlungen und zahllosem Blutvergießen sich erbieten hörte, das Volk als Richter seines Betragens anzuerkennen, und sich vor ihm zu stellen, wann und wo es solches verlangte. Sein Betragen schien zu beweisen, daß es um diese Aeußerung ihm wahrer Ernst sey. Nicht nur beurlaubte er nach Niederlegung seines Amtes die Lictoren,

toren, sondern fuhr auch fort, ganz einsam und unbegleitet eine ganze Weile auf dem Forum herum zu spatzieren. Gegen Abend ging er nach Hause und das Volk folgte ihm in einer Mischung von schweigendem Erstaunen und schüchterner Ehrerbietung. Von dieser ganzen großen Menge, die er so oft gemißhandelt und geschreckt hatte, fand sich keiner kühn genug, ihm Vorwürfe zu machen oder sich über ihn zu beklagen, einen einzigen jungen Mann ausgenommen, der ihn mit schmähenden Worten bis zu seiner Thür begleitete. Sylla verachtete einem so niedrigen Verunglimpfer zu antworten, wandte sich aber zu seinen Begleitern und bemerkte, daß dieses Menschen Uebermuth einen leicht hindern könnte, gleich ihm, die höchste Würde niederzulegen. Nicht leicht ist es zu entscheiden, was Sylla zu diesem unerwarteten Schritt bewogen habe; ob Eitelkeit oder tiefe Staatsklugheit; ob er, der Schmeicheleyen, die man ihm über seine Siege machte, müde, sich ein Recht zu Schmeicheleyen anderer Art erwerben, oder ob er den Dolch irgend eines Meuchelmörders fürchtend, durch freywilliges Abtreten von seinem beneideten Standort den Haß entwaffnen wollte? Dem sey wie ihm wolle, er begab sich aufs Land, um die Freuden der Ruhe und des gesellschaftlichen Lebens zu genießen, überlebte aber seine Entsagung nicht lange, sondern starb wenige Monate nachher an der ekelhaftesten und demüthigendsten aller Krankheiten. Er war der erste von seiner Familie, dessen Leichnam verbrannt wurde. Denn da er Marius Ueberbleibsel hatte aus dem Grabe nehmen, und in den Anio werfen lassen, so besorgte er für seine eignen ein ähnliches Schicksal, wenn er sie auf die gewöhnliche Art bestatten ließe. Kurz vor seinem Tode machte er sich eine Grabschrift des Inhalts: daß kein Mensch ihn jemalen in der Kunst über-

übertroffen habe, beydes, seinen Feinden Böses, und seinen Freunden Gutes zuzufügen.

Sobald Sylla todt war, brachen die alten Zwistigkeiten, die durch die Schrecken seiner Allgewalt bisher unter der Asche waren gehalten worden, wieder in lichte Flammen aus, aufgeschürt von den beyden Consuln Lepidus und Catulus, Männer von ganz entgegengesetzten Partheyen und Gesinnungen. Entschlossen, es koste was es wolle, Sylla's Anordnungen zu vernichten, und die verwiesenen Marier zurück zu rufen, fing Lepidus ohne Heel und Rückhalt an, sich um den Beystand des Volks zu diesem Unternehmen zu bewerben; ein Unternehmen, das, wiewohl an sich nicht tadelnswürdig, jedoch zu einer Zeit, wo der Staat von den Wunden, die ihm in dem Bürgerkriege waren geschlagen worden, noch lange nicht genesen war, unmöglich gutgeheißen werden konnte. Auf der andern Seite widersetzte sich Catulus, voll Familienhasses wider den Marius, der seinen Vater getödtet hatte, den Absichten seines Gehülfen aufs nachdrücklichste. Lepidus sah, daß er ohne die Waffen zu Hülfe zu nehmen, nichts ausrichten würde, und entfernte sich zu dem Ende in sein Gouvernement Gallien, von wannen der Ruf seiner Werbungen und kriegerischen Anstalten so fürchterlich nach Rom erscholl, daß der Senat ihn seiner Statthalterschaft entsetzte. Sogleich brach er in Italien ein, und rückte an der Spitze eines zahlreichen Heeres auf Rom zu, um ein zweytes Consulat zu verlangen. Für sich hatte er verschiedene der Vornehmsten und die guten Wünsche aller Tribunen, so daß er hoffte, durch Begünstigung des Volks in Sylla's Platz zu rücken, und die unumschränkte Gewalt zu usurpiren. Mittlerweile war auch Catulus Amtsführung abgelaufen.

Aber

Aber der Senat übertrug ihm die Sorge, den Staat zu vertheidigen, und Pompejus ward durch ein förmliches Senatsdecret ihm in gleicher Absicht zugeordnet. Beyde Befehlshaber eilten sogleich mit vereinigter Macht, Lepidus einzuholen, bevor er die Stadt erreichte, und ereilten ihn bey der milvischen Brücke, ungefähr vier Meilen von Rom, wo sie sein Heer gänzlich schlugen und zersprengten. Aber noch blieb das cisalpinische Gallien im Besitze Brutus, seines Unterbefehlshabers, und des Vaters jenes Brutus, der sich in der Folge wider Cäsarn verschwor. Pompejus übernahm die Bezwingung dieser Provinz, belagerte Brutus in der Stadt Modena, fing ihn und ließ ihn hinrichten. Lepidus war nach Sardinien entwischt und starb hier bald nachher vor Gram, seine Hoffnungen gescheitert und sein Vaterland von neuem in die Ketten der Aristokratie geschmiedet zu sehn.

Dennoch verbluteten die Hoffnungen der Parthey an dieser schweren Wunde noch nicht vollends. Ein noch gefährlicherer Feind lauerte in Spanien, und ließ es eine geraume Zeit unentschieden, ob diese Provinz oder Rom das Oberhaupt der Welt seyn solle. Der Mann, von dem wir reden, war Sertorius, ein alter Krieger, der unter Marius erzogen worden und alle seine Tugenden erworben hatte, ohne von einem einzigen seiner Laster beschmitzt zu werden. Er war mäßig, gerecht, mitleidig und tapfer; aber an kriegerischer Geschicklichkeit schien er es allen Feldherren seiner Zeit zuvor zu thun. Nach Demüthigung der Parthey des Marius fiel dieser tapfere Mann in Sylla's Hände, der ihm seiner bekannten Mäßigung halber das Leben schenkte, bald nachher aber es bereuete, ihn ächtete und in die Nothwendigkeit versetzte, in einer fernen Provinz einen Zufluchtsort zu suchen.

chen. Verbannt aus Rom irrt' er eine Zeitlang in Afrika und an den Küsten des Mittelmeeres umher, und rettete sich endlich nach Spanien, wo sich alle, die vor Sylla's Grausamkeit flohen, zu ihm sammelten, und von ihm zu einem Senat eingerichtet wurden, der der ganzen Provinz Gesetze gab. Durch seine seltne Milde und Klugheit gewann dieser Mann die Herzen der kriegerischen Einwohner so sehr, daß er acht Jahre hinter einander wider die ganze Macht des römischen Staates Krieg führen konnte. Metellus, ein alter und erfahrner Feldherr, ward zuerst wider ihn abgeschickt, von seinem Gegner aber so oft überlistet, daß der Senat nöthig fand, ihm seinen Liebling Pompejus mit den besten Völkern des Reichs zu Hülfe zu schicken.

Sertorius behauptete sich gegen beyde, und nach manchen Gefechten, in welchen der Sieg bald unentschieden blieb, bisweilen sich gänzlich für ihn erklärte, fing er an auf nichts Geringers, als auf einen Einfall in Italien zu sinnen. Alle seine Plane aber wurden durch die Verrätherey eines Unterfeldherrn vereitelt, der seinen steigenden Ruhm ihm mißgönnte. Der Name dieses Elenden war Perpenna. Er war einige Zeit vorher mit den Ueberbleibseln von Lepidus gesprengtem Heer zu ihm übergegangen, und ihm anfangs nicht unnützlich gewesen. Nachdem sich aber eine Art von Eifersucht unter ihnen entsponnen hatte, lud ihn Perpenna zu einem prächtigen Schmause, wo er anfangs seine Begleiter berauschte, dann aber über Sertorius herfiel, und ihn verrätherischerweise ermordete. Diese barbarische That war hinreichend, seine Parthey zu stürzen, als die allein durch den Ruf ihres Anführers aufrecht gehalten worden war. Perpenna ward mit leichter Mühe vom

Pom-

Pompejus überwunden und gefangen genommen, da denn die aufgestandenen Provinzen sich ohne weitern Widerstand unterwarfen. Der Sieger ward bey dieser Gelegenheit einer eben so klugen als edelmüthigen That halber gepriesen. Um sein Leben zu retten, erbot Perpenna sich, eine Menge wichtiger Dinge aufzudecken, und alle Papiere des Sertorius, worin verschiedene Briefe an ihn von den vornehmsten Senatoren Roms sich befanden, in seine Hände zu liefern. Allein Pompejus verwarf dies Anerbieten, ließ den Verräther hinrichten, und die Papiere ohne sie gelesen zu haben, verbrennen. So entledigte er das Volk seiner Furcht, und hinderte jene Ausbrüche der Verzweiflung, die das Bewußtseyn, entdeckt zu werden, so leicht hätte veranlassen können.

Pompejus Glück machte den Römern viele Freude. Noch war dieser Feldherr in allen seinen Unternehmungen glücklich gewesen, und recht als wenn das Glück sich darin gefiele, ihm immer neue Gelegenheiten, seinem Vaterlande zu dienen, darzubieten, mußte er bey seiner Heimkunft aus Spanien auf einen Haufen empörerischer Sclaven treffen, die Crassus Schwert entronnen waren, und nun dem seinigen in die Schneide rannten. Dieser Aufstand, welchen Pompejus solchergestalt gleichsam im Vorbeygehn endigte, ward der Sclavenkrieg genannt, und entsprang von einigen Gladiatoren, die der Fechtschule von Capua entsprangen, einen Haufen Sclaven aufrafften, den Prätor Glaber, der sie zum Gehorsam bringen sollte, übern Haufen warfen, und nach diesem glücklichen Streiche bald zu einem Heere von vierzig tausend Menschen anwuchsen. Mit dieser Macht führten sie unter Anführung ihres Feldherrn Spartacus drey Jahre hinter einander im Herzen Italiens einen nachdrücklichen Krieg, schlugen Consuln und

Prä-

Prätoren und schwatzten schon vom Angriffe der Hauptstadt selber. Aber Crassus sammelte alle Völker, die dem Staat am nächsten lagen, und trieb sie bis an die äußerste Kante Italiens vor sich her, wo sie aus Mangel von Schiffen, worauf sie hätten entrinnen können, dem größten Theile nach vertilgt wurden; unter ihnen fiel Spartacus, bis auf den letzten Odemzug in der Mitte seiner verzweifelnden Krieger tapfer kämpfend. Der Rest dieses elenden Heeres war es, der Pompejus, als er über die Alpen nach Hause kehrte, in die Hände fiel; und durch dessen Niedermetzelung er, nach des Senats Ausdruck, den Krieg mit der Wurzel aushob. So endigten sich alle Bürgerkriege, die der Ehrgeitz Marius und Sylla's erregt hatte, eine lange und jammervolle Periode, während welcher der unmuthige Leser weder für die eine Faction noch für die andere sich interessiren kann, angesehen beyde gleich feil, grausam, niederträchtig und eigennützig sind. Die Republik war längst untergegangen; ihre alte Mäßigung und Redlichkeit war dahin, und wenig liegt daran, wem gelingen möge, ein höchst verdorbenes Reich zu überwältigen.

Nichts desto weniger waren während des so eben beschriebenen Zeitraums die Künste des Friedens angebaut, und ihrer Vollendung sogar nahe gebracht worden. Plautus und Terenz hatten schon einige Zeit vorher geblüht, aber Lucretius, der Stolz seines Zeitalters, ein eben so verwegner Dichter, als schwacher Philosoph, schmückte diese unglücklichen Zeiten, und entzückte durch den Zauber seines Versbaues. Die Gelehrsamkeit ward jedoch hauptsächlich nur von den Großen angebauet. Noch war der Luxus zu den niedrigern Ständen nicht tief genug herabgestiegen, um das Bedürfniß feinerer Lebensgenüsse in

ihnen

ihnen aufzuregen, und bekanntlich muß des Menschen Sinnlichkeit gewissermaßen erst befriedigt seyn, ehe er daran denket, den geistigern Freuden der Phantasie nachzuhängen.

Zwanzigstes Kapitel.

Von Sylla's immerwährender Dictatur bis zum Triumvirat Cäsars, Pompejus und Crassus.

Da gegenwärtig alle zwiespältige Partheyen im Reiche gedämpft schienen, so hoffte man, daß der Staat nun eine Zeitlang des gewünschten Friedens genießen und Zeit gewinnen würde, von dem mannichfaltigen Elende, darein die letzten Bürgerkriege ihn gestürzt hatten, allmälig zu genesen. Aber der Geist der Ehrsucht war einmal in ihn eingedrungen, und die Männer am Ruder hatten aus Sylla's Beyspiel gelernt, daß es möglich sey, das stolze Rom zu unterjochen. Unter denen, die der Senat und das Volk gegenwärtig am meisten begünstigte, waren Pompejus und Crassus die vornehmsten. Beyde waren Eroberer, beyde dürsteten nach Gewalt, beyde trachteten zu deren Erweiterung sich beym Volke einzuschmeicheln. Pompejus haben wir schon als Jüngling an den Reichsangelegenheiten den thätigsten Antheil nehmen sehen; wir haben gesehen, wie er Sylla's Parthey ergriffen und mit dem höchsten Glücke gefochten; wie er sich hierauf in Africa getummelt, und der erste aus dem Ritterstande einen Triumph erhalten; wie er zunächst wider den Lepidus aufgestanden, und jenes

Heer,

Digitized by Google

Heer, das Hispaniens sich bemeistert hatte und von dem tapfern Sertorius angeführt wurde, überwunden habe; und wie er, um diesem allen den Kranz aufzusetzen, noch ehe er das consularische Alter erreicht hatte, in seiner Abwesenheit mit dem Consulat beehrt wurde. So ausnehmendes Glück hatte seinen Stolz entflammt und seine Ruhmbegierde angefeuert. Crassus seiner Seits beeiferte sich nicht weniger, die Volksgunst zu gewinnen. Da er es an kriegerischem Ruhm seinem Gegner unmöglich gleich thun konnte, so ergriff er einen andern Weg, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Er raffte Reichthümer zusammen, und nützte das Unglück seines Vaterlandes, um Schätze aufzuhäufen, die dasselbe in neue Drangsale verwickeln sollten. Er pflegte zu sagen, daß niemand für reich gehalten werden dürfe, der nicht ein Heer ernähren könnte, und in der That glich die Zahl seiner Vasallen einem nicht kleinen Heere. Ueberdies hatte er den Ruf eines guten Redners im Senat. Sein Umgang war ungezwungen und leutselig. Jedem, der es bedurfte, stand beydes sein Ansehen und sein Beutel zu Gebote; alles Eigenschaften, die nicht ermangelten, ihm auf die öffentlichen Geschäfte einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen. Außer der Nebenbuhlerschaft, die zwischen diesen beyden Männern obwaltete, hatte Crassus aber auch noch eine andere Ursache, auf den Pompejus zu zürnen, die nämlich, daß dieser sich die Ehre anmaßete, den Sclavenkrieg geendigt zu haben, wofür doch jener auf Befehl des Senatts bereits die Ehre des Triumphes genossen hatte. Beyde wünschten jetzt heimlich, einander zu untergraben, keiner um sein Vaterland von der überwiegenden Gewalt eines ehrsüchtigen Bürgers zu befreyen, sondern lediglich, um der eine auf des andern Trümmern sich empor zu schwingen.

Die

Die erste Gelegenheit, die zu Aeußerung ihrer wechselseitigen Eifersucht sich ihnen darbot, war bey Beurlaubung der Heere, mit denen sie ihre Siege erfochten hatten. Keiner zeigte sich geneigt, dem andern darin das Beyspiel zu geben. Schon drohete dem Staate die Wiederholung der allerfürchterlichsten Unfälle. Jedoch Crassus bezwang für diesmal seine Rachbegierde, und legte den Oberbefehl nieder, da denn der andere unverzüglich seinem Beyspiel folgte. Zunächst galt es die schwierige Frage, wem es gelingen würde, sich beym Volk am meisten einzuschmeicheln. Crassus bewirthete den Pöbel an tausend verschiedenen Tafeln, vertheilte Korn unter die Armen, und ernährte den größten Theil der Bürger beynahe drey Monden lang. Pompejus seinerseits arbeitete an Niederreißung aller Schranken, welche Sylla dem Volksansehn gesetzt hatte. Er gab den Rittern die gerichtliche Gewalt wieder, die ihnen anfangs von Gracchus war übertragen worden, und den Volkstribunen alle ihre ehemaligen Vorrechte. So wußte jeder seinen Privatabsichten die Farbe des öffentlichen Geistes aufzutragen, und was im Grunde bey allen beyden Ehrgeitz war, gewann bey dem einen den Namen der Freygebigkeit, bey dem andern jenen der Freyheitsliebe.

Pompejus Künste schienen ihm jedoch für diesmal das Uebergewicht zu gewähren. Die Volkstribunen, die er in alle ihre Ehren und Würden wieder eingesetzt hatte, glaubten, ihren Wohlthäter nie genug belohnen zu können; sie bedurften bloß einer Gelegenheit, um seinen höchsten Ehrgeitz befriedigen zu können, und diese zeigte sich ihnen bald. Eine Anzahl Seeräuber, die anfangs in Mithridates Diensten gestanden, hatten durch langes erfolgreiches Plündern aller, die das Unglück hatten, ihnen in die Hände zu

fallen,

fallen, große Schätze gesammelt, und viele tausend Streiter aus verschiedenen Völkerschaften zusammen gebracht. Sie wählten Cilicien zu ihrer Hauptniederlage, und, mit der Seeräuberey hinfort nicht mehr zufrieden, versuchten sie es jetzt auch, zu Lande Eroberungen zu machen. Italien selbst war vor ihren Streifereyen nicht sicher. Oft landeten sie an den Küsten dieses schönen Landes, und schleppten alles weg, was sie bey solchen übereilten Einfällen zusammen raffen konnten. Um ihren steigenden Uebermuth zu züchtigen, beschlossen die Römer, eine Flotte auszurüsten, die fähig wäre, sie durchaus vom Erdboden zu vertilgen. Zu dem Ende brachte Gabinius, der Tribun, ein Gesetz in Vorschlag, daß Pompejus mit unumschränkter Gewalt gegen die Seeräuber auf drey Jahre zum Admirale ernannt werden, daß seine Macht sich über das ganze Mittelmeer und alle Küsten desselben bis zu einer bestimmten Linie landeinwärts erstrecken, und daß er aus den öffentlichen Schätzen so viel Geld erhalten solle, als er zur Führung des Krieges zu bedürfen glauben würde. Dies Gesetz, dem der Senat sich vergeblich zu widersetzen bemühte, hätte Pompejus leicht zum Schaden des Vaterlandes mißbrauchen können; aber nichts gefährliches war von einem Manne zu befürchten, dessen Handlungen bisher mehr Eitelkeit als Hang zur Alleinherrschaft verrathen hatten.

So mit unumschränkter Macht über die ganze Flotte ausgerüstet, vertheilte Pompejus seine Unterbefehlshaber mit so vieler Klugheit in die verschiedenen Buchten und Häfen der Mittelsee, daß er den Feind bald aus allen seinen Schlupfwinkeln hervorstörte. Mittlerweile kreuzte er selbst an der Spitze eines zahlreichen Geschwaders im Meere auf und ab, und die abgeordneten Schaaren bey jeder Erforderniß

zu

zu unterſtützen, und ihre Befehlshaber nöthigen Falls mit veränderten Inſtructionen ausrüſten zu können. Durch ſolche Anſtalten nöthigte er den Feind in weniger denn vierzig Tagen in Cilicien, dem einzigen ihm übrigen Zufluchtsort, ſeine Sicherheit zu ſuchen. Hieher folgte er ihm mit ſechszig ſeiner beſten Schiffe. Und wiewohl die Seeräuber ſich zum Schlagen vorbereitet hatten, ſo wurden ſie vom Anblick der Flotte und von dem Schrecken ſeines Namens dennoch dergeſtalt getroffen, daß ſie ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben. Da ihrer mehr denn zwanzigtauſend waren, ſo wollte Pompejus ſie nicht gern ausrotten; ſie zu ihren alten Wohnungen zurückkehren zu laſſen, wäre gleichwohl nicht ſicher geweſen. Er verpflanzte ſie daher in Gegenden, die der See weniger nahe lagen, wies ihnen hier Ländereyen an, und vermehrte ſolchergeſtalt ſowohl das Gebiet, als die Unterthanen des römiſchen Reichs.

Dieſer abermalige glückliche Feldzug hatte Pompejus Ruhm ſo ſehr vermehrt, daß die Tribunen es hinfort leichter zu finden hofften, ihren Liebling noch höher zu erheben. Zu dem Ende that Manilius, einer aus ihren Mitteln, den Vorſchlag, daß alle Heere des Reichs, die Statthalterſchaft Aſien, und die Führung des Krieges wider den Mithridates ihm allein anvertrauet werden ſollten. Eine ſo große und ſo unbegränzte Macht konnte nicht ermangeln, die Eiferſucht des Senates aufzuregen. Sie betrachteten den Vorſchlag des Tribunen als nichts geringers, denn einen Verſuch, ihn zum Oberhaupt des Reichs zu erklären; und in der That verlieh derſelbe einem Manne, der ſchon Herr der Flotte war, auch eine unbegränzte Macht zu Lande, und mußte es ihm nicht nur leicht, ſondern auch gemüthlich machen, ſein Vaterland in Ketten zu ſchmieden. Das Gewicht dieſer Gründe,

und

und mehr noch, das Ansehen des Senats, war im Begriff zu siegen, und die Tribunen selbst schienen zweifelhaft, ob sie ihre Motion nicht zurücknehmen sollten, als Marcus Tullius Cicero aufstand, um das Gesetz zu unterstützen, und den Tugenden des Pompejus den Zoll seiner Beredsamkeit zu zahlen. Es war dies das erste Mal, daß dieser gewaltige Redner vor der Volksversammlung auftrat, und es ist leicht zu erachten, daß eine Beredsamkeit, welche die Nachwelt bis auf den heutigen Tag entzückt, damalen habe unwiderstehlich seyn müssen. Das Gesetz ging ohne weitern Widerspruch durch. Alle Tribunen bestätigten es, und Pompejus ward einmüthig mit einer eben so großen Macht bekleidet, als jene war, die Sylla mit so viel Gefahr und Blutvergießen an sich gerissen hatte.

Da auch der Krieg wider den Mithridates zu Pompejus neuer Competenz gehörte, so eilte er die nöthigen Anstalten zu diesem Feldzuge zu treffen, und reiste dann unverzüglich nach Asien ab. Der Krieg wider diesen Monarchen war einer der wichtigsten, die bisher von den Römern waren unternommen worden. Hier war von keinem Fürsten die Rede, der von Stolz und Schwelgerey entnervt, oder vom Schrecken des römischen Namens bereits durchdonnert war. Es war die Rede von einem mächtigen Könige, unverzagt in jedem Verhängniß, und gleich dem Löwen durch jede neue Wunde in neue Wuth gestachelt. Seine Herrschaften hatten überdies die möglichst bequemste Lage, um einem einbrechenden Feind zu wehren. Sie gränzten an die unzugängliche Bergkette des Caucasus, deren wilde Einwohner er ins Feld stellen konnte. Sie erstreckten sich von dannen bis an den pontischen See, welchen seine Schiffe bewachten; überdies war er reich, und besaß

an

an den Scythen, einem Volke von unbezwinglicher Tapferkeit, eine unerschöpfliche Quelle von Verstärkungen. Ich habe schon des Widerstandes gedacht, den er Sylla'n leistete, und des Friedens, zu welchem dieser Feldherr ihn nöthigte; da solcher aber lediglich eine Folge des Zwanges war, so dauerte es nicht länger, als hinlängliche Macht in der Nähe war, ihn zu Beobachtung desselben zu zwingen. Murena, welchen Sylla hinter sich zurückgelassen hatte, versuchte zwar ihn wieder zum Gehorsam zu bringen, erlitt aber, nach mancherley Unfällen, eine gänzliche Niederlage. Einige Zeit nachher gelang es Mithridates, den armenischen König Tigranes in sein Bündniß zu ziehn. Durch ihn verstärkt, griff er das Königreich Bithynien an, das er vorhin hatte abtreten müssen, und das Nicomedes, der König des Landes, den Römern vermacht hatte. Allen diesen Eroberungen Einhalt zu thun, war Lucullus, ein erfahrner Feldherr, von Rom abgeordnet worden, und kaum war er angelangt, als eine Schlacht erfolgte, in welcher Mithridates sein ganzes Heer verlor. Gezwungen, zur See zu entrinnen, wäre er selbst in Feindes Hände gefallen, wenn nicht ein Seeräuber sich seiner angenommen und ihn in seinem eignen Gebiet ans Land gesetzt hätte. Ungeschreckt durch diesen Unstern brachte er bald ein anderes Heer zusammen, und gewann anfangs einige Vortheile über den Feind. Da aber Lucullus ihm bald nachher alle Hülfsquellen daheim abschnitt, sahe er sich gezwungen, am Hofe Tigranes des armenischen Königs Schutz zu suchen. Lucullus folgte ihm dahin und verlangte, daß man ihm ihn ausliefern solle, aber Tigranes schlug es ab, nicht so sehr aus besonderer Anhänglichkeit an den entsetzten König, als weil Lucullus ihm nicht alle seine Titel gegeben hatte. Eine armselige

Eitelkeit schien dieses schwachen Fürsten herrschende Leidenschaft zu seyn. Ihm war es mehr um das Niederwerfen knechtischer Ehrerbietung zu thun, als um gründliche Gewalt. Einige kleine Könige, die er überwunden hatte, mußten ihm als Sclaven aufwarten, wenn er sich dem Publico zeigte, und eben wegen der Vortheile, die er über diese schwachen Gegner gewonnen, hatte er sich den Namen eines Königs der Könige zugelegt. Dieser lächerliche Titel war es vermuthlich, den der Römer ihm zu geben verschmähte. Von nun an also änderte der Krieg seinen Gegenstand. Mit leichter Mühe wurden des Armeniers Feldherren übern Haufen geworfen, und ihm selbst, der an der Spitze von zweymal hundert und funfzigtausend Mann ins Feld rückte, ging es nicht im mindesten besser. So viel Siege verhießen dem Kriege, der nun schon sieben Jahr gedauert hatte, ein baldiges Ende. Zwar wurde die Führung desselben an feindlicher Seite noch einmal dem Mithridates übertragen. Die Römer bedrängten ihn aber so hart, daß er bald genöthigt ward, sich nach Kleinarmenien zu flüchten. Dorthin wollte Lucullus ihm eben folgen, als Nachricht einlief, daß Glabrio, der im vergangenen Jahre Consul gewesen war, ernannt worden sey, dem Lucullus den Oberbefehl abzunehmen, und daß er zu dem Ende bereits in Asien angekommen. Eine so undankbare Behandlung verdankte Lucullus einigen seiner Soldaten, die, der unaufhörlichen Beschwerlichkeiten müde, und durch aufrührerische Befehlshaber verführt, heimlich ihre Klagen beym Senat eingegeben hatten. Eben daher verließ bey Glabrio's Ankunft das ganze Heer den Lucullus, der zu seinem größten Verdrusse ansehen mußte, wie Mithridates, ihr gemeinschaftlicher Feind, alle seine Macht wieder gewann, und das ganze Königreich Pontus wieder eroberte, während Glabrio,

ohne

ohne einige Neigung ein so stürmisches Commando zu übernehmen, in Bithynien stille saß, und des Feindes Fortschritten müßig zusahe. Dieser aufrührische Geist in Lucullus Truppen und der geringe Eifer, den Glabrio bey dieser Gelegenheit äußerte, veranlaßte den allgemeinen und jetzt erfüllten Wunsch, daß die Führung des Krieges dem Pompejus übertragen werden möchte, der zu dieser Absicht bald nachher in Asien anlangte.

Pompejus hielt es für Pflicht, dem Mithridates zuerst Vergleichsbedingungen vorzuschlagen. Aber dieser Monarch, der sich jetzt von seinen mannigfaltigen und schweren Niederlagen ein wenig erholt hatte, beschloß den Göttern zu vertrauen, die ihn so lange begünstigt hatten. Aus den Trümmern seiner vorigen Heere hatte er eine neue nicht unbeträchtliche Armee zusammen gebracht, und beschloß den Römern nach Armenien zu folgen, wo er ihnen die Zufuhr abzuschneiden hoffte. Da ihm dieses aber mißlang, so mußte er fliehn, nachdem er zuvor alle, die auf seiner Flucht ihm nicht folgen konnten, niedergehauen hatte. Allein Pompejus verfolgte ihn mit äußerster Geschwindigkeit und ereilte ihn ehe er über den Euphrat hatte ziehn können. Es war Nacht; dennoch sahe er sich gezwungen zu schlagen, und da der Mond gerade hinter dem römischen Heere stand, so verlängerte er ihre Schatten so sehr, daß die feindlichen Schützen, dadurch irre geführt, ihre Pfeile auf diese abschossen. Umsonst suchten die asiatischen Soldaten dem Andrang des europäischen Fußvolks zu widerstehn. Umsonst that Mithridates alles, was ein großer und erfahrner Feldherr thun kann, um die Seinigen anzufrischen und ihr Schrecken zu verbannen. Es war ihnen unmöglich den Angriff auszuhalten. Feigheit und Weichlichkeit war, wie noch heutiges Tages, schon

damalen der Charakter östlicher Armeen. So aufs Haupt geschlagen, seines ganzen Heeres beraubt, auf allen Seiten von den Römern eingeschlossen, wagte Mithridates an der Spitze von achthundert tapfern Rittern den verzweifelten Versuch, sich durch den Feind durchzuschlagen, und bewerkstelligte ihn, wiewohl mit dem Verlust fünfhundert seiner Begleiter. Lang war er mit dem Unglück vertraut gewesen, aber seine jetzige Lage war bejammernswürdiger denn jemalen. Verschiedene Tage hintereinander wanderte er trostlos durch die Wälder, die das Land bedeckten, sein Pferd am Zügel führend, sein Leben fristend bloß von den wilden Früchten und Wurzeln, die der Wald ihm darbot. In diesem verlornen Zustande traf er auf dreytausend seiner Krieger, die dem Blutbade entronnen waren, und erreichte unter ihrer Bedeckung eine der Festungen, in welche er die Schätze, die zu Führung des Krieges bestimmt waren, niedergelegt hatte. Von hier aus ersuchte er den Tigranes um Hülfe; aber dieser Fürst war mit Unterdrückung eines Aufstandes, den sein eigner Sohn wider ihn angezettelt hatte, zu sehr beschäftigt, als daß er hätte im Stande seyn sollen, sich um Angelegenheiten eines Fremden zu bekümmern. Noch verzweifelte Mithridates nicht. Er flohe nach Kolchis, einem Staate, der vorher seine Oberherrschaft anerkannt hatte. Und da Pompejus ihn auch hieher verfolgte, unternahm er eine noch grausendere Irrfahrt, ging über den Araxes, wanderte durch die Wüsteneyen der Lazier, sammelte alle Barbaren, die er auf seinem Wege antraf, unter seine Fahne, und verleitete die Scythen, sich wider Rom zu erklären. Ein unbezwinglicher und unversöhnlicher Feind, setzte er seinen Widerstand fort, auch da noch, als seine eigne Familie sich wider ihn verschwor. Obgleich verrathen von seinem Sohne Macharis,

charis, und von seinem Sohn Pharnaces nach dem Leben gestellt, trug er sich doch noch immer mit großen Planen und entwarf im Herzen Asiens einen Einfall in das römische Reich, zu welchem Ende er nach Europa übergehn, mit den rohen Einwohnern Galliens und Germaniens sich vereinigen und gleich Hannibaln durch die Alpen in Italien eindringen wollte; aber seine furchtsamen asiatischen Krieger waren wenig aufgelegt, die großen Absichten ihres Führers zu unterstützen. Da sie von seinem Vorhaben Nachricht erhielten, so erfolgte ein Aufruhr, an dessen Spitze Pharnaces stand, der schon lange nach einer Gelegenheit gedurstet hatte, Pompejus Gunst durch einen Vatermord zu gewinnen.

Gezwungen, vor der Wuth seines Heeres in seinen Palast zu flüchten, schickte Mithridates zu seinem Sohne und ließ ihn um einen freyen Abzug bitten, wogegen er ihm alles, was von seinem gescheiterten Glück ihm noch übrig war, und seine Ansprüche auf die Herrschaften, deren ihn die Römer beraubt hatten, anbot. Pharnaces, der wohl wußte, daß sein Vater ihm nichts anböte, als was er ihm nicht länger vorenthalten könne, beantwortete diesen Antrag nicht, sondern wandte sich mit finsterm Blicke zu dem Sclaven, der ihm die Botschaft brachte, und hieß ihn seinem Vater sagen, daß der Tod das einzige sey, das für ihn übrig wäre. So viel unnatürliche Grausamkeit von Seiten eines Kindes zerriß das Herz des unglückseligen Monarchen mit neuen Widerhaken; er brach in laute Klagen und Verwünschungen aus und flehte zu den Göttern, daß seinem unnatürlichen Sohn einstens von seinen eignen Kindern mit gleichem Maße möge gemessen werden. Dann verließ er das Zimmer, in dem er eine Zeitlang einsam in seiner Verzweiflung geschwelget hatte, und begab sich zu seinen

nen Weibern, Kindern und Hausgenossen. Diese hieß er sich zum Tode anschicken, wofern sie gesonnen wären, der schmachvollen römischen Gefangenschaft zu entrinnen. Alle waren es zufrieden, mit ihrem Könige zu sterben. Bereitwillig nahmen sie den Gift, den er in Bereitschaft hielt, von seinen Händen an, und gaben vor seinen Augen den Geist auf. Mithridates selbst hatte seinen Körper zu Gegengiften so gewöhnt, daß der Gift nur wenig auf ihn wirkte, daher er sein Schwert zog, um mit diesem sich eines elenden Lebens zu entledigen. Da aber auch dies ihm mißlang, leistete ein gallischer Soldat, Namens Bitäus, ihm diesen Dienst. So starb Mithridates, von seinem Sohne verrathen, und verlassen von einem Heere, das sich vor der Größe seiner Unternehmungen entsetzte. Sein Glück war abwechselnd, aber sein Muth war immer derselbe. Fünf und zwanzig Jahre hatte er sich den Römern widersetzt, und wiewohl er oft von seinen Feldherren, seinen Weibern und andern verrathen wurde, so fand er dennoch unaufhörlich neue Hülfsquellen gegen seinen Feind, und war ihm fürchterlich bis zum letzten Pulsschlag seines Lebens.

Mittlerweile verfolgte Pompejus sorgfältig seine Vortheile über den Tigranes. Auch dieser Monarch hatte nicht bloß mit den Römern allein, sondern auch mit seinen drey Söhnen zu thun, die alle zugleich wider ihn aufgestanden waren. Ihrer zween bemächtigte er sich und ließ sie hinrichten. Aber bald nachher sah er sich gezwungen, sich dem Pompejus zu ergeben. Sein noch übriger Sohn, der ins römische Lager geflohen war, that alles was er vermochte, um eine Aussöhnung zu verhüten. Aber Pompejus schalt seinen unnatürlichen Groll, behandelte den alten König mit großer Leutseligkeit, und gab ihm den größten

Theil

Theil seiner Herrschaften wieder; nur seiner Eroberungen beraubte er ihn und büßte ihn zur Ersetzung der Kriegskosten um sechstausend Talente. Sein Sohn, der nicht aufhörte, dem Vater zu drohen und nach dem Leben zu stellen, ward in Sicherheit gebracht, um zu des Ueberwinders Triumph aufbehalten zu werden.

Hinfort vermochte nichts dem Lauf von Pompejus siegreichen Waffen zu widerstehen. Er zog über das ungeheure Gebirge Taurus und setzte Könige nach Willkühr ein und ab. Darius, König von Medien, und Antiochus, König von Syrien, mußten sich ihm unterwerfen. Phraates, König von Parthien, mußte weichen und ihn um Friede bitten. Dann bekriegte er die Thuräer und Araber, und verwandelte ganz Syrien und Pontus in römische Provinzen. Nun wandte er sich wider Judäa, wo er den Aristobulus, der seinen Bruder Hircanus des Priesterthums beraubt hatte, vor seinen Richterstuhl forderte. Aber Aristobulus hatte den Tempel von Jerusalem befestigt, und weigerte sich zu kommen. Dieser ehrwürdige Ort, der so der Tummelplatz einer Besatzung ward, war von Natur ziemlich fest, und hielt sich drey Monden, nach deren Verlauf er mit Sturm eingenommen und zwölftausend seiner Vertheidiger niedergehauen wurden. Pompejus betrat das Heiligthum mit einer Mischung von Bangigkeit und Kühnheit. Mit rascher Neugier drang er in das Heilige des Heiligen, und entblödete sich nicht, Dinge anzuschauen, deren Anblick jedem andern, als den Priestern untersaget war. Nichts destoweniger bezeugte er so viele Ehrfurcht für diesen Ort, daß er nichts von den großen Schätzen antastete, die daselbst niedergelegt waren. Hircanus gab er Priesterthum und Regierung wieder. Aristobulus nahm er mit sich,

um

um seinen Triumph zu schmücken, und dieser Triumph, der zwey Tage dauerte, war der prachtvolleste, welchen das staunende Rom bisher zu seinen Thoren hatte einziehn sehn. Funfzehn eroberte Königreiche, achthundert eingenommene Städte, neun und zwanzig wieder bevölkerte Ortschaften, tausend bezwungene Kastele wurden in demselben namentlich aufgeführt. Unzählige Gefangene geleiteten den Siegeszug; unter ihnen war Tigranes Sohn, Aristobulus, der Jude, Mithridates Schwester, die Geißeln der Albaner und Iberer, und der König von Komagena. Die heimgebrachten Schätze beliefen sich auf vier und zwanzig Millionen unsers Geldes, und der Glanz der Trophäen und des ganzen schimmernden Gepränges war so blendend, daß die Zuschauer in der prachtvollen Verschwendung wie verloren schienen. Alle diese Siege dienten jedoch mehr Roms Ruhm als seine wirkliche Macht zu vermehren, sie machten dieselbe bloß zu einem nur noch lockernden Ziele des Ehrgeitzes und stellten seine Freyheiten größeren Gefahren bloß. Diesen Freyheiten drohete in der That von allen Seiten der Untergang, und selbst während Pompejus auswärts die Schrecken des römischen Namens verbreitete, taumelte der Staat durch eine einheimische Verschwörung an den Rand des Unterganges.

Der Stifter dieser merkwürdigen Verschwörung war Sergius Catilina, ein geborner Patricier, der auf den Trümmern des Vaterlandes seine Macht zu gründen dachte. Natur und Kunst hatten diesen Mann ganz eigentlich zum Rädelsführer einer Verschwörung ausgestattet; er besaß einen Muth, der den verwegensten Unternehmungen gewachsen war, und eine Beredsamkeit, die seinem Ehrgeitz jede Farbe zu geben vermochte; sein Vermögen war zu Grunde gerichtet, seine Lebensart äußerst ausschweifend; seine

Wach-

Wachsamkeit in Durchsetzung seiner Absichten unermüdbar; sein Durst nach Reichthümern, die er in strafbaren Genüssen wieder verschwenden könnte, unersättlich. Mit einem Wort, er war, wie ihn Salustius beschreibet, im Besitz der widersprechendsten Eigenschaften; unmäßig bis zur Ausschweifung, und wiederum arbeitsam zum Erstaunen; ernsthaft bey den Tugendhaften, ausgelassen mit den Muntern; so daß die Lasterhaften aus Zuneigung seine Freunde waren, und selbst manche Rechtschaffene durch die scheinbaren Tugenden, die er zu erheucheln wußte, für ihn eingenommen wurden. Auf die Länge konnte sein wahrer Character jedoch zu Rom kein Geheimniß bleiben; man beschuldigte ihn, daß er eine Vestalin entführt habe; man hatte ihn in Verdacht, daß er seinen eignen Sohn zu Befriedigung seiner Leidenschaft ermordet habe; und man wußte mit Gewißheit, daß er in der Syllaischen Achterklärung seinen eignen Bruder getödtet hatte, um dem Tyrannen den Hof zu machen.

Da dieser Mensch durch die Verschwendungen eines lüderlichen Lebens in schwere Schulden gerathen war, so beschloß er sich ihrer durch noch so unerlaubte Mittel zu entbürden. Sein erster Versuch war, daß er sich ums Consulat bewarb. In diesem Posten hoffte er seine Provinz plündern, und so seinen verzweifelten Glücksumständen wieder aufhelfen zu können. Aber seine Absicht schlug ihm fehl. Sein von Natur hitziges Gemüth gerieth darüber so in Aufruhr, daß er augenblicklich mit Piso und einigen andern gleich ihm zu Grund gerichteten Menschen den Plan entwarf, die jüngstgewählten Consuln nebst einer Anzahl Senatoren umzubringen, und die Regierung unter einander zu theilen. Der Plan ward jedoch entdeckt, ehe er zur Ausführung reif ward, und der Senat trug Sorge, letzterer vorzubeugen. Nach einiger

niger Zeit bewarb sich Catilina von neuem um das Consulat, ward aber auch diesmal hintenangesetzt, und der große Cicero, von dem wir in der Folge reden werden, ihm vorgezogen. Ergrimmt über diese wiederholten Kränkungen, athmete er nichts denn Rache. Sein Vorhaben, im Fall er das Consulat und mit demselben den Oberbefehl der Kriegsheere erhalten hätte, war gewesen, sein Vaterland zu unterjochen und allein zu herrschen. Jetzt erlaubte jene Ungeduld, die ihm natürlich war, und durch die Vereitlung seiner Entwürfe noch mehr angefeuert wurde, ihm nicht länger, auf das Reifwerden seiner Plane zu warten. Ohne die Mittel in Händen zu haben, die einem solchen Werk gewachsen waren, faßte er den tollen Entschluß, das Reich an sich zu raffen.

Noch waren manche von denen, die an der ehemaligen Verschwörung des Piso Theil genommen hatten, seinem Interesse ergeben. Er versammelte ihrer etwa dreyßig, unterrichtete sie von seinen Absichten und Hoffnungen, entwarf einen Operationsplan und bestimmte den Tag zur Ausführung. Es ward verabredet, daß ganz Italien in Aufruhr gerüttelt werden sollte, zu welchem Ende die einzelnen Provinzen der Aufwieglung einzelner Theilnehmer übertragen wurden. Rom sollte zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten in Brand gesteckt werden, und Catilina an der Spitze eines in Etrurien aufgebrachten Heeres in der allgemeinen Verwirrung sich der Stadt bemächtigen, und alle Senatoren niedermetzeln. Lentulus, einer der Mitverschwornen, der Prätor und Richter in der Stadt gewesen war, sollte in ihren Versammlungen, Cethegus, der den Besitz gegenwärtiger großer Gewalt der Hoffnung, sich an Cicero rächen zu dürfen, aufopferte, bey dem Blutbade, und Cäsius bey der Mordbrennerey den Vorsitz führen. Da aber Ciceros

Wach-

Wachsamkeit ihren Entwürfen vorzüglich im Wege war, so wünschte Catilina ihn noch vor seiner Abreise aus Rom aus dem Wege geräumt zu sehn; da denn zwey Ritter aus der Gesellschaft sich erboten, folgendes Tages früh unterm Vorwande eines dringenden Geschäftes sich bey ihm einzudrängen, und ihn in seinem Bette zu tödten. Allein kaum war die Versammlung auseinander gegangen, als Cicero von allem, was in ihr vorgefallen war, Nachricht erhielt. Dies geschah durch die Intriguen einer gewissen Fulvia, welche ihren Liebhaber Curius, einen der Mitverschwornen, bewegte, für Cicero von allen ihren Berathschlagungen einen ausführlichen Bericht aufzusetzen. Nachdem dieser zuvörderst wider die Angriffe der beyden Mörder, die nicht ermangelten, sich zur bestimmten Zeit einzufinden, die nöthigen Anstalten getroffen hatte, eilte er die Stadt zu sichern, versammelte den Senat, und fragte was in dieser Lage zu thun sey. Man beschloß zuvörderst, durch Ausbietung einer beträchtlichen Belohnung nähere Entdeckungen heraus zu locken, und dann die nöthigen Maßregeln zu verabreden. Seiner Fähigkeit, jedes Verbrechen abzuläugnen oder zu rechtfertigen, vertrauend, erschien Catilina kühnlich im Senat, betheuerte seine Unschuld, und erbot sich, Bürgschaft für seine Aufführung zu leisten. Diese Erklärung nebst der scheinbaren Demuth, womit sie vorgebracht wurde, gewannen ihm manchen römischen Senator. Aber ergrimmt über so viel Unverschämtheit stand Cicero auf, und statt das Geschäft des Tages fortzusetzen, wandte er sich an Catilina und ergoß sich in die heftigsten Schmachreden wider ihn. Noch jetzt ist die Rede vorhanden, worin er mit allem Feuer der zürnenden Beredsamkeit Catilina's ganzes Lasterleben, und dann die

die Umstände seiner gegenwärtigen Verrätherey offen darlegte.

Als Cicero sich gesetzt hatte, stand Catilina wieder auf, und beschwor den Senat mit erheuchelter Demuth und wohlstudirter Verstellung, keinen eitlen Gerüchten in Hinsicht seiner Gehör zu geben, noch zu glauben, daß ein Mann von seinem Range, dessen Vorfahren und Dienstleistungen eher Lob als Tadel verdienten, sich solcher Niederträchtigkeiten schuldig machen könne. Schon wollte er fortfahren sich zu vertheidigen, schon begann er wider den berühmten Mann, der wider ihn aufgestanden war, besonders wider die Dunkelheit seines Herkommens stachelichte Anmerkungen fliegen zu lassen, als der Senat ihm ein Stillschweigen auferlegte. Unfähig sich länger zu halten, rief er hierauf mit lauter Stimme, da ihm das Recht sich zu verantworten verweigert würde, und seine Feinde ihn so unverzeihlich drängten, so wollte er die Flamme, die über ihm zusammen schlüge, auslöschen, sollte auch das ganze Reich darüber zu Trümmern gehn. Ungestüm stürmte er dann zur Versammlung hinaus, allen, die sich ihm widersetzen würden, den Untergang drohend. Kaum war er in sein Haus zurückgekommen, und hatte über das Vorgefallne angefangen nachzudenken, als er wahrnahm, daß es jetzt zu spät sey, länger zu heucheln; entschlossen daher zum Werk zu schreiten, ehe der Staat gefaßt wäre sich ihm zu widersetzen, pflog er noch eine kurze Unterredung mit Lentulus und Cethegus, und verließ die Hauptstadt noch in derselben Nacht, um nach Hetrurien zu eilen, wo Manilius, der Verschwornen einer, ein Heer zu seinem Beystande anwarb.

Mittlerweile ergriff Cicero die nöthigen Maßregeln, um sich der zurückgebliebenen Verschwornen zu ver-

versichern, und bewegte das Volk, durch die Stärke seiner Beredsamkeit, seine Absichten zu unterstützen. Lentulus, Cethegus, Cäsius, und verschiedne andre, wurden in Verwahrung gebracht, und im Senat ward erwogen, was mit den Gefangnen anzufangen sey. Die hauptsächlichsten Zeugen wider sie waren die Gesandten der Allobroger, eines rohen Volks, das in dem heutigen Dauphine' und Savoyen wohnte; diese erklärten, daß die Verschwornen sie auf den Fall, daß es zum Kriege käme, um eine Schaar Reiter angesprochen; daß sie aber, die Absichten dieser Leute ahndend, den Antrag abgelehnt hätten; zur Erhärtung ihrer Aussage wiesen sie die Briefe vor, die Lentulus ihnen in dieser Absicht geschrieben und mit seinem eignen Siegel bezeichnet hatte.

Hierauf erhub sich ein großer Wortwechsel über die Bestrafung der Gefangnen; ein eben so kitzlicher als wichtiger Punkt. Eines Theils waren Todesstrafen in Rom selten und verhaßt; andern Theils erforderten die Verbrechen dieser Leute eine schleunige und exemplarische Strafe. Silanus, der für das künftige Jahr zum Consul war ernannt worden, war der Meinung, sie müßten mit dem Tode bestraft werden, und alle, die nach ihm stimmten, pflichteten ihm bey, bis die Reihe des Stimmens an Julius Cäsar kam. Dieser außerordentliche Mann, welcher für das folgende Jahr zum Prätor war ernannt worden, hatte vom Anfange seines öffentlichen Lebens an, sich einen Pfad zur Oberherrschaft ausgezeichnet. Jetzt glaubte er, daß es ihm beym Volke nicht schaden würde, wenn er bey dieser Gelegenheit das Licht seiner Leutseligkeit leuchten ließe. Einige sind sogar der Meinung, daß er die Verschwörung heimlich begünstigt, und bloß ihren ersten Erfolg habe abwarten wollen, um sich an ihre Spitze zu stellen. In einer

zier-

zierlichen und sorgfältig ausgearbeiteten Rede, (denn unter allen damaligen Römern übertraf ihn keiner als Cicero) bemerkte er, daß diejenigen, welche für den Tod der Verschwornen stimmten, in der That der milderen Meinung wären, indem der Tod, der Tröster der Elenden, jenseit seiner kein Gefühl des Guten oder Bösen übrig ließe. Die Abscheulichkeit des gegenwärtigen Verbrechens, sagte er, möchte freylich jede Strenge rechtfertigen; aber in einem Freystaat, wo die Gewalt zuweilen in schlimme Hände falle, sey das Beyspiel gefährlich; wiewohl von einem Consul wie Cicero keine Gefahr zu besorgen wäre, so könne doch Niemand sagen, wie nahe zu andrer Zeit und unter andern Consuln die Gerechtigkeit an Grausamkeit streifen möchte; er seinerseits sey daher der Meinung, daß die Verschwornen zu immerwährendem Gefängniß verdammt werden möchten. Dieser Vortrag, der mit aller Kunst des vollendeten Redners vorgebracht wurde, schien großen Eindruck auf die Versammlung zu machen. Silanus begann die Strenge seines vorigen Urtheils zu entschuldigen und zu mildern, und selbst die Freunde des Consuls waren beynahe überzeugt, als Porcius Cato endlich aufstand. Nie konnten zwey Charactere verschiedner seyn, als dieses Mannes und des letzten Redners seiner. Cäsar war milde, freundlich, einschmeichelnd; Cato streng, entscheidend, gebieterisch. Cäsar liebte sein Vaterland, in Hoffnung, es eines Tages zu regieren; Cato liebte es mehr denn alle Länder, weil er es für freyer denn andre Länder hielt; jenem waren jede, auch die unerlaubtesten Mittel willkommen, wenn er seine Absichten nur durch sie erreichen konnte; der andre kannte nur ein Ziel, die allererhabenste Gerechtigkeit, zu der er nur durch Einen Weg, durch unbiegsame Tugend zu gelangen eiferte.

In

In der That fingen die Meinungen der griechischen Philosophen in diesen Tagen bereits an, die Gesinnungen der großen Männer des Zeitalters zu stimmen. Cäsar war Anhänger Epikurs, Cato war ein strenger Stoiker. Dem zufolge schilderte er Cicero anfangs als den Mann, der er wirklich war, einen Mann, geschmückt mit beynahe jeder Tugend, die seiner eignen Glückseligkeit zuträglich sey, und mit allen Talenten, die das Glück von andern gründen könnten. Zunächst bezeugte er seine Verwunderung, wie über die Bestrafung von Männern, die dem Staate offenbaren Krieg angekündigt hatten, nur der geringste Wortwechsel habe entstehen können. Er seinerseits habe sich nie die leisesten Abweichungen des Herzens verzeihen können, unmöglich sey ihm daher auch, die schreyenden Gewaltthaten anderer zu verzeihen; es gelte hier nicht bloß dem Schicksal der Gefangenen, sondern dem Schicksal von Katilina's ganzem Heer, dessen Aufmunterung oder Entmuthigung von der größern oder geringern Nachdrücklichkeit in den Maßregeln des Senates abhinge. Da die Verbrecher nun nicht nur durch Zeugnisse überzeugt wären, sondern ihr Verbrechen auch eingestanden hätten, so sey er der Meinung, daß sie der Sitte der Väter in ähnlichen Fällen zufolge, sogleich vom Leben zum Tode gebracht werden sollten. Seine Rede erhielt durch eine zweyte noch nachdrücklichere von Seiten Ciceros ein neues Gewicht, und die Ueberzeugungskraft der letzten war so siegend, daß sie dem fernern Wortwechsel ein Ende machte. Der Tod der Verschwornen ward beschlossen, und kaum war er es geworden, als Cicero ihn auszuführen beschloß, damit die herannahende Nacht nicht neue Unruhen veranlasse. Lentulus, Cethegus und die übrigen wurden daher ein jeder aus seinem Verwahrsam heraus geführt, und von den vornehmsten

sten Obrigkeiten dem Henker ausgeliefert, der sie unverzüglich im Gefängniß erdrosselte.

Mittlerweile hatte Catilina ein Heer von zwölftausend Mann gesammelt, deren jedoch kaum der vierte Theil vollständig gerüstet war; die übrigen führten Schleudern, Lanzen, Knittel, und was der Zufall ihnen sonst für Waffen darbot. Voll Vertrauen auf die innere Stärke der Verschwörung weigerte er sich anfangs, die Sclaven, die seinen Fahnen schaarenweise zuströmten, aufzunehmen; als aber der Consul sich ihm näherte und Nachricht einging, daß seine Mitverschwornen dahin seyen, gewannen seine Angelegenheiten eine ganz andere Gestalt. Durch gewaltsame Märsche suchte er anfangs über die Apenninen in Gallien zu entfliehn, aber es mißlang ihm, indem Metellus alle Pässe mit einem Heere besetzt hatte, das dem seinigen überlegen war. So auf allen Seiten eingeschlossen, an jeder fernern Rettung verzweifelnd, nichts ihm übrig sehend, als zu siegen oder zu sterben, beschloß er, seinen Verfolgern muthig die Stirne zu bieten. Consul Antonius war krank und hatte den Oberbefehl seinem Legaten Petrejus übertragen, der nach einem langen und hartnäckigen Gefecht, in welchem er den beträchtlichsten Theil seiner besten Krieger verlor, Catilina und sein ganzes Heer vertilgte, die wie Verzweifelte bis auf den letzten Mann fochten. Alle fielen in den Gliedern, darin sie lebend gestanden waren; wie beseelt von ihres Anführers Geist kämpften sie, nicht um zu siegen, sondern um ihr Leben theuer zu verkaufen, und um ihren eignen Untergang durch den Jammer der Republik zu rächen. Nachdem der Senat von dieser drohendsten aller Gefahren sich solcher Gestalt befreyet fand, bezeugte er seinem Erretter Cicero seine Erkenntlichkeit auf die ehrenvollste Weise. Oeffentliche Danksagungen wurden

ihm

ihm vom Senate zuerkannt, und auf Cato's Vorstellungen erhielt er den Namen eines Vaters des Vaterlandes; Ehrenbezeugungen, deren Gerechtigkeit das Volk durch laute Zurufungen bestätigte.

Die Verschwörung war erstickt und dem Ehrgeitz der großen Männer im Staate nun wieder ein offener Tummelplatz geöffnet. Pompejus kehrte triumphirend von der Eroberung Asiens zurück, gleichwie er vorhin über Europa und Afrika triumphirt hatte. Aller Auge lenkte sich auf ihn, als den, der der Mächtigste im Staat, und im Stande war, ihn nach Gefallen zu regieren. Sein ausnehmendes Kriegsglück hatte ihm den Namen des Großen erworben, und dieser Titel schien ihm mehr Vergnügen zu machen, als das Bewußtseyn ihn zu verdienen. Er war dasjenige, was sein Ehrgeiz beabsichtigt hatte. Begieriger der Erste als der Einzige in seinem Vaterlande zu seyn, lüsterner nach süßem Lobe als nach blindem Gehorsam, hatte er es oft in seiner Macht, sich durch Gewalt zum Herrn des gemeinen Wesens aufzuwerfen, aber er scheuete sich entweder vor den Beschwerden der Alleinherrschaft, oder erwartete beständig, das als ein freyes Geschenk zu empfangen, was er durch Gewalt zu erzwingen nicht Lust hatte. Seine Talente waren mehr schimmernd als tief und gründlich. Verstellung war das Meisterrad seiner Politik. Ein besserer Krieger als Staatsmann ward er im Auslande angebetet, und gewann im Lager jede Huldigung, die ihm daheim verweigert wurde.

Um den Einrichtungen, die er in Asien getroffen hatte, rechtskräftige Form und seinen tapfern Kriegern einen angemessenen Theil an den eroberten Ländereyen zu verschaffen, bemühte er sich nach seiner Rückkunft, die Wahl der beyden Consuln zu lenken. Aber dies mißlang ihm völlig. Der Senat, der seine

Macht zu fühlen und zu fürchten anfing, wünschte sie durch jede Widersetzlichkeit zu schwächen. Die neuen Consuln widerstanden ihm bey aller Gelegenheit und wurden von allen unterstützt, die nicht eingestandne Anhänger von ihm waren. Der Tribun Flavius, ein eifriger Beförderer des vorgeschlagenen Gesetzes, gereitzt durch seine Verzögerung, und aufgemuntert durch Pompejus Ansehn, hatte die Kühnheit, den Consul Metellus ins Gefängniß zu schicken, und als der ganze Senat ihm folgte und zugleich mit ihm ins Gefängniß gehen wollte, schob der Tribun seinen Stuhl gegen die Thür, um sie zurück zu halten. Dem Volke mißfiel aber diese Gewaltthätigkeit so sehr, daß Pompejus fürs rathsamste hielt, den Tribun zu entfernen und den Consul loszugeben. Dieser kecke Widerstand zeigte ihm, daß sein Einfluß allein nicht hinreiche das gemeine Wesen zu regieren, sondern daß er einige der mächtigsten im Staat nicht als Mitgenossen, die seine Macht theilen, sondern als Werkzeuge, die sie stützen sollten, in seinen Vortheil ziehen müsse.

Crassus war, wie wir schon oben bemerkt haben, der reichste Mann im Staat, und besaß nach Pompejus das größte Ansehen. Seine Parthey im Senat war sogar stärker wie jenes, indem man ihn weniger fürchtete und neidete. Lange waren er und Pompejus, vermöge der Verschiedenheit ihrer Charactere und ihres Interesses, Nebenbuhler gewesen, und eben von der Fortdauer dieser wechselseitigen Eifersucht schien die künftige Sicherheit des Staates abzuhängen. In dieser Lage der Dinge beschloß Julius Cäsar, der neulich als Prätor nach Spanien gegangen und mit großem Ruhm und Reichthümern zurückgekommen war, ihre wechselseitige Eifersucht zu seinem Vortheil zu nützen. Dieser berühmte Mann

war

war ein Neffe Marius von mütterlicher Seite, und von einer der edelsten Familien Roms entsprossen. Schon hatte er die verschiedenen Stufen des Dienstes durchwandert, war Quästor, Aedil, oberster Pontifex und Prätor in Spanien gewesen. Als Abkömmling von Männern, die sich von jeher als Volksfreunde ausgezeichnet hatten, ward auch er ein warmer Vertheidiger der Volksparthey, und bewirkte bald nach Sylla's Tode die Zurückrufung derer, die verbannt gewesen waren. Standhaft unterstützte er den Pöbel gegen den Senat, und ward solchergestalt bald dessen Abgott. Ausführliche Nachrichten, die er von allem, was in Rom vorging, in Spanien erhielt, bestimmten ihn, aufs schleunigste in sein Vaterland zurückzukehren. Seine Dienste in diesem Lande hatten einen Triumph verdient, und sein Ehrgeitz strebte nach dem Consulat. Dennoch erlaubte das Gesetz ihm nicht, beyde zugleich zu genießen. Um das Consulat zu erhalten, mußte er in die Stadt kommen, und kam er in die Stadt, so war er des Triumphs unfähig. In diesem Dilemm beschloß er, gründliche Macht einem eiteln Gepränge vorzuziehen und sich um das Consulat zu bewerben. Zugleich beschloß er, die Wiederaussöhnung der beyden mächtigsten Männer im Staat zu bewirken, und sich dadurch beyde zu verpflichten. Voll dieses mißlichen Entwurfes bewarb er sich zuerst um Pompejus Freundschaft, bot ihm seine Dienste an, und versprach, trotz dem Widerstande des Senats, allen seinen asiatischen Verhandlungen die gesetzliche Sanction zu verschaffen. Pompejus, erfreut über die Eroberung eines Mannes von so großen Verdiensten, versicherte ihn bereitwilligst seines Zutrauens und seines Schutzes. Jetzt wandte sich Cäsar an Crassus; dieser war durch alte Verbindungen schon so zu seinem Vortheil gestimmt, wie ers wünschte, und

da er weder den einen noch den andern einer Aussöhnung sonderlich abgeneigt fand, so brachte er beyde gelegentlich zusammen, erwies ihnen die Nützlichkeit und die Nothwendigkeit sich mit einander zu vertragen, und beredete sie ohne viele Mühe, allen vorigen Unwillen aufzugeben. Nun verbanden sich diese drey Männer durch die heiligsten Betheurungen, daß durchaus nichts im Staate ohne ihre Mitwirkung und ohne ihre Beystimmung gethan werden sollte. Und so entstand das erste sogenannte Triumvirat, eine ganz neue Macht in der Staatsverfassung, die weder mit des Senats noch des Volks seiner einerley war, vielmehr beyde begriff und verschlang; eine Macht, die jedoch zu sehr von der sorgsamsten Verschmelzung streitender Interessen abhing, als daß sie lange von Bestand hätte seyn können, wie sie denn auch wirklich bald nachher von der militärischen Gewalt, die Zerstörerin auch des letzten Schattens von Freyheit, verschlungen wurde.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vom Anfange des ersten Triumvirats bis zum Tode Pompejus.

Das Gemeinwesen konnte in dieser Periode als ein Ganzes betrachtet werden, das aus drey verschiedenen Körpern besteht, deren jeder einem besondern Interesse diente. Das Triumvirat strebte nach der höchsten Gewalt und beeiferte sich, durch Demüthigung des Senats und Gewinnung des Volks seinen Einfluß immer

mer weiter auszubreiten. Der Senat, gleich besorgt vor den drey Gewalthabern, die ihn drängten, und vor dem Volk, das sich ihm widersetzte, besaß eine Art von mittlerm Interesse zwischen beyden; er zerarbeitete sich, die aristokratische Regierungsform, die Sylla eingeführt hatte, wieder herzustellen, und gab diesen Anstrengungen den Namen der Freyheitsliebe. Das Volk suchte dieser Anmaßungen sich möglichst zu erwehren, und indem es blos für die vermeintlichen Eingriffe des Senats in seine Rechte Sinn hatte, überließ es sich blindlings der Leitung der Triumvirn, deren Verheißungen blendend und deren Vorspiegelungen scheinbar waren.

Cäsars erster Versuch nach Stiftung des Triumvirates war, daß er sich des Einflusses seiner Verbundenen zur Erhaltnng des Consulats bediente. Noch hatte der Senat einigen übrigen Einfluß, und wiewohl er Cäsars Wahl nicht hindern konnte, so gab er ihm doch einen gewissen Bibulus zum Gehülfen, von dem er hoffte, daß er jenem die Spitze bieten würde; aber dazu wären auch überlegenere Fähigkeiten nicht vermögend gewesen, und Bibulus versank nach einigen schwachen Versuchen zu Gunsten des Senates für den Rest des Jahrs in gänzliche Unthätigkeit. Nicht so Cäsar. Unabläßig buhlte er um die Gunst des Volks, um vermittelst seiner sich zur Alleingewalt den Weg zu bahnen. Er brachte ein Gesetz in Vorschlag, vermöge dessen gewisse Ländereyen in Campanien unter arme Bürger, die wenigstens drey Kinder hätten, vertheilt werden sollten. Dieser Vorschlag war an sich billig genug, und nur die Absichten seines Urhebers machten ihn strafbar. Der Senat aber, entschlossen, Cäsarn in allen seinen Planen zu durchkreuzen, that es auch in diesem, und gewann nichts dadurch, als daß er das Volk nur noch heftiger wi-

der

der sich erbitterte. Mit Gewalt trieb die Menge ihn von dem Versammlungsorte fort. Cato und Bibulus, die eifrigsten Bestreiter des Gesetzes, sahen sich gezwungen die Stadt zu räumen, und die noch übrigen Senatoren mußten eidlich angeloben, daß sie es bestätigen und halten wollten. Crassus und Pompejus, Opfer der Verschlagenheit ihres Mitverbündeten, unterstützten das Gesetz mit aller ihrer Thätigkeit und allem ihren Einfluß. Jener erklärte öffentlich, daß, wenn jemand, wie er erfahren hätte, das Schwert wider das Gesetz zücken würde, er kein Bedenken trage, zur Vertheidigung desselben der Erste den Schild zu erheben. Durch dies Betragen verlor er allen vorigen Einfluß im Senat, während die Popularität eines Gesetzes, das Cäsar vorgeschlagen hatte, diesem allein anheim fiel. Von der Zeit an handelte er vollends ohne alle Theilnehmung seines Gehülfen, so daß das Consulat, als welches lediglich von einem einzigen verwaltet wurde, spottweise das Consulat des Julius und des Cäsars genannt wurde.

Nachdem sich Cäsar beym Volk eingeschmeichelt hatte, bemühte er sich auch die Gunst der Ritter zu erwerben, eines nicht weniger mächtigen Reichsstandes. Seit vielen Jahren waren die Ritter die Pächter oder Verwalter der Staatseinkünfte gewesen, und hatten mittelst dieses Gewerbes ungeheure Reichthümer erworben. Dennoch beklagten sie sich jetzt, daß es ihnen unmöglich sey, die verglichenen Summen in den Schatz zu liefern, und Cäsar brachte es trotz alles Widerstandes des Senates dahin, daß ihnen ein Drittheil ihrer Rückstände erlassen wurde. So wußte dieser schlaue Mann sein Ansehen unter den niedern Ständen zu befördern, während er, um den Pompejus immer enger an sich zu knüpfen, ihm seine Tochter Julia zur Ehe gab, ein Wesen, das alle erforderliche Eigenschaften

Digitized by Google

ten besaß, um ihrem Verbündnisse eine unzerstörbare Festigkeit zu geben.

Unerschütterlich schien jetzt das Triumvirat gegründet, und es kam nur noch darauf an, wie die auswärtigen Reichsprovinzen unter die drey Gewalthaber vertheilt werden sollten. Folgende Eintheilung ward beliebet. Pompejus wählte Spanien zu seinem Antheil; des Eroberns müde und mit kriegerischem Ruhm gesättigt, erkohr er diese wichtige Provinz, die er von seinem Legaten konnte regieren lassen, um während der Zeit in Rom seinen Vergnügungen zu leben. Crassus erwählte Syrien, ein Land, das bisher noch immer seine Eroberer bereichert hatte, und von welchem er daher auch für seine Lieblingsleidenschaft Befriedigung hoffte. Cäsarn fielen die Gallischen Provinzen anheim, bewohnt von rohen und mächtigen Völkerschaften, deren einige noch gar nicht, andere nur noch dem Namen nach unterjocht waren. In Hinsicht dessen nun, daß er diese Provinzen erst erobern müßte, ehe er ihnen befehlen könnte, ward ihm die Statthalterschaft über dieselben auf fünf Jahre übergeben, damit er durch die Dauer seiner Würde für das Gefährliche derselben einigermaßen entschädiget würde. Nachdem die Gewalthaber solchergestalt das Reich unter sich getheilt hatten, rüstete sich ein jeder zu seiner Bestimmung abzugehn. Nur Cäsarn stand noch ein Mann im Wege, den er vor seiner Abreise zu entfernen wünschte. Dieser war Cicero, der, wie wir gesehen haben, durch Klugheit und Beredsamkeit die Verschwörung des Catilina erstickt hatte, und fortfuhr mit eifersüchtigem Auge über die Freyheit seines Vaterlandes zu wachen. Dieser große Redner und Staatsmann, oder um ihn noch würdiger zu bezeichnen, dieser echte Weltweise, hatte sich von einem ziemlich dunkeln Ursprunge zu den ersten Staatswürden

den emporgeſchwungen. Er beſaß alle Klugheit, die den Staatsmann, und alle Tugenden, die den Menſchen ſchmücken. Jedoch überſahe ſeine Weisheit, während ſie einen zu weiten Kreis zu durchſchauen ſtrebte, nicht ſelten jene Vortheile, die der kurzſichtigen Verſchlagenheit nicht zu entrinnen pflegen; und ſeine Tugenden gewannen durch die Lobpreiſungen, die ihnen von andern zugeſpendet wurden, und welche zu verdienen ſein Selbſtgefühl ihm zuſagte, einen Anſtrich von Eitelkeit. Ueberhaupt machte auch dieſer große Mann ſich eines Fehlers ſchuldig, welcher bey Männern von ſeltenen Fähigkeiten nicht ungewöhnlich iſt; des Verlangens, unvereinbare Eigenſchaften in ſich zu vereinigen, welches auf ſeine Handlungen nicht ſelten ein lächerliches Licht warf. Während er zum Beyſpiel der erſte Redner im Staat zu werden ſich beeiferte, befliß er ſich mit gleicher Emſigkeit, auch für deſſen witzigſten Spaßmacher gehalten zu werden. Während er andere die Eitelkeit verachten lehrte, bewarb er ſich ernſtlich um die Ehre eines Triumphes, welche zu verdienen er jedoch gar nichts gethan hatte. Wiewohl kein Menſch das Verderbniß des Staats lebendiger einſahe als er, ſo hoffte er dennoch ein ſo verderbtes Gemeinweſen ohne Ränke zu regieren. Wiewohl er jeden, mit dem er umging, durchſchauete, ließ er ſich doch lieber von manchen mißbrauchen, als daß er von der Geradheit ſeines Pfades hätte abweichen ſollen. Es war daher kein Wunder, wenn Cäſar einen ſolchen Mann, einen Mann, der ihm in jeder Abſicht ſo ungleich war, vom Staat zu entfernen wünſchte. Um dies zu bewerkſtelligen, zog er den Publius Clodius an ſich, einen gebornen Patricier, von lüderlicher Lebensart, großer Popularität und eingewurzelter Feindſchaft wider Cicero. Letztere rührte theils von der Unverträglichkeit ihrer Charactere her,

theils

theils von dem Umstande, daß Cicero wider Clodius aufgetreten war, als er vor dem Volke beschuldiget wurde, die römischen Matronen beschimpft, und sich in Weibskleidern zu ihren Mysterien eingedrängt zu haben. Um diese Zeit war er Volkstribun, wiewohl er sich von einem Plebejer hatte adoptiren lassen müssen, ehe er dieses Amt erlangen konnte. Die Hoffnung, sich an Cicero zu rächen, hatte ihn gewissermaßen angereitzt, sich darum zu bewerben, und durch Cäsars und Pompejus Unterstützung erhielt er es. Sogleich begann er, Cicero öffentlich anzuklagen, daß er die letzten Verschwornen, Männer, die als römische Bürger nur von dem Volk gerichtet werden konnten, zum Tode verdammt hätte. Erschrocken über diese Anschuldigung that Cicero sein Möglichstes ihr zu begegnen. Er ersuchte Cäsarn, ihn als Legaten mit nach Gallien zu nehmen. Aber Clodius war listig genug, ihm dies Vorhaben auszureden, indem er sich stellte, als betriebe er seine Klage mehr der Form halber, als aus Rachgier. Auch Pompejus half durch Verheißung seines Schutzes ihn sicher machen, so daß die Verschlagenheit dieser beyden ungleich talentloseren Männer die Weisheit des Philosophen diesmal überlistete. Clodius brachte hierauf ein Gesetz in Vorschlag, daß alle, die einen römischen Bürger zum Tode verdammt hätten, verbannt werden sollten, und kaum war es durchgegangen, als er Kraft seiner Ciceron belangte. Umsonst wanderte dieser große Mann die Stadt auf und ab; umsonst suchte er im Gewande eines Flehenden, und von einer Schaar edler Jünglinge, die er die Regeln der Beredsamkeit gelehrt hatte, begleitet, das Mitleid seiner Mitbürger zu erregen; jene gewaltige Redekraft, mit der er die Sache so mancher andern so glücklich vertheidigt hatte, schien in seiner eigenen ihn gänzlich zu verlassen. Durch die Stimme

des

des Volks ward er auf hundert Meilen von Italien verbannt; seine Häuser wurden niedergerissen und seine Güter öffentlich verkauft. Jetzt war Niemand übrig, der die Sache des Senates hätte vertheidigen können, als Cato; aber auch dieser ward nach Cypern abgefertigt, freylich unterm Vorwande ihn zu ehren, im Grunde aber, um den Triumvirn das Feld ganz frey zu schaffen. Während aller dieser Verhandlungen spielte Cäsar die Rolle eines ruhigen Zuschauers, und schien lediglich mit seinen Zurüstungen zum Gallischen Feldzuge beschäftigt. In der That versäumte er nicht das Geringste, was die Beschleunigung dieses Feldzuges bewirken, und den Erfolg desselben sichern konnte. Vier Legionen wurden ihm vom Senat zugestanden, zwey andere lieh ihm Pompejus, und während dieser zu Wahrnehmung ihres gegenseitigen Interesses daheim blieb, begab sich Cäsar in seine Provinz.

Unmöglich wäre es, in dem engen Raum, welchen ich mir umrissen habe, alle Schlachten, die Cäsar während seiner achtjährigen Feldzüge in Gallien und Britannien focht, und alle Staaten, die er binnen dieser Zeit bezwang, aufzuzählen. Er selbst hat uns die Beschreibung davon in seinen Commentarien hinterlassen, einem Werke, das ihm unter den Schriftstellern den nämlichen Rang erwarb, den ihm seine Thaten unter den Feldherren sicherten. Ein solches Werk abkürzen wollen, hieße es zerstören; hieße, es in ein dürres Verzeichniß von Namen, die niemand interessiren, und von Schlachten, die einander alle ähneln, verwandeln. Zu unserm Zwecke wird es hinreichen, jener Siege zu erwähnen, die ein großer und erfahrner Feldherr an der Spitze eines treflich disciplinirten Heeres über die rohen und tumultuarischen, wiewohl zahlreichen Heere, die ihm die Spitze boten, erfocht.

Digitized by Google

erfocht. Die Helvetier waren die ersten, die er bezwang. Sie verloren nicht weniger denn zweymal hundert tausend Mann, und die dem Blutbade entrannen, wurden von Cäsarn in ihre vaterländischen Waldungen, von denen sie ausgewandert waren, zurückgeschickt. Die nächsten, die die Schärfe seines Schwerts empfanden, waren die Germanen. Ihrer achtzigtausend wurden niedergehauen, und ihr Anführer Arioviſt entrann mit Mühe in einem kleinen Boote über den Rhein. Die Belger wurden mit so fürchterlichem Blutvergießen vertilgt, daß die gethürmten Leichen zu Brücken über Moräste und Flüsse dienten. Die Nervier, die kriegerischste unter diesen barbarischen Nationen, wehrten sich eine Weile und überfielen die Römer mit so vieler Wuth, daß ihr Heer Gefahr lief gänzlich geschlagen zu werden; als aber Cäsar den nächsten besten Schild ergreifend, mitten durch die Seinigen ins Dickigt der Feinde eindrang, verwandelte die Gestalt der Sachen sich so plötzlich, daß die Barbaren bis auf einen Mann niedergehauen wurden. Zunächst wurden die Celten, mächtig zur See, bezwungen, dann die Sueven, dann die Menapier, und mit einem Wort alle Nationen zwischen dem Mittelländischen und Brittischen Meere.

Gestachelt von unersättlicher Eroberungsbegierde, setzte Cäsar über nach Britannien, unterm Vorwande, daß die Eingebornen seinen Feinden Beystand geleistet hätten. Indem er sich den Ufern näherte, sah er sie mit Streitern bedeckt, die seiner Landung wehren wollten, und wirklich waren die Seinigen in Gefahr zurückgeschlagen zu werden, als der Adlerträger der zehnten Legion kühnlich ans Ufer sprang, und von Cäsar dergestalt unterstützt wurde, daß die Eingebornen die Flucht ergriffen. Geschreckt

durch

durch des Fremdlings Stärke und Tapferkeit, baten die Britten um Frieden, und erhielten ihn gegen Auslieferung einiger Geißeln. Als aber bald nachher ein Sturm den größten Theil seiner Flotte zerstörte, beschlossen sie, den Unfall zu nutzen, und griffen ihn mit einem zahlreichen Heere an. Aber was konnte ein rohes ungeübtes Volk gegen Truppen ausrichten, die von den größten Feldherren erzogen und durch Eroberung der halben Welt abgehärtet waren. Gänzlich geschlagen baten sie noch einmal um Friede, erhielten ihn noch einmal, und Cäsar kehrte nach dem festen Lande zurück. Kaum jedoch hatte er den Rücken gewandt, als dies freyheitliebende Volk wieder aufstand und das römische Joch abzuschütteln suchte. Cäsar eilte zurück, schlug sie, wie er pflegte, und jagte ihrem Feldherrn Cassibellan ein solches Schrecken ein, daß er sich in den Ebenen nicht länger zu behaupten getrauete, sondern in die Wälder flüchtete, um hier den Krieg möglichst in die Länge zu ziehen. Aber auch hieher verfolgte Cäsar ihn, ging mit seinem Heere über die Themse und trieb ihn so in die Enge, daß er sich des Siegers Bedingungen unterwerfen mußte, der ihm einen jährlichen Tribut auflegte und für die Bezahlung desselben Geißel annahm. So eroberte er außer Britannien alles Land, was zwischen dem Mittelmeer und der Ostsee liegt. Man sagt, daß er in diesen Feldzügen achthundert Städte eingenommen, dreyhundert Staaten unterjocht, drey Millionen Menschen in offener Feldschlacht geschlagen habe, deren eine Hälfte auf dem Platz geblieben, die andre aber zu Gefangnen gemacht wurde. Solche Eroberungen und solche Verheerungen des Menschengeschlechts mögen von unserer verfeinerten Sittenlehre mit Abscheu betrachtet werden, in den damaligen Zeiten galten sie für die rühmlichsten Erweisungen der menschlichen Tugend.

Un-

Unstreitig war Cäsar der größte Feldherr des Alterthums, man betrachte entweder die Emsigkeit, mit der er sein Kriegsheer zu versorgen wußte, oder die Kunst, mit der er es zur Schlacht ordnete, oder die erstaunenswürdige Geistesgegenwart, die er während der Gefahr äußerte. In Einer Eigenschaft übertraf er die Feldherren des Alterthums ganz ungezweifelt, in der Leutseligkeit gegen die Besiegten, eine Tugend, die zu seiner Zeit wenig bekannt war. In der That hat das Menschengeschlecht den sogenannten Helden mehr zu verdanken, als es ihnen hinterher gern einräumen mag. Beynahe jeder derselben hat gewisse Tugenden in Umlauf und Achtung gebracht, die die Weltweisen aus Gründen des Nachdenkens lange umsonst hätten empfehlen können, wenn jene Beyspiele ihren Empfehlungen nicht Leben und Gewicht gegeben hätten.

Während Cäsar solchergestalt seinen Ruhm und seine Schätze auswärts vergrößerte, blieb Pompejus in Rom, unterstützte seinen Ehrgeitz und beförderte sein Interesse, das er eitlerweise wie sein eignes betrachtete. Auf die erste Zeitung von seinen großen Thaten ließ er den Senat ein feyerliches dreytägiges Dankfest anordnen, eine Ehrenbezeugung, die bis dahin noch keinem Feldherrn war erwiesen worden. Drey Jahr verweilte dieser in Gallien, dann ging er nach Italien, nicht sowohl um sich von so vielen Beschwerden zu erholen, als um den nächsten Feldzug mit neuer Lebhaftigkeit erneuern zu können. Pompejus und Crassus reisten ihm eine ganze Tagereise entgegen, und da ihnen Cäsar zeigte, wie nöthig es sey, ihm den Oberbefehl in diesen Gegenden noch eine Zeit lang zu lassen, so beschlossen seine Verbündeten, sich für das nächste Jahr um das Consulat zu bewerben, und ihm den Befehl in seinen Provinzen auf fünf andere

dere Jahre zu verlängern. Dies Vorhaben war dem Senat so zuwider, und die darüber entstandnen Zwistigkeiten waren so heftig, daß die Senatoren, wie in Zeiten öffentlicher Landplagen, in Trauerkleidern erschienen. Cato that alles mögliche, um ihre Absichten zu vereiteln; er hörte nicht auf, bey jeder Gelegenheit zu erklären, daß Roms Freyheit in Gefahr sey; er bewegte sogar einen gewissen Domitius, sich gegen das Interesse des ganzen Triumvirats um das Consulat zu bewerben. Allein Pompejus wußte viel zu gut, wie wenig der Unwille des Senats wider die Macht ausrichten könne, die er schon besaß. Er schickte einen Haufen bewaffneter Männer wider den Domitius, als er sich eben zur Wahl stellen wollte. Diese tödteten den Sclaven, der vor ihm herging, und zerstreueten seine Begleiter, Cato ward verwundet und Domitius entrann mit Mühe. Durch solche Gewaltthätigkeiten bemeisterte Pompejus sich der Stimmenmehrheit. Er und Crassus wurden Consuln. Cäsar erhielt die Verlängerung seiner gallischen Befehlshaberschaft auf die fünf nächsten Jahre. Crassus ward nach Syrien abgeordnet, wo er, wie gesagt, mehr Schätze als Ruhm zu ernten hoffte, und Pompejus behielt die Statthalterschaft in Spanien, die er gänzlich von seinem Legaten verwalten ließ, indem er selbst, seinem Vorgeben nach, Rom nicht verlassen dürfe, weil ihm die allgemeine Besorgung aller Kriegs- und Friedensbedürfnisse aufgetragen war; ein Amt, das ihm Cicero verschafte, den er aus Eifersucht über Clodius zunehmende Popularität neuerdings aus dem Exil hatte zurückrufen lassen.

Auf solche Weise fuhr Pompejus fort, sein Ansehn mehr zu genießen, als solches zu verstärken. Cäsars wachsender Ruhm fing jedoch am Ende an, aus seiner Lethargie ihn wach zu rütteln. Der Ruhm von

dieses

dieses großen Feldherrn Tapferkeit, Reichthum und Leutseligkeit begann ihm geheime Sorge zu machen. Er fürchtete sich vor nichts so sehr, als vor Einem, der an Ruhm ihm gliche, und doch hatte er Cäsarn durch seine eignen Künste so hoch erhoben, daß dieser ihm überlegen zu werden drohte. Von nun an that er daher alles mögliche, um Cäsars Ruhm zu verkleinern, ließ eine Menge nachtheilige Gerüchte von ihm ausſprengen, und erlaubte dem Senat nicht eher seine Briefe bekannt zu machen, bis er auf diese Art ihre Glaubwürdigkeit geschwächt hatte. So weissagte alles einen nahen Bruch zwischen diesen beyden ehrgeitzigen Männern, und selbst der Zufall half ihn befördern. Julia, Pompejens Weib und Cäsars Tochter, starb, sie, die bisher nicht wenig beygetragen hatte, um die Harmonie zwischen den beyden ihr gleich nahen Nebenbuhlern zu erhalten. Von diesem Augenblick an beschloß Pompejus, hinfort bloß seinen eignen Vortheil zu verfolgen, seines Mitgenossen Interesse aber möglichst nieder zu halten.

Eine Zeit lang verheelte er diese Gesinnung noch vor dem Publicum. Ein neuer unglücklicher Zufall aber half den offenbaren Bruch zwischen beyden Männern beschleunigen. Dies war der Tod des Crassus. Eifrigst hatte dieser habsüchtige Mann den Krieg mit den Parthern begonnen, durch deren Unterjochung er zu gleicher Zeit seinen Geiz zu sättigen, seine Ehrsucht zu befriedigen und den kriegerischen Ruhm seiner Mitverbündeten zu erreichen hoffte. Allein er führte den Krieg mit so wenig Klugheit, daß der Feind beynahe in jedem Handgemenge die Oberhand behielt. Unfähig, sich aus den Schwierigkeiten, in die er sich verwickelt hatte, heraus zu winden, und taub gegen den Rath seiner Freunde, ward er das Opfer seiner Unbesonnenheit und der Treulosigkeit der Parther. Er

ward

ward erschlagen, indem er sich bis auf den letzten Athemzug tapfer wehrte, und mit ihm ward die Blüte des römischen Heers vertilgt.

Nach Crassus Tode gab es keinen Vermittler zwischen den beyden übrigen Triumvirn; so wenig als es einen Mann im Staate gab, der beträchtlich genug gewesen wäre, ihrer ausschweifenden Macht das Gleichgewicht zu halten.

Pompejus fand bey näherer Untersuchung ihrer beyderseitigen Kräfte, daß die seinige der Macht des Cäsar schwerlich gewachsen seyn dürfe. Cäsar besaß jene Volksgunst, welche zu gewinnen das Geschäft seines Lebens gewesen war. Seine Leutseligkeit und Freygebigkeit hatten ihm die Anhänglichkeit des Heeres in einem Grade erworben, der an Anbetung gränzte; unermeßliche Reichthümer schien er zu sammeln, bloß um sie an seine tapfersten und verdienstvollsten Krieger zu vertheilen; er bezahlte die Schulden seiner Unterbefehlshaber, er sparte keinen Fleiß, um dem Gemeinwesen ihre Liebe zu entwinden und sie ganz für sich hinzunehmen. Auch beschränkte seine Aufmerksamkeit sich nicht auf seine Soldaten allein, sie verbreitete sich über seine Anhänger in der Stadt selber. Er plünderte den Reichthum der Provinzen, um ihn über Roms Bürger wieder auszuschütten, und wußte so seinen Räubereyen einen Anstrich von Edelmuth zu geben.

Alles dies ward Pompejus häufig erzählt, der endlich inne ward, er habe einen unverzeihlichen Fehler begangen. Sehnlichst wünschte er, die Macht, die andre mit ihm theilten, wieder allein hinzunehmen, und es zeigte sich bald eine Gelegenheit zur Erreichung seines Wunsches. Seit vielen Jahren war keine Wahl anders als durch Faustrecht und Bestechungen zu Stande gekommen. Nun waren seit acht Monaten vollends

gar

gar keine Obrigkeiten gewählt worden, und die gesetzliche Autorität schien gänzlich aufzuhören. Dieser Zustand der Anarchie ward durch Milos Gewaltthätigkeit noch verschlimmert, der den Clodius auf einer Landreise umbrachte. Da Clodius von jeher ein Günstling des Volks gewesen war, so ward sein Leichnam sogleich nach Rom gebracht und öffentlich zur Schau gestellt. Mehr bedurfte es nicht zur Erregung eines fürchterlichen Aufruhrs. Der Pöbel rannte wie rasend nach Milos Hause, um es in Brand zu stecken, aber Milo, von seinen Anhängern unterstützt, trieb ihn mit großem Gemetzel zurück.

Zurück kehrte die stürmende Menge zu ihres Lieblings Leichnam, trug ihn ins Senathaus, errichtete hier von den Sitzen der Magistratspersonen einen ungeheuern Scheiterhaufen und verbrannte den Körper mit sammt dem prächtigen Gebäude selber. Dann verstreuten die Meuterer sich durch die ganze Stadt, und verübten unterm Vorwande, daß sie Milos Freunde suchten, die ärgsten Ausschweifungen, welche die ungezügelte Wuth nur begehen kann. Mord und Todschlag tobte in allen Gassen und kein Mensch konnte ohne Lebensgefahr aus dem Hause gehn. In dieser allgemeinen Zerrüttung lenkte jedes Auge sich auf Pompejus, als den Einzigen, der die Ruhe wieder herstellen und den Leidenden Genugthuung schaffen könne. Manche riethen, ihn zum Dictator zu wählen. Aber Cato hielt es für die Freyheit des Staates zu gefährlich, daß unumschränkte Macht dem ungebundensten Ehrgeiz anvertrauet würde und bewerkstelligte, daß er, statt zum Dictator gewählt zu werden, zum einzigen Consul ernannt wurde, eine Staatswürde, welche von jener in dem wesentlichen Unterschiede abwich, daß er als Consul nach Ablauf seines Amtes wegen schlechter Staatsverwaltung konnte zur Rechen-

schaft gefordert werden. Kraft dieses Zuwachses von Macht wurde ihm eine Anzahl Truppen angewiesen; tausend Talente wurden ihm zu ihrer Erhaltung ausgeworfen; die Statthalterschaft in Spanien ward ihm auf die vier nächsten Jahre gefristet, und Milo ward wegen des Mordes, den er an Clodius begangen, ordentlich verhört, und ungeachtet Cicero selbst ihn vertheidigte, zum Exil verdammt, indem man behauptete, daß des Consuls Soldaten den Redner während seiner Rede umringt und dergestalt eingeschreckt hätten, daß seine Beredsamkeit ihr gewöhnliches unwiderstehliches Feuer verlor. Bis jetzt hatte Pompejus allein gehandelt. Nun aber nahm er Metellus zum Gehülfen an, dessen Tochter Cornelia, ein Frauenzimmer von vielen Verdiensten und seltner Schönheit, er neulich geheyrathet hatte, und durch diese Verschwägerung glaubte er sein voriges Ansehn nicht nur wieder hergestellt, sondern auch unerschütterlich gegründet zu haben.

Cäsar fing allmälig an, Pompejus Eifersucht zu merken. Um nun zu erfahren, wie er mit ihm dran wäre, und ob er sich Unterstützung oder Widerstand von ihm zu versprechen habe, nahm er von den vielen Ehrenbezeugungen, die ihm neuerdings waren erwiesen worden, Gelegenheit, sich gleichfalls um das Consulat und um Verlängerung seiner gallischen Statthalterschaft zu bewerben. Pompejus schien sich hiebey ganz unthätig zu verhalten. Insgeheim aber unterrichtete er zwey seiner Geschöpfe, im Senat anzuführen, daß die Gesetze keinem Abwesenden erlaubten, sich um diese hohe Würde zu bewerben. Pompejus Absicht war, Cäsarn seiner Provinz zu entlokken und nach Rom zu bringen. Aber dieser war ihm zu schlau. Ueberzeugt, daß er an der Spitze eines ihm gänzlich ergebenen Heeres dem Staate zu jeder

Zeit

Zeit sowohl Gesetze als Obrigkeiten werde geben können, blieb er wo er war und vereitelte die Kunstgriffe seines Gegners.

Hierauf forderte der Senat aus Dankbarkeit gegen Pompejus, der seine Rechte seit einiger Zeit wider die Eingriffe der Menge in Schutz genommen, die beyden Legionen zurück, die zeither unter Cäsar gedienet hatten, wiewohl sie dem Pompejus gehörten. Der Vorwand war ein Krieg wider die Parther, die wahre Absicht aber, Cäsars Macht zu vermindern. Cäsar durchschaute ihre Bewegungsgründe ohne Mühe. Da jedoch seine Plane zur Ausführung noch nicht reif waren, schickte er die Legionen, dem Befehl des Senates zufolge, nach Hause, nachdem er sich beyde, Befehlshaber und Gemeinen, durch seine Freygebigkeiten verbindlich gemacht hatte. Aufgemuntert durch diese scheinbare Folgsamkeit, ging der Senat weiter, und rief Cäsarn, angesehen seine Zeit verflossen wäre, aus seiner Statthalterschaft zurück. Jeder sahe, wie gefährlich für den Staat es sey, ihm länger den Oberbefehl eines Heeres zu lassen, das seinem Vortheile so ganz ergeben und durch die lange Uebung beynahe unüberwindlich geworden sey. Es war daher die allgemeine Meinung der Väter, daß Cäsar heimkommen solle, und einige schwatzten gar davon, daß man ihn wegen der großen Geldsummen, die er den gallischen Provinzen entpresset hatte, zur Rechenschaft ziehen müsse. Aber Cäsar war nicht ohne alle Freunde im Senat. Unter andern begünstigte Curio, ein Volkstribun, den er in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, seine Sache insgeheim und offenbar. Curio war ein Mann von markiger Beredsamkeit, großer Entschlossenheit, mit Schulden belastet, und Cäsarn, der ihn eines Theils derselben entbürdet hatte, höchlich verpflichtet. Er versicherte daher, daß

er die Entschlüsse des Senats vollkommen billige; er bemerkte, daß die Freyheit nie in Sicherheit seyn könne, so lange stehende Heere geduldet würden, die sie auf den Wink ihres Befehlshabers zu zerstören vermöchten. Er fügte aber hinzu, daß der Staat seine bisherige Existenz hauptsächlich der Furcht zu verdanken habe, worin die verschiedenen Armeen Spaniens, Galliens und Italiens vor einander stünden; und daher sey er der Meinung, daß Cäsar seine Heere nicht eher verlassen solle, bis Pompejus ihm mit seinem Beyspiel würde vorgegangen seyn. Auf einen solchen Vorschlag war Pompejus keinesweges gefaßt gewesen. Seine Freunde führten an, daß seine Zeit noch nicht verflossen sey. Da aber dies den Tribun noch nicht befriedigte, bemerkte Pompejus, daß er seine Aemter auf Befehl des Senats übernommen habe, und daß er sie bereitwilligst niederlegen wolle, sobald es seinen Bevollmächtigern gefiele; auch wisse er, daß Cäsar, dessen Freundschaft und Verwandtschaft er sich habe rühmen können, nicht ermangeln würde das nämliche zu thun, wenn er erführe, daß der Senat ihm einen Nachfolger ernannt hätte.

Curio entging die List nicht, mit welcher Pompejus die wirkliche Ernennung eines Nachfolgers zu bewirken hoffte. Er erwiderte daher: daß es, um die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu beweisen, nicht genug sey, wenn er das Regiment niederzulegen versprächе; augenblicklich müsse er thun, was zu thun so sehr in seiner Macht stehe. Er fügte hinzu, daß beyde Männer zu mächtig seyn, und daß die Sicherheit des Gemeinwesens erfordere, daß alle beyde in den Privatstand zurückkehrten. Er schloß mit der Erklärung, daß, um den Staat zu sichern, nichts übrig sey, als daß man beyden geböte, den Oberbefehl nie-

niederzulegen, und den, der sich zu gehorchen weigerte, für einen Feind des Vaterlandes erklärte. Diesen Vorschlag that Curio in der festen Ueberzeugung, daß Pompejus von den Reitzen der höchsten Gewalt zu sehr eingenommen sey, und von seiner Ueberlegenheit über Cäsarn viel zu große Begriffe habe, als daß er der erste sich unterwerfen sollte. Er irrte sich auch keinesweges. Glück und Ehre hatten Pompejus bisherige Bescheidenheit in Uebermuth verwandelt. Ueberdies erhielt er aus Cäsars Heere Berichte über Berichte, wie wenig die Soldaten dieses Helden ihren Heerführer schätzten, und wie gewiß sie ihn verlassen würden, so bald er über die Alpen gegangen wäre; lauter Erdichtungen, durch die man sich bey ihm einzuschmeicheln suchte, und deren Wahrheit er blindlings glaubte, weil er ihre Wahrheit wünschte. Seine sorglose Sicherheit ging so weit, daß, als ihn Cicero fragte, welche Macht er Cäsarn entgegen zu stellen habe, Pompejus antwortete, er dürfe nur mit dem Fuß auf den Erdboden stampfen, so würden Heere hervorspringen, um seinem Gegner die Spitze zu bieten. So viel Selbstzuversicht zuerst, und bald nachher die Beschämung sich so bloß gegeben zu haben, wirkten so mächtig auf Pompejus, daß er um nicht eingestehn zu dürfen, er sey in Gefahr, alle Vorkehrungen zu seiner Vertheidigung versäumte.

Nachdem Curio seinen Zweck so weit erreicht hatte, beurlaubte er, Kraft der Vorrechte seines Amtes, den Senat. Marcellus, der Consuln einer und von Pompejus Anhang, rief ihn sogleich wieder zusammen, und ließ die Mitglieder stimmen, ob Cäsar im Oberbefehl bestätigt werden solle? Alle waren einmüthig der Meinung, das müsse nicht geschehen. Er fragte ferner, was dann zu Pompejus Befehlshaber-

schaft

ſchaft ihnen dünke? und die Mehrheit erklärte, man ſolle ſie ihm laſſen. Hierauf fragte Curio, ob es nicht am rathſamſten ſey, wenn man ſie allen beyden nähme, und dreyhundert und ſechszig Senatoren bejahten es, während nur zwey und zwanzig ſich dawider erklärten. Außer ſich vor Zorn, daß es ihm mißlungen war, für Pompejus Regimentsverlängerung die Mehrheit des Senates zu erhalten, ſprang Marcellus auf, und rief grimmig: Wollt ihr denn Cäſarn zum Herrn haben, ſo habt ihn. Einer dieſer Parthey erzählte, um dem Senat bange zu machen, daß Cäſar über die Alpen gegangen ſey, und mit ſeinem ganzen Heere geradesweges auf Rom losrücke. Sogleich verließ der Conſul den Senat; er ging mit ſeinem Gehülfen zur Stadt hinaus, zu dem Landhauſe, wo Pompejus damalen wohnte. Hier überreichte er ihm ein Schwert, und hieß ihn wider Cäſarn ins Feld ziehn, und das Gemeinweſen vertheidigen. Pompejus erklärte ſich bereit zu gehorſamen, fügte jedoch mit einer Miene vorgeblicher Mäßigung hinzu, daß er es nur auf den Fall ſey, daß gelindere Mittel nicht anſchlagen wollten.

Mittlerweile erfuhr Cäſar, wiewohl noch immer in Gallien, durch ſeine Anhänger alles und jedes, was in Rom vorfiel. Da er nun ſeinen Handlungen gern durchgehends den Schein der Gerechtigkeit geben wollte, ſo erſuchte er den Senat zu verſchiedenen Malen ſchriftlich, daß man ihm den Befehl in Gallien laſſen möchte, wie man Pompejus den ſeinigen in Spanien gelaſſen hatte; oder wenn ihnen das nicht anſtünde, daß man ihm erlauben möchte, ſich um das Conſulat zu bewerben, ohne daß er der Sitte nach zugegen ſeyn dürfe. Er erbot ſich ſeine Würden nieder zu legen, ſobald Pompejus das nämliche thäte. Aber der ſeinem Nebenbuhler gänzlich ergebene Senat ver-

verwarf alle seine Vorschläge, voll blinden Zutrauens auf seine eigne Macht und auf Pompejus Versicherungen. Noch immer abgeneigt, mit dem Staate offenbar zu brechen, erklärte sich Cäsar endlich, er wolle zufrieden seyn, wenn man ihm die Statthalterschaft in Illyrien nebst zwey Legionen anvertraue, aber auch dies ward ihm abgeschlagen. Eine verderbliche Hartnäckigkeit hatte sich des Senats bemächtigt. Um seinen jetzigen Günstling zu erheben, entsagte er aller eignen Macht, und erwiderte Cäsars Ungerechtigkeit mit noch größern Ungerechtigkeiten seinerseits. Da nun Cäsar sahe, daß alle seine Versuche einer glimpflichen Beylegung vergeblich wären, und da er, wenn nicht auf die Güte seiner Sache, doch auf die Güte seiner Heeresmacht sich verlassen konnte, so fing er an, sie an den Gränzen Italiens zusammen zu ziehn, ging mit der dritten Legion über die Alpen, machte Halt zu Ravenna, einer Stadt des cisalpinischen Galliens, und schrieb von hier aus noch einmal an die Consuln, daß er aller Macht entsagen wolle, sobald Pompejus der seinigen entsagte; fügte aber auch hinzu, daß, dafern alle Gewalt Einem allein übertragen werden solle, er sich bestreben werde, eine so ungerechte Maßregel zu hintertreiben, und erklärte, daß wenn sie auf ihrem Sinne beständen, er binnen kurzem in Rom seyn, ihre Ungerechtigkeiten strafen, und die Beschwerden des Gemeinwesens rächen würde. So trotzige Drohungen empörten den ganzen Senat. Marcellus ließ seinen Zorn ohne Rückhalt reden, und Lentulus, sein Gehülfe, dessen zertrümmerte Vermögensumstände in einem Bürgerkriege nichts zu verlieren hatten, erklärte frey heraus, daß nach solchem Hohne alles fernere Rathschlagen überflüssig sey, und daß man gegenwärtig mehr der Waffen, als des Stimmensammelns bedürfe. Dem zufolge ward nach einigem Wi-

der-

derspruche decretirt: daß Cäsar binnen einer bestimmten Zeit seine Befehlshaberschaft niederlegen und seine Armee beurlauben, auf den Fall der Weigerung aber für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden solle. Hiernächst ward den Consuln aufgetragen, dahin zu sehen, daß das Gemeinwesen nicht gefährdet würde, die gewöhnliche Formel, durch die man in Zeiten dringender Gefahr den Anführern unumschränkte Gewalt ertheilte. Domitius, ein Mann von großem Muth und nicht gemeinen Fähigkeiten, ward ernannt, um Cäsars Nachfolger in Gallien zu seyn. Pompejus ward befehligt, an die Spitze aller nur irgend zu versammelnden Heerschaaren sich zu stellen, und alle, die unter seinem oder des Senats Einflusse standen, bereiteten sich, zu Rom die Waffen zu ergreifen.

Diese unumschränkte Gewalt, die man den Consuln ertheilte, durchaus nach eigner Willkühr zu verfahren, und alle, die sie wollten, als Feinde des Staates zu behandeln, jagte denen, die sich zu laut für Cäsarn erklärt hatten, ein nicht ungegründetes Schrekken ein. Die Tribunen Curio, Markus Antonius, und Longinus, um ihr Leben besorgt, flohen als Sclaven verkleidet in Cäsars Lager, und beschwerten sich hier aufs bitterste über die Ungerechtigkeit und Tyranney des Senates, und über die Drangsale, die sie um seinet (Cäsars) willen hätten ausstehen müssen. Cäsar stellte sie in der nämlichen Tracht, darin sie angelangt waren, seinem Heere vor, und das heftigste Mitleid mit ihrer traurigen Lage erkünstelnd, brach er in bittere Klagen wider den Senat aus, schilderte seine Tyranney über den Staat, seine Grausamkeit gegen seine Freunde und seinen schreyenden Undank gegen ihn, der dem Vaterlande so große Dienste geleistet habe. Dieses, rief er und zeigte auf die Tribunen,

nen, die in Sclavenkleidern neben ihm standen, dieſes ſind die Belohnungen, welche die getreuen Diener ihres Vaterlandes erhalten. Deren Perſonen durch ihr Amt geheiligt, und deren Charakter durch ihre Tugenden achtungswürdig ſind, ſolche Männer werden aus dem Vaterlande vertrieben, werden genöthigt, zu Rettung ihres Lebens ſich wie die Letzten der Menſchen zu verkleiden, und in einer entlegenen Provinz Schutz zu ſuchen, und warum? lediglich darum, weil ſie die Rechte der Freyheit verfechten; jene Rechte, die ſelbſt Sylla in aller Wuth des Bürgerkrieges nicht verletzen durfte. Dieſe pathetiſche Rede, durch den leidenſchaftlichen Ton, durch das lebendigſte Gebehrdenſpiel und ſelbſt durch ſtürzende Thränen gehoben, wirkte ſo gewaltig auf das Heer, daß alle wie Ein Mann ausriefen: Cäſar ſolle ſie führen, wohin er wolle; ſie ſeyen bereit mit ihm zu ſterben oder ſeine Unbilde zu rächen. Ein allgemeines Zurufen erſcholl im ganzen Lager; jeder Krieger rüſtete ſich zur Uebernehmung neuer Gefahr, und begab ſich, durch zehnjährige mühſelige Feldzüge ungebrochen, in ſein Zelt, um dort auf neue Siege zu ſinnen.

Während dieſer günſtigen Stimmung des Heeres ſetzte ſich Cäſar bey Anbruch der Nacht heitern Muthes zu Tiſche, wo er, ohne die geringſte Geiſtesunruhe zu verrathen, mit ſeinen Freunden über Gegenſtände der Litteratur und Philoſophie ſich unterhielt. Nach einer Weile aber ſtand er auf, hieß ſeine Gäſte guter Dinge ſeyn, indem er ſich bald wieder bey ihnen einfinden würde, machte ſich aber, da mittlerweile alle nöthige Anſtalten waren getroffen worden, in Begleitung weniger Vertrauten augenblicklich auf den Weg nach Ariminium, einer Stadt an den Gränzen Italiens, wohin er Morgens vorher einen Theil ſeines Heeres vorausgeſchickt hatte. Dieſe nicht wenig

er-

ermüdende Nachtreise machte er bald wandernd, bald reitend, mit solcher Eilfertigkeit, daß er bey Tages Anbruch mit seinem Heere, das etwa aus fünf tausend Mann bestand, bey dem Rubicon anlangte, einem kleinen Flusse, der Italien von Gallien trennte und die Gränzen beyder Länder bezeichnete. Diesen Fluß hatten die Römer von jeher als die geheiligte Marke ihres Vaterlandes betrachtet. Mit schauerlichen Flüchen und mit den Namen des Kirchenräubers und Vatermörders, die man noch immer in der Gegend von Rimini an der Landstraße eingegraben lesen kann, hatte der Senat einen jeden beladen, der es wagen würde, mit einem Heere, einer Legion, oder auch nur einer Kohorte über den Rubicon zu setzen. Nicht ohne Ursache sahe man daher Cäsarn, als er mit seinen Getreuen diesen Fluß erreicht hatte, nicht anders als ob in diesem Augenblick erst die Vermessenheit seines Unterfangens ihm in die Seele blitze, an dem verhängnißvollen Ufer einen kurzen Halt machen. Die Gefahren, die sich ihm entgegen thürmten, die Blutbäder, die er veranlassen, das unsägliche Elend, dem er sein Vaterland preis geben würde, stellte in einer weiten und finstern Perspektive sich seiner Einbildung dar, und erfüllte ihn auf einige Augenblicke mit Angst und Reue. Trübsinnig den Schicksal entscheidenden Fluß hinüberschauend, erwog er, ob er den großen Schritt wagen sollte, oder nicht. Geh ich, sprach er endlich zu einem seiner Vertrauten, der sich gerade an seiner Seite befand, geh ich über diesen Fluß, welchen Jammer werde ich dann über mein Vaterland bringen! geh ich nicht, so bin ich verloren! So sprach er, raffte dann mit einmal seine alte Freudigkeit wieder zusammen, der Würfel ist geworfen, rief er, alles ist vorbey! stürzte sich in den Fluß, und entschied solchergestalt mit einem raschen Schritt sein eignes und seines

nes Vaterlandes Schicksal. Seine Soldaten folgten ihm mit ihrer gewöhnlichen Bereitwilligkeit, und langten bald zu Ariminium an, das ohne Widerstand eingenommen wurde.

Dies kühne und unerwartete Wagstück verbreitete zu Rom allgemeines Schrecken. Schon glaubte ein jeder, daß Cäsar mit seinem Heere anrücke, um die Stadt in Trümmern zu legen. Städter sah man aus der Stadt aufs Land, Landleute vom Lande in die Stadt flüchten, um hier und dort eine nirgends zu findende Sicherheit zu suchen. Pompejus fühlte in dieser beklemmenden Lage alle Reue und Selbstverdammniß, die der Gedanke, daß er selbst es sey, der seinen Nebenbuhler zu diesem Gipfel von Macht hinangeholfen hatte, nothwendig in ihm wecken mußte. Wo er sich nur blicken ließ, rückten seine Freunde ihm seine Sorglosigkeit vor, und spotteten aufs bitterste seines vorigen Eigendünkels. Wo sind nun, rief Favonius, ein stachelnder Senator von seiner Parthey, wo sind nun die Heere, die auf deinen Wink erscheinen sollten? Laß sehn, ob du sie aus dem Erdboden wirst hervorstampfen können! Cato erinnerte ihn an die vielen Warnungen, die er ihm gegeben hatte, Warnungen, die jedoch immer mit so ängstenden Unglücks-prophezeihungen begleitet gewesen, daß Pompejus zu entschuldigen war, wenn er ihnen kein Gehör gab. Müde der unaufhörlichen Vorwürfe, die man unter der Farbe guten Raths ihm machte, bot dieser seltne Mann seiner alten Unerschrockenheit endlich wieder auf und suchte seinen Anhängern noch einmal Muth und Zutrauen einzuflößen. Er erklärte, es würde ihnen an einem Heere nicht fehlen, denn er werde ihr Führer seyn; er bekannte, daß er sich in Cäsars Absichten

sichten lange geirrt habe, indem er sie nach demjenigen beurtheilt hätte, was sie billig seyn sollten; wofern aber die alte Liebe zur Freyheit sie nur noch beseele, so könnten sie ihrer noch immer genießen, wohin der Drang der Zeiten sie auch dränge. Sodann zeigte er, daß die Lage ihrer Sachen keinesweges verzweifelt wäre; daß seine beyden Legaten in Spanien an der Spitze jenes Heeres stünden, mit dem er den Osten erobert habe; daß Asien und Africa unerschöpfliche Hülfsquellen darböten, und daß jene Mächte, die mit Rom im Bunde stünden, nicht ermangeln würden ihnen Hülfsvölker zu senden. Diese Vorstellungen belebten die Hoffnungen seiner Parthey wieder in einigem Grade. Die meisten Senatoren, seine Privatfreunde und alle, die durch Ergreifung seiner Parthey ihr Glück zu machen hofften, beschlossen Rom, das sie nicht behaupten konnten, zu verlassen, und unter seiner Anführung nach Capua zu gehn, wo die beyden Legionen, die unter Cäsar in Gallien gedient hatten, standen. Ihre Abreise von Rom gewährte den Zurückbleibenden ein sehr rührendes Schauspiel. Graue Senatoren, ehrwürdige Staatsmänner, und die Blüte des jungen Adels, so den Thoren Roms entwandern sehen, preisgebend ihr wehrloses Vaterland der Willkühr eines überlegenen Usurpators; dies verursachte unter allen Ständen des Volks eine allgemeine Wehklage. Mit Thränen und Geschrey folgten sie ihren scheidenden Mitbürgern eine Strecke Weges und bestürmten den Himmel mit Gelübden für ihre glückliche Wiederkehr.

Nach einem vergeblichen Versuch, Pompejus zu einem gütlichen Vergleich zu bewegen, beschloß Cäsar ihn nach Capua zu verfolgen, bevor er Zeit gewönne, seine Macht zusammen zu ziehn. Leichtlich hätte schon

schon bey diesem ersten Eintritt in eine so neue und mißliche Laufbahn ihn der Abfall des Labienus, des Gefährten aller seiner vorigen Siege, entmuthigen können. Dieser Feldherr, es sey nun aus Unzufriedenheit mit Cäsar, oder aus Abneigung, sein Vaterland verheeren zu helfen, ging zur Gegenparthey über; aber Cäsar schien einen Verlust wenig zu achten, den er durch eigne Fähigkeiten hinreichend ersetzen konnte. Er schickte ihm alle seine Habseligkeiten und eilte, die Städte, die zwischen ihm und seinem Nebenbuhler lagen, in Besitz zu nehmen. Rom, das ohnehin die Beute des Ueberwinders werden mußte, ließ er seitwärts liegen.

Corfinium war die erste Stadt, die seinem reißenden Zuge zu steuern wagte. Domitius lag in ihren Mauern, er, den der Senat zu Cäsars Nachfolger in Gallien ernannt, und mit ihm zwanzig Kohorten, die man in den umliegenden Gegenden aufgebracht hatte. Cäsar berannte den Ort unverzüglich. Domitius sandte Boten über Boten an Pompejus, daß er kommen und ihn entsetzen solle. Da aber keine Antwort erfolgte, versuchte er heimlich zu entwischen. Allein die Besatzung ertappte ihn auf dem Versuche und beschloß sogleich, durch seine Auslieferung an die Belagerer für ihre eigne Sicherheit zu sorgen. Cäsar nahm ihre Vorschläge mit Bereitwilligkeit an, hinderte seine Leute aber auf der Stelle in die Stadt zu dringen. Bald erschien Lentulus, der Consul, der mit in die Stadt war eingeschlossen gewesen, bat für sich und seine Gefährten um Gnade, und erinnerte Cäsarn an ihre alte Freundschaft und so manche angenehme Tage, die sie mit einander verlebt hätten. Cäsar ließ ihn nicht zu Ende reden. Edelmüthiger Weise erklärte er, daß er in Italien gekommen sey, nicht um

die

die Freyheiten Roms zu kränken, sondern um sie wieder herzustellen. Diese leutselige Antwort war kaum in der Stadt erschollen, als Senatoren, Ritter und Besatzung heraneilten und des Siegers Schutz anflehten, der nach einem leisen Hinwinken auf ihren Undank, ihnen die Freyheit und Erlaubniß gab, zu gehen, wohin sie wollten. Während er aber die Befehlshaber heimschickte, versäumte er so wenig bey dieser wie bey jeder andern Gelegenheit, sich der Herzen der Gemeinen zu versichern. Eines Heeres erwog er, könne er leicht bedürftig werden, nie aber, so lange er lebte, sein Heer eines Anführers.

Als Pompejus den Hergang dieser Sachen vernahm, zog er sich nach Brundusium zurück, und beschloß, sich hier belagern zu lassen, um den Feind so lange aufzuhalten, bis die Macht des Reichs gesammelt und im Stande wäre, ihm im offenen Felde die Spitze zu bieten. Seiner Erwartung gemäß, traf Cäsar in kurzem vor der Stadt ein. Zufälligerweise bekam er einen von Pompejus Vertrauten gefangen, dem er alsobald die Freyheit gab, und ihm auftrug, Pompejus von seinetwegen zu sagen, daß er es beyder Vortheil sowohl, als auch dem Besten des Gemeinwesens am zuträglichsten halte, wenn sie sich persönlich mit einander unterredeten; empfing aber auf diese Eröffnung keine Antwort. Nun versuchte er den Hafen einzuschließen. Da er aber durch Pompejus Wachsamkeit daran gehindert wurde, schlug er ihm noch einmal eine Unterredung vor, und erhielt zur Antwort, daß Vorschläge der Art in Abwesenheit der Consuln nicht könnten angenommen werden. So verschwand dann alle Hoffnung zu gütlicher Beylegung, und beyde Partheyen rüsteten sich den Krieg mit unnachlassendem Nachdruck fortzusetzen.

Die

Die Absicht, Cäsarn eine Zeitlang vor Brundusium aufzuhalten, war Pompejus gelungen. Jetzt kam es darauf an, mit aller ersinnlichen Vorsicht die Stadt zu verlassen, und sein Heer nach Dyrrachium einzuschiffen, wo der jüngsterwählte Consul, der mit einem Theil seiner Völker vorausgesandt worden, für den Dienst der Republik neue Mannschaft anwarb. Nachdem Pompejus zu dem Ende den Hafen dergestalt befestigt hatte, daß der Feind ihm nicht leicht nachsetzen konnte, schiffte er sich in der äußersten Stille und Eile ein, und ließ auf den Mauern bloß einige Schleuderer und Bogenschützen zurück, die angewiesen waren, so bald das schwerbewaffnete Fußvolk am Bord wäre, in kleinen eigends dazu eingerichteten Booten nachzufolgen. Alles glückte. Zwar verriethen die Einwohner der Stadt, über die Zerstörung ihrer Häuser aufgebracht, Cäsarn den Abzug der Feinde. Dieser brach auch unverzüglich auf, die Einschiffung zu hindern, wäre aber auf ein Haar sammt seiner Mannschaft mittelst eines Erdfalls umgekommen, den Pompejus heimlich auf seinem Wege hatte zurichten lassen, und von dessen Daseyn er durch die Einwohner noch gerade zu rechter Zeit unterrichtet wurde. So entrann Pompejus mit großer Geschicklichkeit und Eilfertigkeit, und überließ Italien ohne einiges Heer, ohne eine einzige besetzte Stadt, gänzlich der Willkühr seines Nebenbuhlers.

Cäsar, der dem Pompejus aus Mangel an Schiffen nicht folgen konnte, beschloß nach Rom zurück zu gehen und des öffentlichen Schatzes sich zu bemächtigen, welchen sein Gegner, aus einer beynahe unerklärlichen Vernachläßigung, nicht mitgenommen hatte. Man könnte freylich für ihn anführen, daß es ihm hätte zum Verbrechen umgedeutet werden können, wenn

wenn er Schätze angegriffen hätte, die ein geheiligtes Depositum waren und nur in einem gallischen Kriege gebraucht werden durften. Und so ereignet es sich nicht selten, daß die schwächere Parthey, aus Furcht, ihrer Sache durch irgend einen regelwidrigen Schritt zu schaden, sich durch unzeitige Mäßigung selbst zu Grunde richtet. Cäsar ward zu Rom mit den wiederholten Zurufungen des geringern Theils der Bürger, und seiner ganzen eignen Parthey empfangen. Auch die Senatoren, die seinem Interesse ergeben waren, versammelten sich, und alle wünschten ihm Glück zu seiner Ankunft. An diese hielt er eine sehr scheinbare Rede, rechtfertigte sein Betragen, und versicherte, daß er nur äußerst ungerne zu den gewaltthätigen Maßregeln geschritten sey, zu denen man ihn genöthigt habe. Vorwendend, daß seine Sache die Sache der Gerechtigkeit und des Gemeinwesens sey, eilte er dann, die Schätze, die für die Staatsbedürfnisse waren beygelegt worden, in Besitz zu nehmen. Vergebens weigerte sich der Tribun Metellus, dem die Bewahrung derselben anvertrauet war, die wohlverwahrten Thüren zu öffnen. Vergebens stellte er vor, daß dieses Geld geheiligt sey, und daß die fürchterlichsten Flüche wider einen jeden ausgesprochen wären, der sichs unterstünde, sie bey jeder andern Ereigniß, als aus Gelegenheit eines gallischen Krieges anzugreifen. Cäsar war der Mann nicht, der durch so abergläubige Rücksichten einzuschrecken war. Er bemerkte, daß zu gallischen Kriegen kein Geld mehr aufgespart werden dürfte, angesehn er ganz Gallien schon bezwungen hätte. Als der Tribun vorgab, daß die Schlüssel nicht vorhanden wären, befahl er seinen Begleitern die Thüren einzubrechen; und als jener sich auch diesem Befehl widersetzte, legte Cäsar mit mehr denn gewöhnlicher Hitze die Hand an sein Schwert, und drohete, ihn auf

der

der Stelle todt zu Boden zu strecken. Und wisse junger Mann, fügte er hinzu, daß es leichter ist, dies zu thun, als zu sagen. Diese Drohung wirkte. Metellus entfernte sich, und Cäsar nahm mehr denn dreytausend Pfund Goldes an Gewicht, ohne eine unermeßliche Menge Silbers aus dem Schatze, welches Geld ihm zu kräftiger Förderung seiner nachherigen Eroberungen diente. Mit solchen Hülfsmitteln versehen, verließ er Rom, entschlossen Pompejus Legaten, Afranius und Petrejus, die seit langer Zeit an der Spitze eines Heeres von Veteranen in Spanien standen, zu bezwingen.

Von diesem spanischen Heere hatte die Gegenparthey viel erwartet. Es bestand aus den besten Legionen des Reiches, und war bisher unter allen seinen Anführern noch siegreich gewesen. Aber Cäsar, der die Fähigkeiten seiner beyden jetzigen Führer wohl kannte, sagte scherzend, er ginge jetzt, mit einem Heere ohne Feldherrn zu kämpfen, und wenn er mit ihm fertig wäre, wolle er zurück kommen, und mit einem Feldherrn ohne Heer kämpfen. Fragen möchte man, warum Cäsar nicht geradesweges dem Pompejus nachsetzte, sondern ihm so zu sagen aus dem Wege ging, um dessen spanische Völker anzugreifen. Zu diesem Schritt hatte er seine guten Gründe. Er erwog, daß Pompejus, wenn er ihn überwände und aus Griechenland vertriebe, höchst wahrscheinlich sich nach Spanien begeben würde, wo er ihn unter allen Provinzen des Reichs gerade am ungernsten haben mochte. Weise war es daher, erst dies spanische Heer zu schlagen, um seinen Nebenbuhler dieser Zuflucht zu berauben. In dieser Hinsicht ließ er sein Heer sich einige Tage erfrischen, brach dann auf, und führte es durch die

Alpen und Gallieus weitschichtige Provinzen seinem Spanischen Feinde entgegen. Erwägen wir die erstaunliche Länge dieses Weges, und die Menge der Länder, die seine Krieger durchwandern mußten, die Berge, die sie erklimmen, die Wälder, durch die sie sich einen Weg bahnen, die mancherley Klimate, denen sie sich preis geben, und die kriegerischen Pflichten, denen sie sich unterziehen mußten; erwägen wir, daß jeder gemeine Soldat siebenzig Pfund Gewicht an Waffen, und Lebensmittel auf zehn Tage an der Spitze seines Speeres tragen mußte, wobey er nichts anders zu trinken bekam, als ein wenig Weinessig in Wasser gemischt; erwägen wir, sage ich, alle diese Beschwerden und die ganze Länge des Zugs, so müssen wir über ihre unüberwindliche Geduld und Entschlossenheit erstaunen. Sie erreichten Massilia. Diese Stadt weigerte sich ihnen die Thore zu öffnen, und Cäsar ließ einen Theil seines Heeres zurück, um sie zu belagern. Mit dem Rest setzte er seinen Zug nach Spanien aufs eilfertigste fort, und um seiner Leute Vortheile mit dem seinigen noch inniger zu verknüpfen, borgte er Geld von den sämmtlichen Befehlshabern und vertheilte es unter die Soldaten. So versicherte er sich dieser durch seine Freygebigkeit, und jener durch die Erwartung wieder bezahlt zu werden.

Der erste Kampf, den er mit Afranius und Petrejus hatte, gereichte ihm zu keinem besondern Vortheil. Er focht ihn nahe bey der Stadt Herda, und beyde Theile machten Anspruch auf den Sieg. Allein durch den übertretenden Fluß und durch die Lage des Feindes gänzlich abgeschnitten, gerieth Cäsar bald nachher in großen Mangel an Lebensmitteln. Schwierige Lagen waren jedoch von jeher gerade diejenigen, worin seine Erfindsamkeit und Thätigkeit sich am schim-

mernd-

mernöften zeigte. Er ließ eine Menge lederne Boote verfertigen, auf Wagen packen, und während er die Aufmerksamkeit der Feinde auf eine andere Seite lenkte, zwanzig Meilen weit vom Lager in den Fluß hineinbringen, wo er gerade am breitesten war, und setzte auf diese Weise seine Legionen über. Jetzt gegen allen Mangel gedeckt, stellte er sich, als wenn er seiner Seits den Feind wieder ängsten und ihm die Zufuhr abschneiden wolle, ließ daher eine Anzahl Schanzen aufwerfen und Canäle stechen, als wolle er den Fluß in ein ander Bette leiten. Diese Anstalten schreckten den Feind so sehr, daß er die Nacht aufzubrechen beschloß; aber Cäsar, der durch seine Kundschafter von ihrem Vorhaben Nachricht erhielt, verfolgte sie mit einem kleinen Theile seines Heeres, nöthigte sie durch den Fluß zu waten, und ehe sie sich noch auf der andern Seite wieder sammeln konnten, erschien er schon mit seiner Hauptarmee, um sie zu empfangen. So auf beyden Seiten eingeschlossen, konnten sie weder vorwärts rücken, noch in ihr voriges Lager zurückkehren. Hunger und Durst fingen bald an, sie aufs schrecklichste heimzusuchen, und am Ende wurden sie genöthigt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Milde war jedoch des Ueberwinders Lieblingstugend. Mit den huldvollesten Versicherungen beurlaubte er sie alle mit einander, und schickte sie mit Beschämung und Verpflichtungen belastet nach Rom zurück, um dort seine Tugenden lobzupreisen, und seine Anhänger in ihrer Anhänglichkeit an seiner Sache zu befestigen. So ward er binnen vierzig Tagen etwa Meister des ganzen Spaniens. Er zog nun vor Massilia, das sich bald ergeben mußte. Ihres Alters und ihres Namens halber, wie er sagte, verzieh er den Einwohnern, ließ zwey Legionen zur Besatzung unter ihnen zurück, und kehrte siegreich heim nach

Rom. Die Bürger empfingen ihn mit frischen Freudensbezeugungen und wählten ihn zum Dictator und Consul. Jene Würde legte er jedoch nach eilf Tagen nieder, ohne Zweifel, um dem Volk zu zeigen, daß es ihm gleich wenig koste, ihre Gaben anzunehmen und selbige zu verschmähen.

Während dieser Verhandlungen auf Seiten Cäsars, beschäftigte Pompejus in Epirus und Griechenland sich gleich thätig mit den nöthigen Zurüstungen, um ihm zu widerstehen. Alle Monarchen des Osten hatten sich für ihn erklärt und schickten ihm zahlreiche Hülfsvölker. Neun wirkliche Italische Legionen gehorchten ihm, und seine Flotte von fünfhundert großen Schiffen, welche Bibulus, ein thätiger und geübter Seeheld, führte, beherrschte alle Meere. Wozu noch kam, daß er von den umliegenden zinsbaren Provinzen mit dem nöthigen Gelde und Kriegsvorrath in Ueberfluß versehen wurde. Antonius und Dolabella, die für Cäsar in dieser Gegend des Reichs geboten, griff er mit solchem Erfolge an, daß der erste genöthigt ward, zu fliehen, und letzterer gefangen ward. Roms angesehenste und edelste Bürger kamen täglich in zahlreichen Schaaren, um sich unter seine Fahnen zu stellen. Einstens hatte er mehr denn zweyhundert Senatoren im Lager, und unter ihnen den Cato und Cicero, deren Freundschaft allein für ein Heer gelten konnte. Diese berühmten Männer unterstützten ihn mit ihrem Muth und ihrer Klugheit, und auf ihr Anrathen ward beschlossen, daß kein römischer Bürger, es wäre denn in der Schlacht, getödtet werden, und daß keine Stadt des römischen Reichs von den Eroberern geplündert werden sollte. So viel überwiegende Stärke und Mäßigung verschafften dem Pompejus die Wünsche aller Menschen, und

er-

erweckten Cäsarn eine Gegenparthey, die ihm mit baldigem Untergang drohete.

Cäsar blieb unerschrocken. Mit einem Muthe, der in einer minder talentvollen Seele für Verwegenheit hätte gelten können, beschloß er, seinem Gegner im Osten die Spitze zu bieten, und führte sein Heer nach Brundusium, einer italischen Seestadt, um es von hier nach Griechenland überzusetzen. Aber seine Flotte war nicht zahlreich genug, um das Ganze auf einmal einzunehmen, und sein Heer zu trennen und zu schwächen schien gefährlich. Es war so eben um die Mitte des Winters, eine Jahreszeit, worin auch die stärksten Schiffe kaum die See halten konnten, viel weniger so gebrechliche, wie die seinigen. Hierzu kam, daß alle Häfen und Ufer mit den Schiffen seines Nebenbuhlers besetzt waren, und das unter Anführung des Bibulus, eines im Seekriege sehr erfahrnen Mannes. So viel Schwierigkeiten vermochten seinen Geist nicht zu dämpfen. Entschlossen den Krieg mit unnachlaßlichem Eifer fortzusetzen, schiffte er von seinen zwölf Legionen fünfe ein, die sich nicht höher als auf fünf und zwanzigtausend Mann und sechstausend Reiter beliefen, lichtete die Anker, steuerte mitten durch die Feinde durch und nahm die Zeit so wohl in Acht, daß er die ganze Ueberfahrt in einem einzigen Tage vollendete. Aus Furcht, die mehr bekannten Häfen vom Feinde besetzt zu finden, landete er zu Pharsalus. Kaum sah er sich und seine Völker hier in Sicherheit, als er die Flotte zurückschickte, um auch den Rest des Heeres nachzuholen. Aber auf diesem Heimwege fielen dreyßig seiner Schiffe dem feindlichen Admiral in die Hände, der sie in Brand steckte, und selbst die Seeleute, um den übrigen ein Schrecken einzujagen, ohne Gnade hinrichten ließ.

Mitt-

Mittlerweile beschäftigte sich Cäsar, alle Städte wegzunehmen, die sich für den Feind erklärt hatten, und der Flotte, die längs den Küsten kreuzte, die Zufuhr abzuschneiden. Noch immer überzeugt, daß nach einem gewonnenen Vortheil sich am besten unterhandeln lasse, schickte er einen gewissen Rufus, den er gefangen genommen, mit Friedensvorschlägen an Pompejus, dem er vorschlug, ihren Zwist der Entscheidung des römischen Volks und Senats zu überlassen. Aber Pompejus, der das römische Volk zu sehr für Cäsarn eingenommen glaubte, als daß er ihnen hätte trauen dürfen, verwarf diese Eröffnungen.

Er befand sich geurae in Macedonien, als er vernahm, daß Cäsar in Epirus gelandet sey. Sogleich beschloß er nach Dyrrachium aufzubrechen, um diesen Ort, in dem er allen seinen Kriegs- und Mundvorrath niedergelegt hatte, vor Cäsars Angriffen zu retten. Er erreichte ihn zwar, fing aber an zu merken, daß er sich auf seine neuangeworbenen Völker wenig verlassen könne. Sie gehorchten so lässig und rissen so häufig aus, daß er sich der trübsten Besorgnisse nicht erwehren konnte. Um sich ihrer um desto mehr zu versichern, ließ er alle einen Eid schwören, daß sie ihren Anführer nie verlassen, sondern in jeglichem Schicksale bey ihm verharren wollten. Dann beschloß er den Krieg in die Länge zu ziehen, und seinen Gegner, dessen Hülfsquellen weniger zahlreich, als die seinigen waren, durch diese Verfahrungsweise zu erschöpfen.

An den entgegengesetzten Ufern des Apsus kamen die beyden Heere einander zuerst ins Gesicht; beyde geführt von Feldherren, deren einer den Osten, der andere den Westen bezwungen hatte, beyde voll

Be-

Begierde, einander eine Schlacht zu liefern. Aber keiner der beyden Feldherren hatte Lust, die Gelegenheit zu nutzen. Pompejus konnte seinen neuangeworbenen Völkern noch nicht trauen, und Cäsar wollte kein Treffen wagen, bis er seine ganze Macht zusammen hätte. Dem zufolge blieben beyde Heere mehrere Tage hinter einander in dieser Stellung, einander anschauend mit aller Aengstlichkeit der Erwartung, aber auch mit gleicher Unerschrockenheit und fester Erwartung eines glücklichen Erfolges.

Schon seit geraumer Zeit hatte Cäsar mit äußerster Ungeduld die Ankunft des Restes seines Heeres erwartet, alle seine Hoffnungen ruhten auf dieser Verstärkung und mehr denn einmal hatte er den Befehlshabern geschrieben, zu eilen. Endlich an ihrer Pünktlichkeit verzweifelnd, und begierig des ängstlichen Harrens los zu seyn, wagte er ein Abentheuer, das nur das außerordentliche Zutrauen in sein Glück entschuldigen konnte. Er verkleidete sich in Sclavenkleider, und bestieg, jedem unbekannt und durchaus unkenntlich, einen Fischerkahn an der Mündung des Apsus, um von hier nach Brundus, wo der Rest seines Heeres lag, überzusetzen, und ihn in Person herüber zu holen. Mit einbrechender Nacht fuhr er ab; der Fischer ruderte, was er vermochte, und schon hatte er ein beträchtliches Stück Weges zurückgelegt, als der Wind plötzlich umsprang und ihm entgegen stürmte. Die See warf fürchterliche Wellen und der Sturm wuchs mit jedem Augenblicke. Der Fischer wollte umkehren, aber sein Reisender widerrieth es ihm. Eine Zeitlang arbeitete er dem Sturm entgegen, fand sich aber endlich außer Stande, weder weiter vorwärts zu kommen, noch jenes ferne Ufer, von dem sie abgefahren waren, wieder zu erreichen. Erschöpft

schöpft und verzweifelnd wollte er schon das Ruder sinken lassen, und das morsche Fahrzeug der Willkühr der Wellen preis geben, als Cäsar sich zu erkennen gab, und ihn kühnlich zurudern hieß. Was fürchtest du, rief er, du führest Cäsarn und sein Glück. Durch die Gegenwart eines solchen Mannes wieder aufgemuntert, strengte der Fischer noch einmal seine ganze Kraft an, und hielt in die offne See hinein. Da der Sturm aber immer wilder ward, sah er sich gezwungen nachzugeben, und das Land zu suchen, welches er denn endlich auch, wiewohl nicht ohne die äußersten Schwierigkeiten erreichte. Kaum war er am Gestade, als Cäsars Getreuen, die ihren Anführer vermißt hatten, und nicht wußten, was aus ihm geworden sey, ihn fröhlich umschwärmten; zu seiner Entrinnung ihm Glück wünschten, zugleich aber auch sich zärtlich beschwerten, daß er ihrem Muth und ihrer Zuneigung allzuwenig vertrauend, fremden Beystandes zu bedürfen glaube, während sie sich gänzlich versichert hielten, ohne einigen andern Beystand unter seiner Anführung zu siegen. Cäsars Entschuldigungen waren nicht weniger zärtlich als ihre Vorwürfe. Und noch mehr ward ihre beyderseitige Freude erhöht, als sie bald nachher erfuhren, daß die langerwarteten Schaaren endlich zu Apollonia angelangt wären, und unter Antonius und Calenus Anführung schon daher zögen, um sich mit ihnen zu vereinigen. Augenblicklich brach Cäsar auf. Voll Besorgniß, daß Pompejus, der an jener Seite des Flusses, wo die Seinigen hatten landen müssen, mit seinem Heer lag, sie auf ihrem Zuge angreifen möchte, eilte er ihnen zu begegnen, und diesem zuvorzukommen. Und diese Eilfertigkeit war eben so nöthig, als erfolgreich. Denn Pompejus hatte wirklich schon einige Bewegungen gemacht, um ihrer Vereinigung vorzubeugen,

und

Antonius einen Hinterhalt gelegt. Dieser aber mißglückte. Pompejus mußte, um nicht zwischen den beyden Heeren eingeschlossen zu werden, sich zurück ziehn; und die Vereinigung erfolgte noch an dem nämlichen Tage.

Pompejus führte sein Heer nach Asparagus neben Dyrrachium, wo er durch die Flotten, die er an den Küsten von Epirus hielt, mit allem, dessen das Heer bedurfte, versorgt zu werden hoffen durfte. Hier lagerte er sich auf einer Erdzunge, die in die See vorsprang, zugleich aber auch den Schiffen eine kleine vor allen Winden gedeckte Rhede darbot. Höchst vortheilhaft war diese Lage. Pompejus fing sogleich an, sich in ihr zu verschanzen, und Cäsar, der es nicht wahrscheinlich fand, daß er einen so wohl gewählten Posten so bald verlassen würde, that das nämliche hinter ihm, und ließ in allen Gegenden, die von dem Feinde noch nicht verheert waren, Kornmagazine anlegen. Aller dieser Vorsicht ungeachtet fingen die Lebensmittel dennoch bald an, in seinem Lager zu fehlen. Schon mußten die Krieger sich von Bohnen und Gersten, und einer Wurzel Namens Chara nähren, die sie mit Milch vermischten. Sie waren jedoch größerer Beschwerden denn dieser gewohnt. Sie erinnerten sich der glänzenden Siege, die sie häufig nach ähnlichen Drangsalen erfochten hatten, und ertrugen die gegenwärtigen mit unerschütterlicher Geduld. Die Unbehaglichkeit seiner Lage veranlaßte jedoch Cäsarn zu einem neuen Entwurfe. Die ganze Gegend jenseit Pompejus Lager war landeinwärts rauh und hüglicht. Auf diesen Hügeln ließ er Schanzen aufführen, die von Ufer zu Ufer fortliefen. Die Schanzen verband er durch Communicationslinien, und schloß solchergestalt das Lager der Feinde völlig ein.

ein. Durch diese Einschließung hoffte er seinen Gegner zu einer Schlacht zu nöthigen, die er eben so eifrig wünschte, als jener solche sorgsam vermied. Nicht als ob die Senatoren und Befehlshaber, die sich in Pompejus Lager befanden, ihm nicht unaufhörlich und dringend angelegen wären, eine Schlacht zu wagen. Aber er kannte die Gefahr eines solchen Wagestücks zu gut, und wünschte den Feind durch seine Beharrlichkeit aufzureiben. So beschäftigten beyde Theile sich eine Zeit lang mit nichts denn Kriegslisten, der eine, um den andern heraus zu fordern, der andere, um ihm auszuweichen. Cäsars Leute erweiterten ihre Werke täglich, um den Feind immer mehr einzuengen. Pompejus seine thaten das nämliche, um ihrer überlegnen Anzahl Luft zu verschaffen; zwar vermieden sie ein Treffen, belästigten den Feind durch ihre Schleuderer und Bogenschützen aber nicht wenig. Cäsar war unermüdsam. Er ließ eine Anzahl Schirmwände von Thierfellen machen, welche die seinigen während des Arbeitens deckten. Er schnitt dem feindlichen Lager das Wasser, und ihren Pferden die Fütterung ab, so daß letztere bald kaum mehr bestehen konnten.

In dieser Verlegenheit beschloß Pompejus, Cäsars Linien zu durchbrechen, und irgend einen andern Fleck des Landes zu gewinnen, auf dem er sich bequemer lagern könne. Durch einen Ausreißer von der Beschaffenheit von Cäsars Festungswerken unterrichtet, sandte er seine leichten Fußvölker und seine Bogenschützen an Bord, und befahl ihnen Cäsars Verschanzungen zur See, wo sie am schwächsten waren, anzugreifen. Sie thaten das mit so vielem Erfolge, daß alle Centurionen von Cäsars ersten Cohorten, eine einzige ausgenommen, niedergehauen wurden; und wiewohl

wohl Cäsar und seine Befehlshaber keinen Fleiß sparten, um Pompejus Absichten zu vereiteln, so gelang es ihm durch wiederholte Versuche dennoch endlich, sein Heer aus seinem jetzigen Lager heraus zu wickeln, und in eine andere Gegend neben der See zu führen, wo er die Bequemlichkeit sowohl der Land- als Seezufuhr hatte. Da Cäsar solchergestalt seinen Plan den Feind auszuhungern vereitelt sahe, und den Verlust, den er erlitten hatte, berechnete, so beschloß er Pompejus zu einer Schlacht zu zwingen, sollte es auch unter nachtheiligen Umständen seyn. Es gelang ihm wirklich. Er versuchte eine Legion abzuschneiden, die in einem Gehölze stand, und dies veranlaßte ein allgemeines Gefecht. Eine Zeit lang kämpften beyde Theile mit gleichem Eifer und gleichem Glück. Aber Cäsars Leute, die sich zwischen den Verschanzungen des alten jüngst verlassenen Lagers verwickelt fanden, fingen an in Unordnung zu gerathen. Pompejus verfolgte den erhaltenen Vortheil eifrigst, und nun flohen sie in großer Eilfertigkeit. Ihrer viele, von den Nachdrängenden zu Tode gepreßt, kamen in den Gräben und in dem Bette des Flusses um. Pompejus verfolgte sie bis ins Lager. Cäsars Schicksal nahte sich seiner Krise. Bloß von der Entschlossenheit und Beharrlichkeit der Feinde hing es ab, sein Lager zu erobern, und sein ganzes Heer zu vertilgen. Aber sein gewöhnliches gutes Glück siegte. Pompejus, entweder über die Plötzlichkeit seines Sieges erstaunt, oder einen Hinterhalt besorgend, führte seine Schaaren in das eigne Lager zurück, und verlor auf diese Weise die Herrschaft über die Welt. Seine Befehlshaber und Anhänger betrachteten den Sieg indessen als entscheidend. Ohne von ferneren Gefechten und Gefahren sich träumen zu lassen, betrugen sie sich wie ungezweifelte

Sie-

Sieger, und Grausamkeit mit ihrer Zuversicht vereinigend, ließen sie alle Gefangne niedermetzeln.

Cäsar war nicht derjenige, der durch einen einzigen fehlgeschlagenen Streich eingeschreckt werden konnte. Er erwog, daß alle seine Bemühungen, Pompejus zu einem Gefecht unter gleichen Bedingungen zu nöthigen, vergeblich gewesen waren. Er beschloß daher, sich zu stellen, als wolle er seine ganze bisherige Verfahrungsweise ändern, und nun seinerseits den Krieg in die Länge ziehen. Zu dem Ende rief er sein Heer zusammen und redete ihm mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und Unerschrockenheit zu. „Wir haben nicht Ursache, meine Kriegsgenossen, sagte er unter andern, über unsern letzten Unfall den Muth sinken zu lassen. Der Verlust einer Schlacht sollte nach so vielen gewonnenen eher unsere Vorsicht wecken, als unsere Entschlossenheit dämpfen. Erinnern wir uns der langen Reihe von Siegen, die wir in Gallien, Britannien, Italien und Spanien erfochten haben, und erwägen dann die viel größern Gefahren, denen wir entronnen sind, und die bloß die Süßigkeit der folgenden Siege mehrten! Wenn nach so viel preiswürdigen Thaten und glorreichen Siegen eine geringe Unordnung, ein Irrthum der Unachtsamkeit, oder vielmehr des Verhängnisses selber uns unserer gerechten Belohnung beraubt hat, so sind wir doch noch stark genug uns derselben für die Zukunft zu versichern, und sollten wir auch jeder Hülfsquelle beraubt seyn, so bleibt dem Tapfern zu Brechung jeglicher Gefahr doch noch immer eine übrig, diejenige, sie zu verachten.“ Nachdem er solchergestalt seinen Völkern Muth eingesprochen, und einige der untern Befehlshaber, die ihre Pflicht zu läßig thaten, entsetzt hatte, rüstete er sich, sein Heer aus seinem jetzigen Lager heraus,

aus, und nach Apollonia zu führen, wo er es erfrischen und ergänzen wollte. Das Gepäck sandte er voraus, er selbst folgte an der Spitze seiner Soldaten, und wiewohl Pompejus ihm nachsetzte, so erreichte er seinen Zweck dennoch vermöge des achtstündigen Vorsprungs, welchen er ihm abgewonnen hatte.

Mittlerweile lief Domitius, einer seiner Legaten, der mit drey Legionen in Macedonien stand, Gefahr, von der überlegenen Macht der Feinde erdrückt zu werden. Dies zu hindern, brach Cäsar, nachdem er den Seinigen nur eine ganz kurze Erholungsfrist verstattet hatte, eiligst auf, und that sein Möglichstes, um sich mit ihm zu vereinigen. Sein Zug erweckte in Pompejus eine ganz ähnliche Besorgniß. Scipio, einer seiner Legaten, stand an der Spitze einer Syrischen Legion in Thessalien, und diesem, fürchtete er, gedenke Cäsar sich in den Weg zu werfen, ehe er noch werde zu ihm stoßen können. So beschleunigte denn jeder Feldherr seinen Zug, um die Freunde zu retten und den Feind zu überraschen. Cäsars Zug war der erfolgreichste. Er traf den Domitius an den Gränzen Thessaliens, und rückte mit seiner nun ganz vereinigten Macht nach Gomphi, einer tief im Lande gelegenen Stadt. Da aber die Zeitung von seiner Niederlage bey Dyrrachium schon vor seiner Ankunft diesen Ort erreicht hatte, so hatten die Einwohner, die ihm vorhin Gehorsam zugesagt hatten, die entgegengesetzte Parthey ergriffen, und verschlossen ihm eben so niederträchtig als einfältig ihre Thore. Cäsar war der Mann nicht, der sich ungestraft Hohn sprechen ließ. Nachdem er seinen Kriegern zu Gemüthe geführet, welche Vortheile sie von der Eroberung eines so reichen Ortes zu gewarten hätten, befahl er, die Sturmleitern bereit zu halten,

stürmte

stürmte und stritt mit solchem Nachdruck, daß der Ort in wenig Stunden weggenommen ward. Er ließ ihn plündern, und rückte ohne Zeitverlust weiter nach Metropolis, einer andern Stadt der nämlichen Provinz, die sich bey seiner Annäherung ergab. So bemeisterte er sich binnen kurzer Zeit des ganzen Thessaliens, Larissa ausgenommen, welches Scipio mit einer Legion in Pompejus Diensten besetzt hatte.

Mittlerweile lagen Pompejus Feldherren, von ihrem letzten Siege über alle Gebühr aufgeblasen, ihrem Anführer unaufhörlich an, noch eine Schlacht zu liefern. Aller weiterer Verzug war ihnen unerträglich. Sie unterstanden sich sogar zu äußern, daß er nur Lust habe, seine Befehlshaberschaft möglichst zu verlängern, und die zahlreiche Schaar von Senatoren und Edeln, die seinem Glücke folgten, möglichst lange in der Unterwürfigkeit zu halten. Des Sieges sicher, vertheilten sie schon die verschiedenen Statthalterschaften des Gegners unter einander, und verlooseten jene Ländereyen, die sie in ihrer Einbildung schon erobert hatten. Auch beschäftigte die Rache ihre Gedanken nicht weniger, als der Ehrgeiz und die Habsucht; und diese Rachgier erstreckte sich nicht bloß auf die, welche die Waffen wider sie ergriffen, sondern sogar auf jene, welche sich zu keiner Parthey geschlagen hatten. Schon war die Achterklärung aufgesetzt, und nicht bloß einzelne Männer, ganze Classen und Reihen vom Feinde waren in sie eingetragen; es kam sogar in Vorschlag, daß die Senatoren in Pompejus Heer zu Gericht sitzen sollten, nicht nur über die, welche sich ihnen wirklich widersetzt, sondern auch über jene, die vermöge ihrer Neutralität unterlassen hätten, ihnen Beystand zu leisten. So umringt von Leuten, deren

Köpfe

Köpfe eben so schwach, als ihre Erwartungen voreilig waren, bestürmt mit unaufhörlichem Zureden, eine Schlacht zu liefern, und zu wenig selbstständig, diesen lästigen Zudringlichkeiten auf die Länge zu widerstehen, entsagte Pompejus seinem eignen Urtheile, aus Gefälligkeit gegen diejenigen, die um ihn waren, und opferte alle Entwürfe der Klugheit den wilden Einfällen auf, welche Habsucht und Leidenschaft seinen Anhängern eingaben. Wenig Tage nach der Eroberung von Gomphi rückte er in Thessalien ein, und lagerte sich auf den Ebenen von Pharsalia, wo sein Legat Scipio mit dem Corps, was er commandirte, zu ihm stieß. Hier erwartete er Cäsars Ankunft, entschlossen zu schlagen und das Schicksal des Reichs in Einer Schlacht zu entscheiden.

Cäsar hatte mit allen nur ihm bewußten Künsten seit einiger Zeit die Gesinnungen seiner Legionen auszuforschen gesucht, um im Fall eines Anfalls für ihre Sicherheit zu sorgen. Da er sie aber alle voll Muthes und guten Willens fand, trug er weiter kein Bedenken, sich den Ebenen von Pharsalia, wo Pompejus im Lager stand, zu nähern. Die Annäherung dieser beyden großen Heere, die aus den besten und geübtesten Kriegern des Erdbodens bestanden, und die Größe des Preises, um den sie kämpften, erfüllten alle Gemüther mit Aengstlichkeit, wiewohl mit verschiedenen Erwartungen. Pompejus Heer, das bey weitem zahlreichste, schwärmte von nichts als Sieg und Ueberwindung; Cäsar seines, besonnener und nüchterner, sann auf die Mittel, den Sieg zu gewinnen. Pompejus Heer verließ sich auf seine Menge und seine vielen Feldherren; Cäsar seines auf seine Kriegskunde und seinen einzigen Anführer. Pompejus Anhänger trotzten auf die Gerechtigkeit ihrer Sache; Cäsars

Digitized by Google

sars seine beriefen sich auf die mannichfaltigen Friedensvorschläge, die sie ohne einigen Erfolg gemacht hatten.

So verschieden waren die Absichten, Hoffnungen und Triebfedern beyder Heere, während ihr wechselseitiger Haß und ihr Ehrgeiz die nämlichen waren. Cäsar, der nie säumte, die Schlacht anzubieten, führte sein Heer dem Feinde in Schlachtordnung entgegen. Aber Pompejus, der entweder den Seinigen nicht trauete, oder vor dem Ausgang der Schlacht sich fürchtete, behielt seine vortheilhafte Stellung eine Zeit lang bey. Einigemal rückte er zwar aus dem Lager hervor, blieb aber immer unter den Verschanzungen am Fuße des Hügels stehn, der sein Lager deckte. Cäsar, der ihn nicht gern mit Nachtheil angreifen wollte, beschloß, am folgenden Tage mit seinem Lager aufzubrechen. Durch diese Maßregel hoffte er den Feind, dessen Truppen der Beschwerden des Dienstes nicht gewohnt waren, abzumüden, und, wenn Pompejus ihm folgen würde, eine bequemere Gelegenheit zum Gefecht zu finden. Seine Erwartung betrog ihn nicht. Kaum war der Befehl zum Aufbruch gegeben, und kaum waren die Gezelte eingepackt, als Nachricht kam, daß Pompejus Heer seine Verschanzungen verlassen, und weiter denn gewöhnlich in der Ebene vorgerückt sey, so daß man es jetzt mit minderem Nachtheil angreifen könnte. Dies war die Ereigniß, die Cäsar so lang und so sehnlich gewünscht hatte. Seit er in Griechenland gelandet war, hatte er immer sein Aeußerstes gethan, um eine allgemeine Schlacht zu erzwingen, und nichts war ihm furchtbarer, als den Krieg in die Länge gezogen zu sehen. Erfreut über die endliche Erreichung seines Wunsches, befahl er seinen Leuten augenblicklich Halt zu machen, erklärte ihnen

mit

mit heiterer Miene, daß jetzt der glückliche Tag da sey, der ihren Ruhm krönen und alle ihre Beschwerden enden würde, stellte sie in Schlachtordnung, und führte sie dem Wahlplatz entgegen. Das feindliche Heer war dem seinigen weit überlegen. Es bestand aus fünf und vierzigtausend Fußkämpfern, und siebentausend Reitern, dagegen das seinige nicht mehr denn zwey und zwanzig tausend Mann Fußvolk, und tausend Pferde enthielt. Diesem Mißverhältnisse vorzüglich in der Reiterey abzuhelfen, hatte Cäsar einige Zeit vorher die stärksten und gewandtesten unter seinen Fußknechten ausgehoben, und gewöhnt, zwischen den Gliedern der Reiterey zu fechten. Vermittelst dieses Einfalls waren seine tausend Reiter Pompejus siebentausenden gewachsen und hatten schon wirklich in einem Scharmützel, der einige Jahre vorher unter ihnen vorgefallen war, die Ueberhand behalten.

Pompejus hatte auf der andern Seite alle mögliche Ursache, einen glücklichen Erfolg zu hoffen. Im Kriegsrath vermaß er sich, Cäsars Legionen ohne Schwertstreich in die Flucht zu schlagen, indem, so bald die beyden Heere geordnet seyen, seine Reiterey, von der er sich die größten Dinge versprach, den Feind überflügeln und umzingeln würde. Labienus lobte diesen Entwurf des Pompejus. Er bemerkte auch, daß Cäsars jetzige Truppen nur noch der Schatten jener Legionen wären, die in Gallien und Britannien gefochten hatten, daß seine Veteranen aufgerieben und durch eiligst angeworbenes Gesindel, das er in dem cisalpinischen Gallien zusammen gerafft hätte, ersetzt wären. Um die Zuversicht des Heeres noch mehr zu verstärken, gelobte er eidlich, nicht anders denn siegreich ins Lager zurück zu kommen, und die

übrigen folgten seinem Beyspiel. In solcher Stimmung und unter so vortheilhaften Umständen führte Pompejus sein Heer zum Treffen.

Seine Schlachtordnung war gut und wohl gewählt. Im Centrum und auf den Flanken stellte er seine Veteranen, und vertheilte die neugeworbenen Truppen zwischen den Flügeln und dem Mittelpunct. Die Syrischen Legionen standen im Centro, und wurden von Scipio befehligt. Die Spanier, auf die er hauptsächlich zählte, stellte er auf den rechten Flügel unter Domitius Aenobarbus; auf den linken über jene beyden Legionen, die Cäsar dem Pompejus zu Anfang des Krieges wieder gegeben hatte. Diese führte er selbst an, und da er mit ihnen den Hauptangriff thun wollte, so hatte er hier auch alle seine Reiter, Schleuderer und Bogenschützen versammelt, als deren sein rechter Flügel, den der Fluß Enipeus deckte, nicht bedurfte. Auch Cäsar vertheilte sein Heer in drey Abtheilungen, deren jede ihren eigenen Befehlshaber erhielt; Domitius Calvinus gebot in der Mitte, Marcus Antonius auf dem linken Flügel, er selbst aber auf dem rechten, um Pompejus auf seinem gegenüberstehenden linken Flügel desto besser die Spitze bieten zu können. Es ist merkwürdig, daß Pompejus sich gerade an die Spitze jener Legionen stellte, die von Cäsarn unterwiesen und zugezogen waren; ein unstreitiger Beweis, wie sehr er sie dem Reste seines Heeres vorzog. Cäsar hingegen stellte sich an die Spitze seiner zehnten Legion, die all ihr Verdienst und ihren Ruf seiner Bildung zu verdanken hatte. Da er die feindliche Reiterey auf einen Fleck zusammen gedrängt sah, errieth er Pompejus Absicht. Um ihm nun zu begegnen, zog er aus seiner letzten Linie sechs

Kohor

Kohorten heraus, formirte sie in ein Reservecorps, das er hinter seinem rechten Flügel versteckte, und befahl ihnen, bey Annäherung der feindlichen Reiterey ihre Wurfspieße nicht wie gewöhnlich zu werfen, sondern in den Händen zu behalten, und den Reitern gerade ins Angesicht und in die Augen zu stoßen; eine Art des Gefechtes, die den jungen Edelleuten, aus welchen der größte Theil der Reiterey bestand, und welche, stolz auf ihre Schönheit, eine Narbe im Gesicht mehr als eine Wunde im Leibe fürchteten, höchstempfindlich seyn müßte. Die kleine Schaar seiner Reiter stellte er so, daß sie die Rechte seiner zehnten Legion deckte, und befahl diesen nicht eher anzugreifen, bis er die Losung würde gegeben haben. Und nun war es an dem, daß das Schicksal des römischen Reiches von den größten Feldherren, den tapfersten Befehlshabern und den geübtesten Kriegsheeren, die die Welt bis dahin noch gesehen hatte, entschieden werden sollte. Einerley Geist beseelte beydes Anführer und Gemeine, und alle schienen entschlossen zu siegen oder zu sterben.

So wie die beyden Heere einander näher rückten, wanderten die Anführer vom Gliede zu Gliede, ermunterten ihre Truppen, entzündeten ihre Hoffnungen, verminderten ihre Besorgnisse. Pompejus stellte den Seinigen vor, daß dies die nämliche Gelegenheit sey, welche ihnen zu verschaffen sie ihm so lang und so dringend angelegen hätten. „Und in der That, fuhr er fort, welche Vortheile könnt ihr euch wohl über einen Feind wünschen, die ihr nicht schon besäßet? Eure Anzahl, eure Munterkeit, eure jüngstgewonnene Schlacht, alles sichert euch einen schnellen und leichten Sieg über diese ausgemergelten und ausgehunger-

ten Truppen, deren beste Krieger vom Alter erschöpft, und die allzumal von dem Schrecken einer neulichen Niederlage entmuthigt sind. Jedoch es gibt ein noch stärkeres Unterpfand unsers Gelingens, als die Ueberlegenheit unserer Anzahl und Stärke — die Gerechtigkeit unserer Sache. Ihr kämpfet heute für die Freyheit und für euer Vaterland. Die Gesetze des Gemeinwesens unterstützen, seine Obrigkeiten begleiten euch. Die Welt ist Zuschauerin euers Betragens, und thut Gelübde, damit es euch gelingen möge. Derjenige im Gegentheil, wider den ihr fechtet, ist ein Mörder und Unterdrücker seines Vaterlandes, und halb besiegt bereits durch das Bewußtseyn seiner Verbrechen sowohl, als jene Niederlage, die wir ihm beygebracht haben. Zeiget denn bey dieser Gelegenheit allen jenen Eifer und jenen Tyrannenhaß, welcher Römern geziemet, und das Menschengeschlecht allein von den Fesseln, die seiner warten, retten kann." Cäsar schritt während der Zeit unter seinen Leuten mit jener gefaßten Heiterkeit einher, die in Mitte der dringendsten Gefahren diesem großen Manne eigenthümlich war. Er erinnerte die Seinigen an die wiederholten Friedensvorschläge, die er gethan habe. Er redete mit Schrecken von dem Blute, das heute vergossen werden sollte, und rechtfertigte sich mit der Nothwendigkeit, die ihn dazu zwinge. Er betrauerte die vielen tapfern Männer, die auf beyden Seiten fallen, und die Wunden, die seinem Vaterlande würden geschlagen werden, möge der Sieg sich neigen auf welche Seite er wolle. Seine Soldaten antworteten seiner Rede mit Blicken voll feuriger Ungeduld. Er bemerkte sie, und gab das Zeichen zur Schlacht. Pompejus Losungswort war Hercul der Unüberwindliche, Cäsars seines, Venus die

Im-

Immersiegende. Es befand sich zwischen den beyden Heeren nur gerade so viel Erdreiches, als zum Fechten erfordert wurde. Pompejus befahl den Seinigen, den ersten Stoß in unbeweglicher und unverrückter Stellung auszuhalten, durch welche Maßregel er den Feind in Unordnung zu bringen hoffte. Mit gewohntem Ungestüm stürmten Cäsars Leute daher. Da sie den Feind aber bewegungslos auf seinem Plaze beharren sahen, hielten sie, wie wann es verabredet wäre, in Mitte ihres stürmenden Laufes inne. Eine schreckliche Pause folgte, während welcher beyde Heere einander mit wechselseitiger Bangigkeit und Erbitterung anschauten. Endlich hatten Cäsars Schaaren wieder Odem geschöpft. Mit erneuertem Muth vollendeten sie ihren Angriff, schossen ihre Wurfspieße ab und zogen sodann die Schwerter. Jetzt befahl Pompejus den Seinigen, das nämliche zu thun; er befahl der Reiterey anzugreifen; er befahl den Schleuderern und Bogenschützen den Angriff der Reiterey zu unterstützen; und Cäsars Truppen, von so vielfacher und überlegener Gewalt übermannet, sahen sich genöthiget zu weichen, und wie es Pompejus vorher gesehen hatte, sich auf die Flanken zu werfen. Augenblicklich gebot Cäsar den sechs Kohorten, die er zu diesem Behuf gespart hatte, hervor zu brechen und zu thun, wie er ihnen vor der Schlacht geheißen hatte. Dies wirkte, wie ers wünschte. Die Reiterey, die sich des Sieges schon gewiß glaubte, fand sich plötzlich aufgehalten; die ungewöhnliche Art des Fechtens, die diese Kohorten übten, ihr fürchterliches Zielen gerad' in die Angesichter ihrer Feinde, die gräßlichen Schmarren und Wunden, womit sie diese glatten Gesichter entstellten, alles vereinigte sich, dem Feinde ein solches Schrecken einzujagen, daß er statt seine Person zu vertheidi-

theidigen, nur seine Gesichter zu retten suchte. Binnen kurzen war die ganze Reiterey geschlagen; in äußerster Unordnung floh sie ins Gebürge, während die solchergestalt entblößten Schützen und Schleuderer in Stücken gehauen wurden. Cäsar befahl den Kohorten, ihren Vortheil zu verfolgen, rückte frisch vorwärts und fiel Pompejus Heere in die Flanken. Der Feind widerstand dem Angriff mit großer Tapferkeit, bis jener seine dritte Linie, die bis jetzt noch nicht gefochten hatte, ins Treffen führte. So von zwey Seiten angegriffen, in der Fronte von frischen Truppen und im Rücken von den siegreichen Kohorten, konnte Pompejus Fußvolk sich nicht länger halten, sondern floh in sein Lager. Die Fremden flohen zuerst. Der rechte Flügel wehrte sich noch mit großer Tapferkeit. Aber Cäsar, jetzt des Sieges gewiß, rief den Seinigen mit seiner gewöhnlichen Milde und Klugheit zu, nur die Fremden zu verfolgen, die Römer aber zu verschonen. Sogleich legten diese die Waffen nieder und empfingen Quartier. Das größte Gemetzel war unter den Hülfsvölkern, die nach allen Richtungen, hauptsächlich jedoch ins Lager flohen. Von Tagesanbruch bis Mittag hatte die Schlacht schon gedauert, das Wetter war äußerst heiß. Dennoch kämpften die Sieger mit ungebrochnem Muthe, angefeuert durch das Beyspiel ihres Anführers, der den Sieg für unvollkommen hielt, so lang er nicht Meister des feindlichen Lagers wäre. Zu Fuß führte er seine Truppen zum Angriff, ihnen zurufend ihm zu folgen und den Tag zu entscheiden. Die Kohorten drinnen wehrten sich eine Zeitlang, wie Verzweifelte. Vorzüglich thaten das die Thracier und andere Barbaren, denen die Vertheidigung des Lagers anvertrauet war. Aber Cäsars siegreichem Heere vermochte keine Tapferkeit zu wi-

widerstehen. Verjagt wurden sie aus ihren Verschanzungen, und flohen alle in die benachbarten Berge.

Cäsar, der Lager und Schlachtfeld mit seinen gefallenen Landsleuten besäet sahe, ward durch den melankolischen Anblick tief erschüttert, und konnte nicht umhin zu einem Nebenstehenden zu sagen: Sie haben es nicht anders haben wollen. Bey seinem Einzuge in das feindliche Lager fand er die erstaunlichsten Beweise von seiner Gegner blindem Eigendünkel und übermüthiger Thorheit. Allenthalben sah man Zelte mit Epheu und Myrthen bekränzt, Betten mit Purpur gepolstert und Schenktische mit Silber belastet. Das Ganze glich mehr einer Anstalt zum Schmause, oder zu einer Siegesfeyer, als einem Lager, dessen Heer um den Sieg erst kämpfen sollte. So lockende Gegenstände wären wohl fähig gewesen, jedes andere Heer, als Cäsar seines, an sich zu ziehn. Aber diesem blieb noch ein Stück Arbeit übrig, und Cäsar erlaubte ihnen nicht an etwas anders, als des Feindes gänzliche Bezwingung, zu denken. Da ein beträchtliches Corps desselben sich wieder in den benachbarten Bergen gesetzt hatte, so beredete Cäsar die Seinigen, ihm zu folgen und den Feind zur Uebergabe zu zwingen. Er fand ihn an dem Gipfel eines Berges. Sogleich begann er den Berg mit einer Linie einzuschließen; aber sie eilten einen Ort zu verlassen, der wegen Mangel an Wasser nicht haltbar war, und suchten die Stadt Larissa zu erreichen. Cäsar führte sein Heer durch einen kürzern Weg, kam ihnen zuvor, und stand siehe! zwischen ihnen und der Stadt in Schlachtordnung. Nun flohen die unglücklichen Flüchtlinge auf einen andern Berg, an dessen Fuß ein Bächlein floß, das sie mit Wasser versorgte.

sorgte. Die Nacht näherte sich, Cäsars Völker waren erschöpft und im Begriff der ununterbrochenen Arbeit von Tagesanbruch an zu erliegen. Dennoch bewegte er sie, noch einmal die Hand anzulegen und den Bach, der die Belagerten tränkte, abzuleiten. Jetzt aller fernern Hoffnung beraubt, schickten die Flüchtlinge Abgeordnete an den Ueberwinder, und erboten sich, sich ihm auf Willkühr zu ergeben. Während die Unterhandlungen gepflogen wurden, nutzten einige wenige Senatoren, die sich unter ihnen befanden, die Nachtzeit, zu entrinnen, die übrigen aber überlieferten am folgenden Morgen ihre Waffen, und ergaben sich der Gnade des Siegers. Cäsar bewillkommte sie mit großer Milde, und verbot seinen Soldaten, ihnen einiges Leid zuzufügen, oder ihnen das Geringste wegzunehmen. So gewann Cäsar durch seine Feldherrn-Klugheit und nie ermangelnde Geistesgegenwart den vollkommensten Sieg, der je gewonnen worden, und zeigte durch die Milde, mit welcher er den Ueberwundenen begegnete, sich seines Sieges würdig. Sein Verlust belief sich nicht höher denn zweyhundert Mann, Pompejus seiner hingegen auf funfzehntausend sowohl Römer als Bundesgenossen; vier und zwanzigtausend ergaben sich zu Kriegesgefangenen, und wurden zum größten Theil dem Reste seines Heeres einverleibt. Allen Senatoren und Rittern, die ihm in die Hände fielen, erlaubte er edlerweise zu gehn, wohin sie wollten, und eine Anzahl Briefe, die Pompejus von Männern, die für neutral wollten gehalten seyn, empfangen hatte, verbrannte er, ohne sie zu lesen, gerade wie es Pompejus vorhin bey einer gleichen Gelegenheit machte. Jetzt, da er alle Pflichten eines Feldherrn und Staatsmannes erfüllt hatte, beschloß er Pompejus zu folgen, ließ jene Legionen, die

ihn

ihn beym Nachsetzen begleitet hatten, von den andern, die die Nacht im Lager zugebracht hatten, ablösen, marschirte sogleich mit diesen ab, und langte noch selbiges Tages zu Larissa an.

Was nun Pompejus anbelangt, diesen großen Feldherrn, der vorhin so viele Proben seines Muthes und seiner Klugheit abgelegt hatte, so sah er seine Reiterey kaum geschlagen, auf die er sein meistes Vertrauen gesetzt hatte, als er Sieg und Vaterland mit einmal und unwiderruflich verloren gab. Statt diesem Unfalle zu begegnen, statt die Flüchtlinge wieder zu sammeln, oder den Fortgang der Ueberwinder mit frischen Truppen zu hemmen, kehrte er, von diesem ersten Schlage gleichsam zermalmet, in sein Lager zurück, und wartete in seinem Gezelt den Ausgang eines Gefechts ab, das er hätte leiten und lenken sollen. Sprachlos verweilte er hier so lange bis man ihm sagte, daß das Lager bestürmet würde. Wie, rief er jetzt, auch innerhalb unserer Verschanzungen lassen sie uns nicht Ruhe? Und sogleich vertauschte er seine Rüstung gegen eine den Umständen angemessenere Tracht, warf sich zu Pferde und floh nach Larissa. Da er nicht wahrnahm, daß man ihm nachjage, setzte er seinen Weg weniger eilfertig fort, versunken in jene finstern Betrachtungen, die seine bejammernswürdige Lage nothwendig in ihm aufregen mußte. So durchwanderte er das romantische Tempe, schlich die Windungen des Flusses Peneus entlang, und traf endlich auf eine Fischerhütte, in welcher er die Nacht zubrachte. Tages darauf bestieg er ein kleines Fahrzeug und entdeckte, während er längs dem Seeufer kreuzte, ein etwas größeres Schiff, dessen Besitzer ihn ohne Bedenken auf-

aufnahm und ihm alle Achtung bezeugte, die ſeiner ehemaligen Größe zukam. Nun ſegelte er aus der Mündung des Peneus nach Amphipolis, von da aber nach Lesbus, um ſeine Gattin Cornelia einzunehmen, die er in dieſem lieblichen Eilande, fern von den Gefahren und von dem Getümmel des Krieges, zurückgelaſſen hatte. Immer hatte ſie ſich mit der ſichern Hoffnung geſchmeichelt, ihren Gemahl als Sieger kehren zu ſehn. Um ſo zermalmender traf ſie die Zeitung ſeines Unglücks. Mehr mit Thränen als mit Worten deutete der Bote ihr die Größe ihres Unglücks an, und hieß ſie eilen, wenn ſie den großen Pompejus mit nicht mehr denn Einem Schiffe und einem Schiffe noch dazu, das nicht ſein gehöre, ſehen wolle. Zu ſtark und zu jählings traf es ſie. Sie ſank ohnmächtig zu Boden und lag eine Zeitlang ohne Bewußtſeyn und Empfindung. Dann erholte ſie ſich, erwog, daß jetzt nicht Zeit zu eitlem Wehklagen ſey, und eilte die Stadt hindurch ans Seeufer. Pompejus empfing ſie ohne einen Laut von ſich zu geben. In ſchweigender Verzweiflung drückte er ſie eine lange Weile an ſein Herz. Nach dieſer finſtern Pauſe fanden ſie Worte für ihr Herzeleid. Cornelia einen Theil ihres gegenwärtigen Unglücks ihren eignen Geſtirnen zurechnend, durchmuſterte manche Unfälle ihres vorigen Lebens. Pompejus ſuchte ſie zu tröſten. Er erinnerte ſie an die Wandelbarkeit aller menſchlichen Schickſale und hieß ſie eben aus der Größe und dem Unerwarteten ihrer jetzigen Drangſale für die Zukunft beſſere Hoffnung ſchöpfen. Mittlerweile hatte ſich das Volk der Inſel, das Pompejus große Verbindlichkeit hatte, um ſie verſammelt, theilte ihren Kummer, und lud ſie in ſeine Stadt ein. Allein Pompejus lehnte ihre Einladung ab und rieth ihnen ſich Cäſar zu unter-

terwerfen. Besorget nichts, rief er, Cäsar ist zwar mein Feind, aber seiner Mäßiggung und seiner Menschlichkeit werde ich immer Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Auch Kratippus, ein griechischer Philosoph, kam, ihm seine Ehrerbietung zu bezeugen. Pompejus, wie es den Unglücklichen nur gar zu gewöhnlich ist, klagte gegen ihn über die Vorsehung. Kratippus, ein Mann von Talenten und Weltkenntniß, vermied sich auf den Gegenstand einzulassen und hielt es für weiser, die Hoffnungen des unglücklichen Mannes zu beleben, als das Ruchlose seiner gegenwärtigen Verzweiflung zu bekämpfen.

In Begleitung seiner getreuen Gattin setzte Pompejus seine Reise fort. Er steuerte südostwärts und hielt nirgends länger als nöthig war, um sich in den Häfen, die er vorüber fuhr, mit Lebensmitteln zu versorgen. Er kam vor Rhodus, aber die Gesinnung seiner Einwohner hatte mit seinem Glücke sich geändert. Er ging nach Attilia, wo einige seiner alten Soldaten und seiner Kriegsschiffe zu ihm stießen. Aber was war das gegen die Macht des Gegners, der ihn auf der Ferse verfolgte? Seine Macht war geknickt, und seine Völker waren zu zerstreuet, als daß er sie hätte wieder zusammen bringen können. Seine einzige Hoffnung beruhte auf den Königen, mit denen er im Bunde stand, und nur von diesen erwartete er Schutz und Beystand. Anfangs war er geneigt, die Parther um Hülfe zu bitten. Dann rieth man ihm, zu Juba dem König von Numidien zu fliehen. Er aber, des Verhängnisses geheimnißreichem Zuge nachgebend, beschloß, sich an Ptolemäus, den König von Aegypten, zu wenden, dessen Vater er große Wohlthaten erwiesen hatte. Zu dem Ende verließ er Cilicien,

cien, worin er sich gerade befand, und steuerte auf Aegypten los. Als er ins Gesicht des Landes kam, schickte er zu dem jungen König und ließ ihn um Schutz und Sicherheit anflehen. Ptolemäus war damalen noch minderjährig. Er sowohl als sein Reich standen unter der Führung des Photinus, eines Verschnittenen, und des Theodotus, eines Lehrers der Redekunst. Diesen Leuten ward Pompejus Ansuchen vorgetragen. Leute wie diese sollten jetzt das Schicksal eines Mannes entscheiden, der wenige Tage vorher Königreichen Gesetze vorgeschrieben hatte. Die Meinungen der Rathsversammlung waren getheilt. Dankbarkeit und Mitleid neigte einige, ihn aufzunehmen, andere hartherziger oder furchtsamer, riethen, ihm den Eingang in das Königreich zu versagen. Endlich stand der Redekünstler Theodotus auf. Er behauptete, beyde Vorschläge seyen gleich gefährlich. Pompejus aufnehmen, hieße ihn zu ihrem Herrn machen, und Cäsars Unwillen erregen; ihn nicht aufnehmen, würde den einen beleidigen ohne den andern zu verpflichten. Nichts sey also übrig, als daß man ihm erlaube ans Land zu gehn und sodann ihn umbringe. Dies würde zu gleicher Zeit Cäsarn verpflichten und aller Besorgniß vor Pompejus Rache ein Ende machen, denn, fügte er eines pöbelhaften und schändlichen Sprichworts sich bedienend hinzu, todte Hunde können nimmer beißen.

In einer Versammlung von Sclaven, den niederträchtigen Zöglingen eines weibischen und wollüstigen Hofes, mußte ein solcher Vorschlag nothwendig durchgehn. Achillas, dem Befehlshaber der Truppen, und Septimius, einem gebornen Römer, der ehedem als Centurio unter Pompejus gedient hatte, ward

die

die Ausführung des blutigen Anschlages übertragen. Mit noch dreyen oder vieren stiegen diese beyde in ein kleines Fahrzeug und ruderten auf Pompejus Schiff zu, das ungefähr eine Meile vom Ufer lag. Als Pompejus und seine Freunde das Boot vom Ufer stoßen sahn, wunderten sie sich über die Geringfügigkeit der Anstalten, die man zu seinem Empfange träfe, und einige begannen die Absichten des ägyptischen Hofes in Verdacht zu ziehn. Ehe sie aber zu einem Entschlusse kommen konnten, hatte Achillas schon den Bord des Schiffes erreicht, hieß Pompejus in griechischer Sprache in Aegypten willkommen und lud ihn in sein Boot, angesehen die Seichtigkeit des Wassers es größern Schiffen unmöglich mache, heran zu kommen. Mit gefaßter Seele sagte Pompejus seinem in Thränen schwimmenden Weibe Lebewohl, und indem er zwey Verse des Sophokles wiederholte, des Inhalts, daß wer einem Tyrannen seine Freyheit anvertrauet, von dem Augenblick an ein Sclave wird, reichte er dem Achillas die Hand und stieg nur von zweyen seiner Diener begleitet ins Boot. Schon waren sie eine beträchtliche Strecke Weges vom Schiffe fortgerudert und noch hatte keiner seiner Begleiter einen Laut von sich gegeben. Um ihnen Reds anzugewinnen, wandte sich Pompejus an Septimius, auf dessen Gesicht er sich besonnen hatte, und sagte: Freund, mich dünkt, daß du und ich einstens Kriegsgenossen waren! Septimius antwortete mit einem bloßen Kopfnicken, ohne ein einziges Wort, ohne einige Höflichkeits- oder Freundschaftsbezeugung. Bey solchen Umständen zog Pompejus ein Papier, auf dem er eine Rede, die er vor dem König halten wollte, entworfen hatte, aus der Tasche und fing an sie nachzulesen. So näherten sie sich dem Ufer, und Cornelia, die ihren Gemahl keinen Augenblick aus dem Ge-

sichte gelassen hatte, fing an Hoffnung zu schöpfen, da sie das Volk, als drängte es sich, Pompejus zu bewillkommen, haufenweise den Strand herunterlaufen sahe. Aber nur zu bald auf die schrecklichste Art ward sie ihres Irrthums inne, denn in dem Augenblick, wo Pompejus, auf den Arm seines Freygelassenen sich stützend, ans Land steigen wollte, durchstieß Septimius ihn von hinten zu und Achillas that das nämliche von vorn.

Als Pompejus seinen Tod unvermeidlich sah, bemühte er sich ihm mit Anstand zu begegnen, deckte sein Antlitz mit seinem Gewande, und ohne ein Wort zu reden, ergab er sich seufzend in sein Schicksal. Bey diesem gräßlichen Anblicke schrie Cornelia so laut, daß man sie am Ufer hörte. Aber die Gefahr, darin sie selbst schwebte, erlaubte den Seeleuten nicht diesem traurigen Schauspiele länger zuzusehn. Sie zogen augenblicklich die Segel auf und da ihnen der Wind günstig war, entrannen sie glücklich dem Nachsetzen der ägyptischen Galeeren. Mittlerweile hatten Pompejus Mörder ihm den Kopf abgeschnitten, den sie zu einem Geschenk für Cäsar bestimmten, und zu besserer Erhaltung seiner Züge einbalsamiren ließen. Der Rumpf nackend an den Strand geworfen ward dem Blicke jedes neugierigen Gaffers preis gegeben. Sein getreuer Freygelassner Philipp blieb jedoch bey ihm, und nachdem die Menge sich verlaufen hatte, wusch er ihn im Meer ab, entdeckte, während er sich nach Materialien ihn zu verbrennen umsah, die Trümmern eines Fischerbootes und eilte, aus ihnen einen Scheiterhaufen zu errichten. Während dieser frommen Beschäftigung gesellte ein alter römischer Krieger sich zu ihm, der weiland unter Pompejus gedient hatte. Wer bist du, sprach er, der zu Pompejus Begängniß so

demü-

demüthige Anstalten macht? Philipp antwortete, er sey einer seiner Freygelassenen. Ach, erwiderte der Alte, so erlaube mir dann dieß fromme Geschäft mit dir zu theilen. Mitten in dem Jammer meiner Verbannung wird es mir zu einigem traurigen Troste gereichen, daß ich zur Leichenfeyer meines alten Befehlshabers geholfen und die Ueberbleibsel des tapfersten Feldherrn, welchen Rom jemalen hervorbrachte, habe bestatten sehen. Nun erwiesen sie dem Körper ihres Herrn und Freundes gemeinschaftlich die letzte Ehre, sammelten die Asche, begruben sie und scharrten einen kleinen Erdhügel über sie zusammen, auf welchen nachher die Inschrift gesetzt ward: Ihm, dessen Verdienste eines Tempels würdig sind, wird gegenwärtig kaum ein Grab gewähret.

Ein solches war das Ende, und ein solches das Leichenbegängniß des großen Pompejus, eines Mannes, der mehrmalen Gelegenheit hatte, sein Vaterland zu unterjochen, sie aber allezeit verschmähte. Lüsterner nach Ruhm als Macht, nach Lob als Alleingewalt, war er im Grunde mehr eitel, denn ehrgeitzig. An kriegerischen Talenten übertraf er alle seine Zeitgenossen, den einzigen Cäsar ausgenommen. Und es war sein Unglück, daß das Verhängniß ihm gerade einen Mann entgegenstellte, welchem gegenüber alle andere kriegerische Tugenden ihren Glanz verloren. Ob seine Absichten während des letzten Krieges gerechter gewesen, als Cäsars seine, muß für immer unentschieden bleiben. Gewiß ists, daß er häufig alle Friedensvorschläge verwarf und von Züchtigung zu reden begann, ehe er einer solchen Züchtigung gewachsen war. Was aber auch seine Absichten auf den Fall, daß er gesiegt hätte, gewesen seyn mögen, so hätte er sie doch unmöglich mit mehrerer Mäßigung ausführen können,

als

als Cäsar in Ansehung der Seinigen that. Der Staat war zu verdorben, als daß ihm anders, denn durch unumschränkte Alleinherrschaft aufzuhelfen wär, und schwerlich hätte eine solche Macht in bessere Hände fallen können, als die Hände Cäsars waren. Von Pompejus Tode an können wir daher die gänzliche Erlöschung der Republik zählen. Von diesem Zeitpunkte an blieb der Senat aller seiner Macht entkleidet, und Rom war von nun an nimmer ohne einen Herrn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google